Deutsche Sprachgesch...

Friedrich Kluge

Digitized by Google

~~27 E 30~~

REP. G. 3937
~~EA 381 A. 4~~

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Kluge

Deutsche Sprachgeschichte

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Sprachgeschichte

Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart

von

Friedrich Kluge

Verlag Quelle & Meyer · Leipzig

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten / Copyright
by Quelle & Meyer, Leipzig 1920 /
Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co., Altenburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Den Forderungen der Gegenwart zu gehorchen und die Vergangenheit unserer Sprache zu erzählen, erfordert Entsagung und Beschränkung. Was die vielen Jahrtausende der literarischen und vorliterarischen, der geschichtlichen und urgeschichtlichen Zeiten über Sprachform und Sprachstoff unseres Deutsch sagen, kann immer nur im Überblick und in Richtlinien, in Einzelheiten und in Anregungen zur Darstellung kommen. Wir wollen die Höhe der Kulturentwicklung schauen, aber in die Tiefen der Naturkräfte dringen wir kaum. So verschieden wie der Standpunkt des Geschichtsforschers, können auch seine Absichten sein. Unter gleichen oder ähnlichen Titeln besitzt das deutsche Volk schon manches wichtige Werk. Und es muß noch mehr derartige besitzen, bis einmal über die Aufgabe deutscher Sprachgeschichte Klarheit besteht.

Die Neuheit meines Unternehmens erhellt weniger aus dem Titel meines Buches als vielmehr aus der Gliederung seines Inhalts. Schnell wird sich der Leser überzeugen, daß ich mich weder mit geschichtlichen noch mit grammatischen Werken verwandter Absichten in einen Wettbewerb wage. Es ist ein neuer Versuch, das Wesen unserer Sprache in ihrem Werden und Wachsen darzustellen. Und dieser Versuch wird vielen verfrüht erscheinen, wenn meine Darstellung einzelne Stufen und Strömungen nicht so eingehend schildert, wie es in Büchern mit gleichen oder verwandten Titeln geschehen ist. Ich mußte die Laut- und Wortformen, die sonst im Mittelpunkt des Fachbetriebs stehen, möglichst zurückdrängen, denn ich konnte unmöglich den Plan verfolgen, eine geschichtliche Laut- und Formenlehre des Deutschen zu geben. In großen Zügen wollte ich vielmehr den Zusammenhang von Sprache und Volkstum für unser Deutsch geschichtlich schildern.

Daß die Neuzeit in meiner Betrachtung nicht zu so reicher Entfaltung kommt, wie es in meinen gesammelten sprachwissenschaftlichen Aufsätzen „Von Luther bis Lessing“ (5. Aufl. 1918) versucht ist, werden meine Fachgenossen wohl verstehen; denn ich konnte unmöglich alles wiederholen, was ich dort als Ergebnisse fremder und eigener Forschungen dargeboten habe. Der Aufbau des vorliegenden Buches verlangt zudem überall Gleichmäßigkeit in dem Gesamtplan, wie ich ihn durch mehr als drei Jahrzehnte in Vorlesungen über die Ge-

Digitized by Google

schichte der deutschen Sprache an den Hochschulen von Jena und Freiburg zur Reife gebracht habe.

Dem Druck des vorliegenden Buches haben mehrere Freunde und Fachgenossen Hilfe und Fürsorge geschenkt, wie ich sie nun schon durch fast zwei Jahrzehnte der Blindheit so notwendig brauche und finde. Von meiner innigen Dankbarkeit sind sie überzeugt, ohne daß ich es ausdrücklich versichere.

Bewegten Herzens widme ich dieses Werk den Fachgenossen und Freunden, die in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mir seit meinem Scheiden aus dem Lehramt wertvolle Beweise von Wohlwollen und Anerkennung mit Wort und Tat zum Ausdruck gebracht haben. Sie waren von der Überzeugung geleitet, daß meine sprachwissenschaftliche Lebensarbeit immer dem Deutschtum gedient hat, dessen Wohl und Wehe drüben wie hüben sich in Sorgen und Befürchtungen auflöst. Möge die Zeit bald nahen, wo wir alle, im Ausland wie im Inland, mit Hoffnungen für unser Deutschtum in die Zukunft schauen dürfen!

Freiburg i. B., den 10. November 1920.

F. Kluge.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Deutsche Sprachgeschichte . . . . . 1—4

I. Die indogermanische Sprachgemeinschaft . . . 5—47

§ 1. Der Wortschatz S. 5. — § 2. Der Sprachbau S. 14. — § 3. Das Urvolk S. 30. — § 4. Die Verwandtschaftsverhältnisse S. 37.

II. Die Entstehung des Germanentums . . . . . 48—116

§ 5. Die älteste Nachbarschaft S. 48. — § 6. Lautverschiebung und Erstbetonung S. 53. — § 7. Der Stabreim S. 61. — § 8. Das Großhundert S. 68. — § 9. Neuerungen im Sprachbau S. 71. — § 10. Neuerungen im Wortschatz S. 83. — § 11. Germanische Männernamen S. 99. — § 12. Germanische Völkernamen S. 106. — § 13. Älteste geschichtliche Nachbarschaft S. 113.

III. Deutschlands geschichtliche Frühzeit . . . . . 117—169

§ 14. Die römische Überlieferung S. 117. — § 15. Germanische Götternamen der Römerzeit S. 125. — § 16. Lateinisches Lehngut S. 129. — § 17. Rheinische Ortsnamen der Römerzeit S. 141. — § 18. Die Sprache der ältesten Runeninschriften S. 146. — § 19. Altgermanisches im Finnischen S. 149. — § 20. Deutsches Vulgärlatein S. 156. — § 21. Das Deutsche zur Römerzeit S. 161.

IV. Die Entstehung des Deutschtums . . . . . 170—226

§ 22. Die Auslautsgesetze S. 170. — § 23. Gotisches im Deutschen S. 173. — § 24. Die Namen der Wochentage S. 184. — § 25. Die westgermanischen Sprachen S. 188. — § 26. Die westgermanische Dichtersprache S. 195. — § 27. Der urdeutsche Sprachbau S. 202. — § 28. Die hochdeutsche Lautverschiebung S. 208. — § 29. Altfränkisches im Altfranzösischen S. 215. — § 30. Deutsch als Begriff und Wort S. 221.

V. Die Anfänge unseres Schrifttums . . . . . 227—265

§ 31. Die Einführung der Schrift S. 227. — § 32. Die Einführung des Endreims S. 237. — § 33. Das lateinische Christentum S. 240. — § 34. Althochdeutsch und Altniederdeutsch S. 249. — § 35. Altdeutsche Ortsnamen S. 254. — § 36. Altdeutsche Frauennamen S. 259.

VI. Mittelalterliche Poesie und Prosa . . . . . 266—308

§ 37. Die Entstehung des Mittelhochdeutschen S. 266. — § 38. Das französierende Rittertum S. 274. — § 39. Die mittelhoch-

Digitized by Google

Seite

deutsche Dichtersprache S. 286. — § 40. Der Ursprung der Familiennamen S. 292. — § 41. Die Anfänge der Mundarten S. 298. — § 42. Die Herrschaft der Literaturdialekte S. 304.

VII. Die Neuzeit . . . . . 309—341

§ 43. Der Bücherdruck S. 309. — § 44. Luthers Bibeldeutsch S. 313. — § 45. Das Jahrhundert der Sprachgesellschaften S. 324. — § 46. Die neuhochdeutsche Schriftsprache S. 331.

Sachregister . . . . . 342—345

Digitized by Google

Deutsche Sprachgeschichte.

Im Werden und Wachsen einer Sprache spiegelt sich die Geschichte eines Volkstums. Aber die Geschichte der Völker hat man doch noch für kein Gebiet im Zusammenhang mit der Sprache erfaßt und dargestellt. Wer unter Geschichte einseitig politische Geschichte versteht, dem wird die Sprache kaum etwas zu erzählen haben. Nur wer alle Lebensäußerungen eines Volkes erfassen möchte und Geist und Form dieses Lebens verstehen will, der erkennt die Wahrheit von Schillers Wort: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation." Und wenn Schiller diesen Gedanken dann weiter verfolgt und dem Glauben Ausdruck verleiht: „Schauen wir in diesen Spiegel, so tritt uns darin ein großes, herrliches Bild von uns selbst entgegen" — so hat er den Geschichtschreibern unserer Muttersprache Aufgaben gestellt, deren Unlösbarkeit die Wissenschaft dadurch eingestanden hat, daß ein Werk, wie es Schiller vor der Seele schwebte, noch nicht geschrieben ist und wohl auch nicht so bald geschrieben wird. Was vielleicht dem Seherblick des philosophischen Dichters in großen Zügen gelungen wäre, das hat die Facharbeit der Sprachforscher noch nicht ins Auge gefaßt.

Die letzten Jahrhunderte der deutschen Vergangenheit sind für die Sprachwissenschaft noch nicht in die Klarheit der Ferne, der Geschichte gerückt; aber die Zeiten der Vergangenheit hält man nur zu leicht für ein Buch mit sieben Siegeln, wenn man an die ungezählten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung denkt, in denen die Urväter des deutschen Volks sich in der Urheimat Kraft und Stärke für ihren geschichtlichen Lebensweg sammelten.

Jahrtausende der Kindheit und Jugend liegen im Dunkel der Urzeit verborgen. Vor den geschichtlichen Großtaten, die im Licht der Geschichte seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung erfolgt sind, hatten deutsches Blut und deutscher Geist eine bedeutende Vergangenheit. Auch vor Arminius haben deutsche Sänger Großtaten des Volks gefeiert; aber die Lieder wie ihre Helden sind nicht unsterblich geworden, weil für die Sprache die jüngere Schwester, die Schrift, noch nicht geboren war. Indes die Sprache selbst besitzt so viel Leuchtkraft, daß auch Jahrhunderte und aber Jahrhunderte

Digitized by Google

vor Arminius im Dämmerschein erglänzen. Der Gegenwart schadet das grelle Licht so sehr, daß die Fülle der Gesichte nicht eine ruhige Betrachtung und Erforschung gestattet, die Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden vermöchte.

Wenn die folgenden Blätter es unternehmen, den Entwicklungsgang unserer Sprache bis zur Gegenwart gleichmäßig durchzuführen, so will das Buch die Ergebnisse der Sprachforschung zu einer geschichtlichen Darstellung erheben. Der Stoff, den die Spracharbeit eines Jahrhunderts zu zergliedern hatte, verteilt sich von selbst auf sieben Zeitstufen: wir unterscheiden die vorgermanische, die urgermanische, die altgermanische, die urdeutsche, die althochdeutsche, die mittelhochdeutsche und die neuhochdeutsche Zeit.

Scharfe Grenzen fehlen. Langsam entwickelte sich die vorgermanische Zeit, als die Germanen noch keine eigentlichen Germanen waren, in die urgermanische Zeit, die noch kein geschichtliches Zeugnis erhellt. Der Übergang vom vorliterarischen Dunkel vollzieht sich in sprachlichen Tatsachen seit den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Da tritt Deutschland in die Geschichte ein und damit zugleich auch seine Sprache. Aber zwischen den alten Germanen unseres dritten und den alten Deutschen unseres vierten Zeitabschnitts greifen die sprachlichen Tatsachen unmerklich ineinander. Schwankend und fließend beginnt die althochdeutsche Zeit schon vor unserm ältesten Schrifttum, das in der Mitte des 8. Jahrhunderts langsam anhebt, um sich dann im 11. Jahrhundert allmählich in die mittelhochdeutsche Zeit umzusetzen. Die mittelhochdeutsche Zeit, deren Regungen schon in der Sprache des 11. Jahrhunderts leben, gipfelt in den klassischen Dichtungen Walthers und Wolframs, erzeugt aber schon im 13. Jahrhundert Lautgesetze, mit denen die Neuzeit, der Entwicklungsgang unserer klassischen Schriftsprache, einsetzt. Werden und Wachsen unserer Schriftsprache ist das große Ziel, dem wir zustreben. Die sprachliche Einheit des deutschen Volks und, man möchte auch wünschen, des deutschen Geistes, besteht in unserer Schriftsprache. Es ist das größte Ergebnis unseres völkischen Entwicklungsgangs, daß wir durch die Stammesunterschiede, die wir vor und nach den Tagen des Arminius immer gehegt und gepflegt hatten, doch den Blick auf unsere Einheit nicht verloren haben, bis unsere Schriftsprache uns geistig, kulturell und politisch zum ersten Male verbunden hat. Und wenn die Politik heute auch nicht alle Lande vereint, die deutschen Geist in deutscher Sprache atmen, so hilft uns die klassische Schriftsprache, in der Luther und Bismarck, Schiller und Goethe ihr Höchstes offenbart

Digitized by Google

haben, auch fernerhin die Zukunft unseres Deutschtums kräftigen und für alle Zukunft sichern.

So ist die Sprache ein Spiegel der Nation. Sehen wir in diesen Spiegel, so tritt uns darin ein großes, herrliches Bild von uns selbst entgegen. Da sehen wir die Wurzeln unserer Kraft, wie sie sich in der Jugend unseres Volkstums zeigten, und die Kraft des Geistes, die fremde Kultur zu deutschem Eigenbesitz wandelt. Aber wir erblicken in dem Spiegel der Sprache auch Spuren der charakterlosen Minderjährigkeit modischer Ausländerei, mit der höhere Bildung in den höheren Ständen dem Deutschtum gefährlich werden konnte. Wenn nie ein Volk gegen das Ausland gerechter war als das deutsche, so hat auch kein Volk die hohe Pflicht wie wir, das sprachliche Erbe der Väter als ein köstliches Gut zu lieben und zu preisen.

So treten wir mit Andacht und Ehrfurcht an die wechselvollen Schicksale unseres Deutschtums heran und nähren in uns das Feuer der Liebe für das Erbe der Väter, das uns immerdar heilig bleiben soll. Das vorliegende Buch sei ein lauter Mahnruf, daß wir uns der Pflichten gegen unser Deutsch mit dankbarem Herzen bewußt bleiben. Es mahne uns, die Forderungen seiner Reinheit und Schönheit in die Tat umzusetzen.

Die Muttersprache führt uns auf die Höhe aller unserer Ideale und führt uns ein in die Herzen der edelsten Menschen, die vor uns waren und mit uns sind, öffnet und erschließt uns das Innere derjenigen, die wir mit Liebe verehren. Aber ist sie nicht auch ein geläufiges Hilfsmittel für Lug und Trug, für Falschheit und Verrat, für Tücke und Hinterlist? Sie dient dem Haß wie der Liebe, der Bosheit wie der Güte, der Niedertracht wie der Treue. Göttlich ist ihr Ursprung, aber leider auch allzu menschlich. Sie läßt ihre Sonne aufgehen über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte. So spiegelt sie alles Menschliche bis hinauf zum Göttlichen wieder. Natur und Geist der Sprache sind unerschöpflich wie das All und unergründlich wie das Sein.

Im Lichte des Worts entfaltet der deutsche Geist durch die Jahrhunderte seine unerschöpfliche Lebenskraft und Leuchtkraft. Die Sonne unserer Muttersprache begleitet uns durch Jahrtausende der Urzeit auf die Höhe des 19. Jahrhunderts und wird uns aus der Tiefe der Gegenwart auch wieder auf eine neue Höhe begleiten. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte. Das deutsche Volk hat schon manchen großen Tag erlebt, als Arminius für Deutschland die Römergefahr bannte, als Walther von der Vogelweide sein „Deutschland über alles" und Luther unser Kampflied von Gott

Digitized by Google

als der festen Burg dichtete, als die Tage Schillers und Goethes sich zu den reichen Jahren deutscher Klassik weiteten und das ganze Leben Bismarcks ein einziges großes Ereignis für Deutschland wurde. So wird auch der Tag der Deutschen in der Geschichte wiederkehren: eine große Vergangenheit gibt uns das Recht auch auf die Zukunft. Aber wenn die Muttersprache uns so treu mit ihrer Begleitung in der Vergangenheit dienen mußte, muß unser Dienst heute und immerdar der Muttersprache gelten. So haben die Diener am Wort ein Anrecht darauf, gehört zu werden, und sie gehorchen der gebietenden Stunde, wenn sie für unser Deutschtum die Pflege der Muttersprache fordern. Und diese Forderung schließt die andere Forderung ein, daß keine andere Sprache der Welt unserer Arbeit und unserer Liebe näher stehen darf als unser Deutsch. Den Trost für die Gegenwart, den wir so notwendig brauchen, spendet die Geschichte unseres Volkstums, und die Geschichte der Muttersprache ist nur ein Teil davon. So betreten wir mit Dankbarkeit im Herzen und mit dem Ernst für eine heilige Sache die Schwelle unserer Sprachgeschichte.

Digitized by Google

I. Die indogermanische Sprachgemeinschaft.

§ 1. Der Wortschatz. Die Rätsel unseres Sprachlebens umspannen manche Jahrtausende. Sie reichen weit über die Anfänge unseres Schrifttums unter Karl dem Großen zurück und auch weit zurück über die Hauptquelle für Deutschtum und Germanentum älterer Zeit, die wir in der Germania des Tacitus anerkennen. Wo Geschichtschreiber und Schrifttum schweigen, da redet die Sprache selbst über unsere Vergangenheit. Und die Sprachforschung führt uns nicht nur zur Entstehung des Germanentums.

Freilich führt uns die Geschichte der deutschen Sprache nicht zu dem Ursprung der Menschheit. Die Einheit des Menschengeschlechts läßt sich sprachlich nicht bestätigen, so sicher sie auch durch die Naturgeschichte des Menschen vorausgesetzt zu werden scheint.

Die neuere Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts — es ist das erste Jahrhundert, das eine wissenschaftliche Spracharbeit besessen hat — glaubt nicht mehr an den Untergang der menschlichen Sprachein heit bei dem Turmbau zu Babel im Sinne der Anschauungen des Alten Testaments. Wenn aber dem biblischen Glauben eine Ahnung von einer Verwandtschaft mancher vorzeitlichen Sprachen zugrunde liegt, so hatte die Annahme ihre Berechtigung, aber jede Verallgemeinerung und Glaubwürdigkeit wäre vorschnell und unbeweisbar. Die vielen Sprachen der Erde haben sich noch nicht auf eine gemeinsame Ursprache zurückführen lassen. Die meisten Sprachen stehen in keinem Verwandtschaftsverhältnis zueinander, denn der Sprachbau ist zu verschiedenartig. Aber viele Völker schließen sich mit andern zu Sprachfamilien zusammen wie die Araber und die Juden, die Inder und die Perser, die Türken und die Tataren, die Finnen und die Lappen.

Erziehung und Unterricht weisen jeden Gebildeten darauf hin, daß unser heutiges Deutsch vielfache Anklänge an andere Kultursprachen in sich birgt. Frühzeitig hat jeden Einzelnen von uns der Anklang von Nebel an lat. nebula, von Nase an lat. nāsus oder von sechs an lat. sex angeregt, und daß unser drei an gr. τρεῖς, unser Mühle an gr. μύλη und unser Türe an gr. θύρα gemahnt.

Digitized by Google

Aber jeder derartige Anklang ist mehrdeutig. Es kann doch auch Zufall vorliegen, wenn z. B. ahd. unda (mhd. ünde) 'Woge' an das gleichbed. lat. unda und unser haben (got. haban) an lat. habere erinnert; jedenfalls ist z. B. der verführerische Anklang unseres Namen an nehmen ebenso trügerisch wie der von lat. hûmânus an homo. Außerdem kann eine Übereinstimmung zwischen Kultursprachen auf Wanderung oder Entlehnung von einem Volk zum andern beruhen, wenn z. B. unser Körper aus lat. corpus, unser Gurgel aus lat. gurgulio und unser Dutzend aus frz. douzaine stammt.

Der Anklang von Wörtern regt zum Vergleich an und berechtigt zur Fragestellung, woher der Anklang stammt, falls Zufall unwahrscheinlich sein sollte. Aber die Antwort auf die Frage wird nur bei geschichtlicher Betrachtungsweise möglich. Fürs Deutsche müssen wir von der Sprache der Gegenwart zu den älteren Stufen der Vergangenheit vordringen. Es geht nicht an, Schlüsse zu wagen, die ein heutiges Wort mit einem lat. Wort Ciceros oder gar mit einem griech. Wort Homers gleichsetzen wollen. Unsere Muttersprache hat sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit den Tagen Karls des Großen bedeutsam geändert. Während unser Zahlwort zwei seit dem Beginn unseres Schrifttums bis auf den heutigen Tag die gleiche Lautform aufweist, herrscht unser nhd. zwingen erst seit etwa 1400, im 12.—14. Jahrhundert galt dafür twingen, im 9.—10. Jahrhundert dwingan und im 8. Jahrhundert thwingan.

Und so darf alle vergleichende Wortbetrachtung nur von älteren Lautstufen ausgehen: je weiter wir rückwärts schreiten, um so deutlicher wird eine Wortverwandtschaft zur Gewißheit werden. Eine Vergleichung des got. hafjan mit lat. capio ist überzeugender als die unseres heben. Ein Zusammenhang von frz. père mit unserm Vater ist nicht so einleuchtend wie der von lat. pater. Eine Zusammenstellung unseres hundert mit lat. centum überzeugt weniger leicht als die von got. hund. Unser hart stimmt nicht ganz so völlig zu gr. κρατύς wie got. hardus. Andd. fôt 'Fuß' stimmt besser zu gr. πόδα als unser nhd. Fuß.

Zwar läßt sich eine vorgerm. Sprachgemeinschaft mit deutschem Wortstoff schon ausreichend beweisen, wenn man sich auch nur auf die beiden klassischen Sprachen von Rom und Hellas beschränkt. Geht man darüber hinaus zu andern verwandten Sprachen, so vervollständigt sich der vorgermanische Wortschatz leicht durch Gleichungen wie andd. folda = ind. pṛthivî 'Erde', unsec frei (ahd. vrî) = ind. priyás 'lieb' und ahd. dëmar 'Dämmerung' = ind. támas 'Finsternis'. Über

Digitized by Google

manche Sprachen reicht eine Verwandtschaft wie lat. plēnus lit. pilnas aslav. plŭnŭ und ind. pûrnás 'voll', und dazu gesellt sich got. fulls 'voll', wenn wir ll aus älterem ln deuten dürfen. Noch reicher gestaltet sich aber der vorgermanische Wortschatz, wenn man ganz von dem Germanischen absieht und aus weiteren Sprachen beliebige Gleichungen zusammenträgt wie gr. πίων = ind. pīvâ 'fett' und gr. κύων = ind. çvâ 'Hund'; lit. akmů 'Stein' = gr. ἄκμων 'Amboß', lit. kirmis = ind. kṛ́mis 'Wurm', lit. eimì = gr. εἶμι 'gehe'; lit. velkù 'ziehe' = gr. ἕλκω 'ziehe', lit. budėti = aslav. bŭděti 'wachen', lit. zēmà = aslav. zima 'Winter'; altir. dán = lat. dōnum 'Gabe', altir. míl 'Tier' = gr. μῆλον 'Kleinvieh', altir. art = gr. ἄρκτος 'Bär'.

Alle die Sprachen, aus denen wir bisher Beispiele vorgeführt haben, bilden die große indogermanische Spracheinheit. Die neuere Sprachwissenschaft überschaut den gemeinsamen Wortschatz, den solche Gleichungen ergeben, so völlig und überzeugend, daß einer der hervorragendsten Sprachforscher, August Fick, in seinem „Vergleichenden Wörterbuch der indogermanischen Sprachen" einen ersten Teil dem „Wortschatz der indogermanischen Grundsprache (Spracheinheit aller Indogermanen)" hat widmen können. Alle germanischen Sprachen führen älteſtes Wortgut des gemeinsamen Sprachstammes teilweise bis auf die Gegenwart, und unser Deutsch besitzt durch die ganze Geschichte seines Schrifttums hindurch aus dem alten Erbe, das schon eine Vergangenheit vieler Jahrtausende hat, so reiche Schätze, daß wir kaum einen deutschen Satz sprechen oder lesen können, in dem kein idg. Wort vorkommt.

Zeugnisse sind z. B. Wörter für allgemein menschliche Begriffe: andd. wēr 'Mann' lat. vir, ahd. gomo 'Mann' lat. homo 'Mensch', nhd. Mann altind. manus 'Mann', ahd. quēna gr. γυνή 'Weib', andd.-ahd. thēgan 'junger Mann' gr. τέκνον 'Kind'; für 'jung' gibt es den alten Wortstamm von lat. juvenis juvencus ind. yúvan yuvaçás, und zu lat. senex senior stimmt got. sineigs 'alt' burgund. (4. Jahrhundert) sinistus 'Ältester' und ind. sánas 'alt'.

So gelten Wortgleichungen oder Wurzelverwandtschaft für die wichtigsten Naturerscheinungen: anord. sól 'Sonne' (dän.-norweg. sol) lat. sol, got. mêna andd. ahd. māno 'Mond' lit. mėnů, ahd. stërro 'Stern' lat. stel a, andd.-ahd. naht lat. noctem gr. νύκτα, ahd. dëmar 'Dämmerung' ind. támas 'Finsternis' (dazu lat. tenebrae), got. riqis 'Finsternis' ind. rájas gr. ἔρεβος, ahd. nëbul 'Nebel' lat. nebula gr. νεφέλη neben gr. νέφος ind. nábhas 'Wolke', anord. vár lat. vēr 'Frühling', andd. wind lat. ventus, andd. ahd. donar 'Donner'

Digitized by Google

lat. tonitru (zu lat. tonare 'donnern'), ahd.-mhd. blic 'Blitz' und andd. bliksmo 'Blitz' zu einer idg. Wz. bhleg (gr. φλέγω) in lat. fulgur fulmen 'Blitz'. Für den Begriff 'Wasser' gilt Verwandtschaft von unserm Wasser engl. water mit got. watô gr. ὕδωρ, und angls. wylm 'Welle' ist eins mit dem gleichbed. ind. ûrmis. Ein alter Wortstamm für 'Himmel' war diw, der in der Bezeichnung der Himmlischen steckt: lat. deus 'Gott' und gr. Ζεύς 'Himmelsgott'. Eine Wz. luk 'leuchten' lebt in unserem Licht wie in lat. luceo 'leuchte' und gr. λευκός 'weiß'.

Bedeutsame Übereinstimmungen im Bereich urverwandter Ausdrücke zeigen unser Deutsch und seine germanischen Verwandten insbesondere in Wörtern für Körperteile von Menschen und Tieren. Für den Kopf und seine Teile vgl. mhd. houbet lat. caput, mhd. gëbel 'Schädel' gr. κεφαλή, Horn lat. cornu, angls. molde ind. mûrdha 'Scheitel', Hirn ndl. hersenen (anord. hjarsi) lat. cerebrum aus*ceresrum, ahd. endi 'Stirn' lat. antiae 'Stirnhaare', engl. brow angls. brú gr. ὀφρύς 'Braue', got. ausô ahd.-andd. ôra lat. auris (für*ausis) 'Ohr', ahd. nasa lat. nâsus aslav. nosŭ ind. násâ, Bart lat. barba, Lippe (engl. lip) lat. lâbium, Mund lat. mentum 'Kinn', andd. tand 'Zahn' lat. dentem gr. ὀδόντα, ahd. guomo 'Gaumen' neben lit. gomurỹs 'Gaumen, Rachen', andd. tunga altlat. dingua 'Zunge', Kinn lat. gena 'Wange', ahd. snabul lit. snãpas 'Schnabel', Kehle lat. gula, Hals lat. collum, ahd. mana 'Mähne' neben lat. monîle 'Halsband'. Für Arme und Beine gelten folgende Verwandtschaften: Arm lat. armus 'Schulter' (armilla 'Armband'), ahd.-andd. elina 'Ellenbogen' lat. ulna gr. ὠλένη, ahd. folma 'Hand' lat. palma, ahd. tënar 'flache Hand' gr. θέναρ 'innere Hand', Faust ahd. fûst aslav. pestĭ, Knie got. kniu lat. genu gr. γόνυ, mhd. hahse 'Kniebug' lat. coxa 'Hüfte', andd. fôt 'Fuß' lat. pedem gr. πόδα, andl.-ahd. fërsna 'Ferse' lat. perna (aus*persna) 'Hinterschenkel', ahd. hamma 'Hinterschenkel' gr. κνήμη 'Schienbein'; mit der Bedeutung 'Nagel oder Kralle' an Fingern und Zehen bei Menschen und Tieren gelten die verwandten Nagel lat. unguis gr. ὄνυξ (alter Stamm nogh). Übereinstimmende Bezeichnungen für Teile des Rumpfes stecken in folgenden Benennungen: ahd.-andd. ahsla 'Achsel' lat. âla (für*axla auf Grund von lat. axilla 'Achselhöhle'), got. ams Schulter' ind. ánsas (gr. ὦμος lat. humerus), ahd. buog 'Schulter, Bug' ind. bâhús 'Arm, Vorderfuß' gr. πῆχυς 'Ellenbogen', ahd. intuoma 'Eingeweide' lat. abdômen 'Eingeweide', andd. hërta 'Herz' lat. cord-is (Nom. cor) gr. καρδία, Ader ahd. âdra gr. ἦτορ, Galle

Digitized by Google

lat. fel gr. χολή, Nabel gr. ὀμφαλός. Unser Lende ist urverwandt mit lat. lumbus für*londhvos, got. hups 'Hüfte' mit gr. πυγή, mhd. ars mit gr. ὄρρος, anord. hlaun mit lat. clûnis, andd. ûdar 'Euter' mit lat. über. Schließlich auch Haut lat. cutis und Fell lat. pellis, sowie Mark engl. marrow awest. mazga aslav. mozgŭ 'Gehirn'.

Wir kommen nun zu allerlei Übereinstimmungen in Wurzeln oder Verbalstämmen, wofür unser essen = lat. edere und ahd. biru lat. fero gr. φέρω ind. bhárâmi 'trage' Musterbeispiele sind. Alte Wortstämme für Begriffe der Bewegung und der Ruhe reichen über die meisten idg. Sprachen. Für 'gehen' zeigen lat. eo gr. εἶμι ind. émi 'gehe' eine gemeinsame Wz. i 'gehen', im Germanischen fehlt allerdings dazu ein Ausläufer von durchsichtiger Klarheit. Eine vorgerm. Wz. stigh steckt in nhd. Steg und dem Ztw. steigen got. steiga 'Weg' — steigan 'steigen' gr. στείχω 'steige' lat. vestigium 'Fußspur', aber unser hinken gehört mit gr. σκάζω ind. khanjâmi zu einer Wz. khang. Gr. κεῖ-ται = ind. çê-tê 'er liegt' und eine gemeinsame Wz. ki liegt in unserm mit gr. κώ-μη 'Dorf' verwandten Heim mit der Grundbedeutung 'Niederlassung' (vgl. anord. hd 'Lager des Bären'). Unser liegen got. ligan gehört zusammen mit gr. λέχος und lat. lectus 'Bett'. Unsere Ztw. stehen, kommen, sitzen haben gute Entsprechungen in lat. sto, venio, sedeo und in gr. ἵσταμι, βαίνω, ἔζομαι: wir haben idg. Verbalwz. sta 'stehen', gwem 'kommen', sed 'sitzen' anzunehmen. Unser fahren und Furt sind wurzelverwandt mit lat. portus 'Hafen' und gr. πορεύομαι 'ich reise'. In ahd. vend(i)o 'Fußgänger' steckt ein Grundwort für 'Weg', das mit lat. pontem 'Brücke' und ind. panthâs 'Weg' zusammenhängt. Für den Flug der Vögel zeugt die Wz. von nhd. Feder im Verein mit gr. πέτομαι 'ich fliege' und πτερόν 'Flügel' und die Wz. unseres fliegen im Zusammenhang mit lat. plûma 'Feder'; für das Kriechen von Tieren lat. serpo 'krieche' (serpens 'Schlange') gr. ἕρπω ind. sárpati 'krieche'.

Überhaupt sind es die elementarsten Lebensäußerungen, in denen sich die Übereinstimmung der idg. Sprachen offenbart. Eine idg. Wz. mor 'sterben' (dazu unser Mord) steckt in lat. mortuus 'tot' (morior 'ich sterbe') und gr. βροτός (für*mrotos) 'sterblich', eine alte Wz. für 'leben' in ahd.-mhd. quëo 'lebendig' (: erquicken 'beleben') neben lat. vîvo vixi victum vîvere; für 'lebendig' vgl. got. qius mit lat. vîvus 'lebendig' und gr. βίος 'Leben'. Unser Atem gehört mit dem gleichbed. ind. átmán und mit gr. ἀτμός 'Dampf', altir. athach 'Hauch' zu einer gemeinsamen Wz. at 'hauchen', und got. anan ind. an 'atmen' steht neben lat. animus gr. ἄνεμος 'Hauch'.

Digitized by Google

Die in ahd.-andd. kind und kunni 'Geschlecht' steckende idg. Wz. gen tritt zutage in andd. kennjan 'erzeugen' wie in lat. gigno 'erzeuge' — genus 'Geschlecht' und gr. γίγνομαι 'ich werde geboren' — γένος 'Geschlecht'. Andd. swëban 'Traum' ist eins mit lat. somnus ind. svapnas gr. ὕπνος 'Schlaf' und beruht auf einer gemeinsamen Verbalwz. svep (andd. answebbian 'einschläfern'). Unser Zähre (got. tagr) deckt sich mit gr. δάκρυ 'Träne'. Unser Ztw. husten stimmt zu der ind. Verbalwz. kâs 'husten', lat. sternuo zusammen mit gr. πτάρνυμαι 'niesen'. Mhd. switzen gehört zusammen mit lat. sûdare gr. ἰδίω, mhd. spîwen 'speien' mit lat. spuo, lat. vomo mit gr. ἐμέω, ahd. itarucken 'wiederkäuen' mit lat. ructus und gr. ἐρεύγομαι 'speie aus', mhd. mîgen mit lat. mingo, mhd. vërzen mit gr. πέρδειν und mhd. vist mit lat. pêdo für *pesdô.

Für Äußerungen der menschlichen Stimme gelten einige Wortverwandtschaften: unser sagen gehört zu einer Verbalwz. seq in lat. inseque = gr. ἔννεπε (Imperativ) 'sage an', unser erwähnen ahd. wahannen zur gleichen Wz. wie lat. vôx Stimme' — vocare 'rufen', unser fragen zu lat. precor 'bitte' und ind. praç 'fragen' (über Frageſätze vgl. unten S. 22), unser singen zu der vorgerm. Wz. sengh in gr. ὀμφή 'Stimme'.

Im Bereich der Sinneswahrnehmungen zeigt sich eine idg. Wz. klu 'hören' in unserm Laut andd. hlûd und got. hliuma 'Gehör', aber auch in gr. κλυτός lat. inclutus 'berühmt' (vgl. auch got. hausja 'höre' mit gr. ἀκούω), eine Wz. vid 'sehen' in got. witan 'sehen' und lat. vidêre gr. ἰδεῖν, eine Wz. spek in unserm spähen und lat. conspicio 'sehe' = ind. paç 'sehen', eine Wz. derk 'sehen' in gr. δέρκομαι = ind. darç, wozu andd. torht 'hell' eigentlich 'sichtbar'.

Neben Verbalwurzeln mit sinnlichem Wortinhalt verdienen Wurzeln mit abstrakter Bedeutung eine Hervorhebung. Unser Verbalstamm können (kann) stimmt zu lat. (g)nôvî und gr. γιγνώσκω. Der Verbalstamm von lat. memini neben moneo 'ermahne' und mentem 'Sinn' gr. μένος 'Mut' steckt in unserm mahnen got. munan 'meinen'. Unser wissen entspricht got. wait = gr. οἶδα 'ich weiß': es ist perfektischen Ursprungs mit der Grundbedeutung 'ich habe gesehen', da es zu der idg. Wz. vid in got. w tan lat. vidêre 'sehen' als Perfekt gehört. Man verbindet lat. fîdo 'vertraue' mit got. beidan 'warten'. Über die Verbalwz. es 'sein' in ist — sind (lat. est — sunt) vgl. S. 28.

Beschränkter als die Zahl der Zeitwörter und Hauptwörter, die wir für die Ursprache in großem Maße voraussetzen können, ist die Zahl von Eigenschaftswörtern wie got. midjis 'mitten' lat. medius,

Digitized by Google

andd. swôti 'süß' lat. suâvis (für*svâdvis) gr. ἁδύς ἡδύς, nhd. enge got. aggwus ind. âhus 'enge', andd.-ahd. thunni lat. tenuis 'dünn', andd. mikil 'groß' gr. μεγάλη 'groß', got. qius 'lebendig' lat. vîvus, got. freis 'frei' ind. priyás 'lieb', got. hardus 'hart' gr. κρατύς, got. kaúrus gr. βαρύς ind. gurús 'schwer', ahd. zëso 'rechts' verwandt mit gr. δεξιός lat. dexter 'rechts', andd. nakud lat. nûdus 'nackt'. Farbenadjektiva scheinen gefehlt zu haben, während ein paar Zeitwörter für Farbenbezeichnungen bestanden haben müssen: die Farbe des Bluts ergab allerdings mit einer Wurzel rudh 'röten' doch schon ein frühstes Eigenschaftswort rudhros 'rot' (lat. ruber gr. ἐρυθρός, wozu anord. rodra 'Blut').

Der Wortbestand gibt einen Einblick in den Kulturzustand, und so haben wir noch kulturelle Begriffskreise ins Auge zu fassen, die in allen idg. Sprachen Übereinstimmungen bieten. Unter den Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade, die für die frühe Ausbildung der Familie und die rechtliche Geltung der Ehe beweisend sind, heben sich zwei Gruppen ab. In der ersten Gruppe herrscht die Endung -ter wie in lat. pater mâter frâter, gr. πατήρ μήτηρ θυγάτηρ, deren Verwandtschaft mit unserm Vater, Mutter, Bruder, Tochter = andd. fader, môder, brôder, dohter feststeht; hierher noch mhd. (Nürnberg) diehter 'Enkel'. In einer zweiten Gruppe gilt der sw-Anlaut von ahd. swëster, swëhur, swigar, swâgur, andd. swiri 'Schwester-sohn' und anord. svile 'Schwager', sowie mhd. geswîe 'Schwägerin', woran sich auch mit su- für sw- ahd.-mhd. sun (got. sunus ind. sûnús 'Sohn') und angls. suhtra 'Neffe' reihen. Aus den Entsprechungen der verwandten idg. Sprachen erwähnen wir nur lat. soror (für*svesor) 'Schwester', socer (für*svecer) 'Schwiegervater', socrus (für*svecrus) 'Schwiegermutter', sowie aslav. svekrŭ 'Schwiegervater' und lit. svainis 'des Weibes Schwestermann' — svõtai Pl. 'Eltern der Braut'. Noch gibt es weitere Verwandtschaftsbezeichnungen in guter Übereinstimmung: vgl. got. awô 'Großmutter' mit lat. avus 'Großvater', ahd. nëvo 'Enkel' — nift 'Enkelin' neben lat. nepos neptis, ahd. snura 'Schwiegertochter' lat. nurus (für*snusus) 'Schwiegertochter'. Unser Deutsch besitzt auf diesem Gebiete mit den verwandten germanischen Sprachen noch manche andere Übereinstimmungen, so daß wir für das idg. Urvolk die feste Ausbildung der Familie und zwar der Großfamilie oder Sippe als festen Zug des Kulturbildes zu betrachten haben.

Mit der gleichen Sicherheit bestimmen wir die Kulturstufe des Urvolks durch seine Zählweise, die das Vielfache von hundert bequem ausdrückt. Wenn die neuere Völkerkunde Naturvölker kennt, deren

Digitized by Google

Zählweise nicht bis zu zehn gelangt ist, so ist es von entscheidender Beweiskraft, daß lat. centum mit gr. ἑκατόν und got.-andd. hund 'hundert' von jeher ein und dasselbe Wort war, denn auch bei den Einern gelten feste Gleichungen wie lat. ûnus got. ains, lat. duo gr. δύο got. twai, lat. três gr. τρεῖς andd. thrî, lat. quattuor got. fidwôr, lat. quinque ahd. fimf, lat. sex ahd.-mhd. sëhs, lat. septem got.-ahd. sibun, lat. octo gr. ὀκτώ ahd.-andd. ahto, lat. novem got.-ahd. niun, lat. decem got. taíhun. Beachtenswert ist auch die Übereinstimmung von lat. sêmivivus mit andd. sâmquik 'halblebendig', sowie die Tatsache, daß idg. sem 'eins' nicht bloß in gr. εἷς μία ἕν (für*smia*sem) und in lat. semel 'einmal', sondern auch in got. simlê 'einst' und sumai (engl. some) 'einige' steckt.

An Einzelheiten bleiben einige wichtige Gleichungen festzustellen wie lat. anguis lit. angis ahd. unc 'Schlange', lat. mûs ahd. mûs 'Maus', lat. lupus ahd. wolf, nhd. Otter lit. údra ind. udrás 'Fischotter', lat. fiber altpreuß. bebrus ahd. b bar 'Biber', ind. çaçá-s ahd. haso 'Hase', gr. ἐχῖνος ahd. igel 'Igel', lat. ovis ahd. ou Pl. ewi (gr. οἷς für*ovis) 'Schaf'. Auch germ. kô stellt sich neben gr. βοῦς (Akk. βῶν), wie ahd. ohso 'Ochse' neben ind. ukšán 'Ochse' und ahd. stior 'Stier' neben awest. staora 'Großvieh'. Lat. sûs 'Schwein' = ahd.-mhd. sû awest. hû 'Sau'. Dem lat. equus 'Pferd' entspricht ein andd. ëhu 'Pferd', dem gr. πῶλος 'Füllen' ahd. folo 'Fohlen' und dem gr. κύων ein ind. çvâ 'Hund'. Lat. anser (für*hanser) = ahd.-mhd. gans, lat. anatem = ahd. anut 'Ente'. Bedeutsam bleibt die Übereinstimmung von lat. pecu 'Vieh' = ahd.-andd. fëhu 'Vieh'.

Indem wir hier einen Überblick über den indogerm. Wortschatz bieten, stellen wir fest, daß unser deutscher Sprachstoff auf die Grundsprache aller Indogermanen noch heute zurückweist. Mancher gemeinsame Besitz, den wir z. B. mit dem Latein und dem Griechischen geteilt haben, ist allerdings im Laufe der Jahrtausende aus unserm alten Erbe ausgeschieden, aber viele Hunderte von Wörtern, über die wir in den verschiedenen Zeitstufen der deutschen Sonderentwicklung verfügen, sind uns von jeher treu geblieben. Sie bilden den Grundstock des Sprachschatzes, der nicht nur die Gemeinsamkeit der Sprache, sondern auch die Gemeinsamkeit des Volkstums bestätigt.

Solche Wortgleichungen und Wortzusammenhänge beweisen nicht nur das vieltausendjährige Alter unseres neuzeitlichen Wortschatzes, sie veranschaulichen zugleich die weite Verzweigung der urverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den germanischen und den außer-

Digitized by Google

germanischen Sprachen. Hier liegt der augenfälligste Beweis für unser Indogermanentum, während Bau und Form sich nur dem geübten Blick des durch sprachvergleichende Arbeit geschulten Auges offenbaren können.

Aber wir können nicht bloß einen großen Teil des Wortbestandes unserer Sprache als idg. feststellen, wir sind auch in der glücklichen Lage, manche urälteste Wörter einwandfrei deuten zu können. Für manche alte Erbwörter ist der Ursprung des Begriffs durchsichtig. So erweist das Ztw. lat. ago = gr. ἄγω für unser Acker lat. ager eine Grundbedeutung 'Trift'. Engl. wheel ndl. wiel beruht mit gr. κύκλος = ind. cakrás 'Rad' als ein gedoppeltes idg. qe-ql-os auf einer Wz. qel in gr. πέλομαι 'ich drehe'; Grundbedeutung von ndl. wiel ist also 'Dreher'. Wenn die Sohnsfrau in Schwaben Söhnerin heißt, liegt es nahe, das idg. snusus snusâ, unser Schnur (vgl. lat. nurus aus *snusus sowie ind. snušâ 'Schwiegertochter') als 'die des Sohnes' oder 'dem Sohne seine' (ergänze 'Frau') zu deuten und aus dem idg. sūnus 'Sohn' und dem Artikel sâ oder dem besitzanzeigenden Fürwort se (lat. se) oder swe (in mhd. swëster, sw ger) zu erklären. Unser Wind lat. ventus stellt sich von selbst zu unserm Ztw. wehen = gr. ἄημι: der Wind ist also 'der Wehende'. Die idg. Bezeichnung für 'Zahn' als d(o)nt in lat. dentem gr. ὀδόντα andd. tand hat deutlich die Bildung eines Präsenspartizips mit -(o)nt und beruht auf der Verbalwz. von lat. edo gr. ἔδομαι andd. ëtan: der Zahn ist 'der Essende' oder 'Esser'. Lat. deus ind. dêvas 'Gott' bedeutet ursprüngl. 'Himmlischer', weil es von ind. div 'Himmel' stammt, und lat. homo = lit. žmů 'Mensch' (got. guma 'Mann') ist dann 'Irdischer', weil es aus einem alten Wortstamm ghom 'Erde' stammt, das wohl auch in unserm Mann (ind. manu-s 'Mensch') steckt, sofern dies eine Weiterbildung aus demselben ghom mit Verlust des Kehllauts vor m ist. In den idg. Sprachen herrscht ein gemeinsames nisdos 'Nest' (ahd.-mhd. nëst lat. nîdus ind. nîdas): es gehört zu der Wz. sed 'sitzen' mit einer Vorsilbe ni- und bedeutet eigtl. 'Niederlassung'. So beruhen lat. nômen (vgl. cognômentum) und got. namô ind. nâma mit g-Verlust im Anlaut auf der idg. Wz. gnô 'erkennen': das Grundwort nō-men besagt von Haus aus 'Erkennung'. Gr. κύων (ind. çvâ) 'Hund' bedeutet als Ableitung zu lat. pecu ahd. fëhu ind. paçu 'Vieh' eigtl. 'Herdentier' (d. h. 'Hirte'?), denn es steht für älteres p(e)kuôn mit Erleichterung des Anlauts. Die Entstehung des Begriffs 'hundert' ist klar: lat. centum got. hund ind. çatám spiegeln ein idg. k(o)mtóm wieder, das ursprünglich nur 'Zehnheit' (nämlich von Zehnern) bedeutet; es stammt

Digitized by Google

von einem idg. dek(o)mt 'zehn' (lat. decem gr. δέκα) und zeigt eine Anlautserleichterung für ein urſprgl. d(e)k(o)mtóm 'Zehnheit'.

Freilich legt uns die idg. Grundſprache nicht oft ſolche Deutungen älteſter Wörter nahe. In anderen Fällen kommen wir über unſichere Vermutungen nicht hinaus, wenn z. B. in ind. catúr 'vier' neben páñca 'fünf' und in gr. τέσσαρες 'vier' neben πέντε 'fünf' ein dem lat. que gr. τε ind. ca entſprechendes idg. qe 'und' enthalten zu ſein ſcheint, oder in lat. se-x und se-ptem ein gemeinſames erſtes Wort se ſtecken kann, wie es in gr. ἑκατόν und ind. sahasram 'tauſend' möglich iſt.

Einfachſtes Menſchentum offenbart der gemeinſame Wortſchatz, der unſer Deutſch mit den urverwandten Sprachen zu einer großen Einheit verbindet. Aber wenn wir für die gleichen Begriffsbereiche jüngere Fremdwörter wie Gurgel und Körper treffen, die noch dem klaſſiſchen Mittelhochdeutſchen fehlen, und wenn neben einem Wort von idg. Alter wie süß ein jüngeres Wort von nur germ. Gepräge wie nhd.-engl. bitter ſteht, ſo ergibt ſich Sichtung und Schichtung unſeres Wortſchatzes als die Grundbedingung aller unſerer Sprachарbeit. Und wenn wir dann in nhd. Wörtern wie Atem, Neffe, Tochter, süß Glieder eines älteſten Urbeſtandes im heutigen Deutſch feſtſtellen, bleibt uns noch das Weſen der Sprache zu ergründen, in die der idg. Wortſchatz ſich einfügt.

§ 2. Der Sprachbau. Führt uns der deutſche Wortſchatz der älteren deutſchen und germaniſchen Sprachſtufen zu dem großen Zuſammenhang der idg. Sprachgemeinſchaft, ſo nötigt uns auch der Zuſammenhang von Wortform und Formwörtern, wie nhd. ist = lat. est, du = lat. tu und in = lat. in, zur vergleichenden Betrachtungsweiſe mit geſchichtlichen Abſichten. Liegt es doch auch jedem, der etwas Latein kann, nahe genug, einen Zuſammenhang des t in nhd. er steht, er kommt, er nennt mit den gleichbed. lat. stat, venit, nominat zu ahnen. Aber auch im Bereich des Sprachbaus iſt Vorſicht nötig, wenn ich habe an lat. habeo und sie haben an lat. habent erinnern, da du hast — er hat nicht ohne weiteres den lat. habes, habet entſpricht; und man bedenke, daß die mhd. Entſprechungen lauten: ich hân, du hâst, er hât. Wir müſſen uns immer an die älteſten Sprachſtufen halten, wenn wir unſern deutſchen Sprachbau in einen mutmaßlichen Zuſammenhang mit Latein und Griechiſch einordnen wollen: got. ist 'er iſt' — sind 'ſie ſind' haben wegen ihres höheren Alters im Verhältnis zu lat. est 'er iſt' — sunt 'ſie ſind' ſtärkere Beweiskraft als nhd. ist und sind, und ahd. sîs 'du ſeiſt' — sît 'ihr ſeid' ſind ohne weiteres klarer im Zuſammen-

Digitized by Google

hang mit den entsprechenden lat. sīs Mehrzahl sītis als nhd. du seist — ihr seid. Unser nhd. er beweist nicht so überzeugend Verwandtschaft mit dem entsprechenden lat. is 'er' wie got. is 'er'.

Lassen sich die Übereinstimmungen im Wortschatz über die idg. Sprachgemeinschaft auch dem Laien klar machen, so reicht für das Verständnis des Sprachbaus nicht der bloße Augenschein aus; nur eindringende Arbeit vermag innerhalb der weitverzweigten idg. Sprachgemeinschaft die Übereinstimmung des Formenbestandes zu erweisen. Und doch liegt für die heutige Sprachforschung die Einheit der idg. Sprachen mehr im Formenbestand als im Wortbestand. Denn das Sprachgut kann sich durch Völkermischung und Kultureinflüsse verändern und erneuern; aber der Sprachbau ist ein Organismus, der sich nach den natürlichen Gesetzen der Vererbung ohne fremden Einfluß fortentwickelt. Zwar können die Lebensbedingungen dieser Weiterentwicklung, die Entwicklungsgesetze des Sprachlebens altes Erbe bis zu einer völligen Verdunkelung umgestalten. Aber die geschichtliche Sprachbetrachtung, wie sie die Sprachvergleichung mit den ihr eigenen Mitteln unternimmt, ist im Stande, Schwierigkeiten zu überbrücken, Dunkelheiten zu beseitigen und Lücken auszufüllen, so daß eine hundertjährige Facharbeit den Bau der idg. Grundsprache völlig zu bestimmen vermocht hat.

In allen Sprachen herrschen Lautveränderungen. Ein Beharren durch viele Jahrhunderte oder gar viele Jahrtausende zeigt sich niemals im natürlichen Sprachleben. Die Sprache verändert sich andauernd, wo es sich um das natürliche Sprechen des Volkes und nicht um die papierene Sprache der Bildung handelt. Alle Sprachveränderungen erkennen wir zwar in ihrer Gesetzmäßigkeit, aber wir verstehen ihre Naturnotwendigkeit keineswegs. Daß ein grundsprachliches dékomt, dékṃt 'zehn' (oben S. 12) ind. dáça gr. δέκα lat. decem frz. dix engl. ten nhd. zehn lautet, ist eine sichere Tatsache, aber die Naturnotwendigkeit einer so vielfältigen Lautentwicklung versteht niemand. Nehmen wir noch das dem gr. πατήρ 'Vater' entsprechende idg. patér 'Vater', das die Forschung als grundsprachlich voraussetzt, so tritt diese Lautgestalt in mannigfaltigen Spielarten auf: ind. pitá, lat. pater, frz. père, altir. athir, got. fadar, westfäl. vâr, armen. hair; aber wir wissen nicht, warum sich die Grundform so vielfältig verändern mußte. Es wird mit den natürlichen Lebensbedingungen zusammenhängen, daß die Lautbildung Änderungen erfährt, die wir für die Vergangenheit so wenig zu begreifen vermögen wie für die Gegenwart. Die Tatsachen sehen wir wohl, aber wir verstehen sie nur in Ausnahmefällen. So muß

Digitized by Google

sich die Sprachforschung zunächst begnügen, durch ihre vergleichende Betrachtungsweise die Tatsachen des Sprachbaus festzustellen — und das ist ihr in so hervorragendem Maß gelungen, daß ein Lehrgebäude der idg. Grundsprache kein Hirngespinst ist, sondern das Ergebnis ernster Facharbeit (vgl. Karl Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen, 1904).

Die Fülle der Möglichkeiten an Sprachlauten ist so groß, daß keine Sprache der Welt sie erschöpfen kann. Auch die idg. Grundsprache besaß nur eine beschränkte Anzahl von Selbstlautern. Die unreinen ö und ü fehlten als Längen wie als Kürzen (Söhne, Töchter — Türe, Bürde). Die Doppellaute uo, üe und ie von mhd. guot, güete und giezen fehlten ebenso wie die ahd. ea und ia, io und eo und das got. iu. So scheinen auch ä und æ als Kürzen und Längen der Grundsprache fremd gewesen zu sein. Vorhanden waren ă, ĕ, ĭ, ŏ, ŭ, wobei man aber die Frage unentschieden läßt, welche davon offen oder geschlossen zu sprechen sind. Die Doppellaute ai ei oi und au eu ou bestanden reichlich, weniger reichlich die mutmaßlichen âi êi ôi und âu êu ôu. Aber eine Eigenheit der Grundsprache waren die sonst überall nur als Mitlauter herrschenden r und l, m und n in der Geltung von Selbstlautern, wie wir sie auch in Reit(e)r und Löff(e)l, At(e)m und Bod(e)n in der Endung sprechen. Solche idg. Selbstlauter, die man r̥ l̥, m̥ n̥ schreibt, gelten z. B. in den grundsprachlichen kr̥nóm 'Horn', vl̥kos 'Wolf', km̥tóm 'hundert', nŏmn̥ 'Name'.

Auch die Zahl der Mitlauter war in der Grundsprache beschränkt. Darin fehlte der sch-Laut von Schiff (engl. ship), wie er nicht bloß dem Lateinischen und Griechischen, sondern auch dem Althochdeutschen und Gotischen fehlt. Auch der h-Laut fehlte: wo Einzelsprachen ihn besitzen, ist er unursprünglich und stets aus andern Lauten hervorgegangen. Gleiches gilt vom f-Laut und von dem Laut des engl. th in thing oder father. Man kennt auch keine grundsprachlichen Doppellaute kk, gg, pp oder dd; die Möglichkeit von tt oder von ss ist noch unsicher; auch gedoppelte r und l, m und n fehlten der Grundsprache. Der tönende s-Laut unserer schriftsprachlichen gelesen und gewesen, singen und sagen war der idg. Grundsprache so gut wie unbekannt. Aber die Indogermanen besaßen den w-Laut in der englischen Aussprache (engl. wind, wild, water), den unser Deutsch jetzt nicht mehr kennt, so wenig wie das Griechische. Eine überraschende Tatsache ist das Fehlen des reinen b von binden und bauen in der Grundsprache, worauf wir noch des öfteren zurückzukommen haben; aber die Verschlußlaute g und d bestanden überall. Das

Digitized by Google

Allerauffälligste jedoch sind die gehauchten Verschlußlaute gh, dh, bh, die für unsere Wissenschaft als unumstößliche Tatsachen zu gelten haben. Diese Laute bestehen noch heute in indischen Mundarten und haben auch im Altindischen von jeher gelebt, während sie von allen übrigen Indogermanen frühzeitig aufgegeben sind; auch darauf kommen wir noch zurück (unten § 4).

So mühsam die Lautlehre der idg. Sprachen bis zur idg. Grundsprache vorgedrungen ist, so schwierig sind auch die Unterschiede im Formenbestand als einheitlich zu erkennen und festzustellen. Es hat Zeit und Arbeit gekostet, die Mehrzahlform des Nominativs got. wulfôs ind. vṛ́kâs im Verhältnis zu gr. λύκοι lat. lupī zu bestimmen und die Akkusativformen lat. lupôs gr. λύκους ind. vṛ́kân got. wulfans aslav. vlūky auf die gemeinsame Grundform lukons: wl̥kons (vgl. kret. λύκονς) zurückzuführen. Aber die Herstellung des grundsprachlichen Formenbaus ist im großen und ganzen geglückt, wenn auch Einzelheiten auf dem schwankenden Boden der Mutmaßungen gelegentlich unsicher bleiben können. So gilt ein Nominativ-s in der Einzahl für die Bildung von Nominativen wie lat. lupus gr. λύκος, lat. hostis runisch gastiz, got. sunus ind. sûnús; so decken sich got. is und lat. is 'er'.

Für den Akkusativ gelten in der Einzahl grundsprachliche luqom: wl̥qom für lat. lupum gr. λύκον ind. vṛ́kam, sowie im sächlichen Geschlecht *yugom = lat. jugum gr. ζυγόν ind. yugám. Bestimmte Wortklassen entbehren im Nominativ der Einzahl ein nominativisches s schon grundsprachlich und zeigen dafür teilweise eine Dehnung wie in gr. πατήρ oder κύων.

Wenn wir so in der Lage sind, verschiedene Formen des Hauptworts für die Grundsprache zu bestimmen, gilt Gleiches auch für die Formen des Zeitworts. Für die Einzahl der Gegenwart nehmen wir grundsprachliche Formen an wie bherô, bheresi, bhereti und nennen daneben nur noch die dritte Person der Mehrzahl bheronti. Für das Zeitwort sein heißt die dritte Person der Einzahl esti, die der Mehrzahl senti. Für eine Form der Vergangenheit reden wir von den augmentierten Formen ebherom, ebheres, ebheret und stellen daneben eine dritte Person der Mehrzahl ebheront; vgl. gr. ἔφερον, ἔφερες, ἔφερε — ἔφερον. Das eigentliche Perfekt zeigt in der Einzahl grundsprachlich die Endungen von gr. οἶδα, οἶσθα, οἶδε. So sind uns zahllose Formen des Zeitworts für die Grundsprache deutlich erkennbar und bestimmbar, wenn wir die Lautgesetze der einzelnen idg. Sprachen kennen und verstehen.

Unsere geschichtliche Sprachbetrachtung kann sich auf eine Dar-

Digitized by Google

stellung des ganzen Formenreichtums nicht einlassen, den die vergleichende Sprachwissenschaft erschlossen hat. Denn nicht alles kommt der Geschichte unserer Muttersprache zugute; endlos viel ist auf dem langen Wege von der gemeinindogermanischen Urzeit bis zum Beginn unseres Schrifttums unter Karl dem Großen verlorengegangen oder vollständig verdunkelt worden. Von dem ererbten Reichtum an Zeitformen hat schon die urgermanische Zeit (unten § 9) vieles abgestreift. Aber hervorzuheben bleibt doch für die Grundsprache neben der Einzahl und Mehrzahl im ganzen Sprachbau auch der Urbestand an Formen einer Zweizahl. Es war hauptsächlich die paarweise Zweiheit, für die die Indogermanen in ihrer Grundsprache besondere Formen besaßen: „die beiden Augen", „die beiden Ohren", „die beiden Füße", „die beiden Beine", „die beiden Arme", auch „die beiden Eltern", „die beiden Gatten"; vgl. gr. ὄσσε 'beide Augen', ὤμω 'beide Schultern', τὼ παῖδε 'die beiden Knaben', βόε 'ein Rinderpaar', ἵππω 'ein Paar Rosse'. Freilich ist auch dieser Reichtum nur zu einem kleineren Teil lebenskräftig geblieben: das Germanische kennt den alten Dual nur im Gotischen für Fürwort und Zeitwort bei 'wir beide' und 'ihr beide'.

Die Zahl der Kasus war in der Zweizahl nicht sehr entwickelt, etwas reichhaltiger in der Mehrzahl. Am reichsten entwickelt war die Formgebung der Einzahl. Da gab es neben einem Dativ noch einen Ablativ und einen Instrumental; bei Zeitbegriffen ist noch ein Zeitkasus denkbar. Und bei Raumbegriffen besteht nicht bloß die Möglichkeit eines Kasus auf die Frage wo?, sondern auch auf die Fragen wohin? und woher?. Es konnte wohl Wörter geben wie z. B. das Fürwort der das, bei dem auf diese Weise vielleicht ein Dutzend Kasus denkbar ist. Aber einen Kasus müssen wir noch besonders im Auge behalten, der allerdings nur in der Einzahl ausgebildet war, aber weder in der Mehrzahl noch in der Zweizahl eine besondere Form entwickelt hat: den Vokativ (unten S. 19).

Noch viel zahlreicher aber als die Wortstämme der verbreiteten Zweisilbigkeit sind einsilbige Wortstämme oder Wurzeln, die als Hauptwörter wie als Zeitwörter bestehen bleiben, wie etwa reg 'lenken, Lenker', duk 'führen, Führer', dik 'sprechen, Sprecher' (vgl. z. B. lat. rêg-em, duc-em, jûdic-em aus *jûs-dic-em). Ehe sie durch Endungen in die Flexionsstufe der Grundsprache hineinwuchsen, müssen sie auch ein flexionsloses Leben gehabt haben. Wir dürfen also annehmen, daß den Formen esmi essi esti 'ich bin, du bist, er ist' eine Wz. es zugrunde liegt, die ursprünglich ein selbständiges Wort war. Wir werden dann aber auch zu dem Schluß gedrängt,

Digitized by Google

daß mi si ti — so oder ähnlich — alte Fürwörter für die drei Personen waren: so waren z. B. mi und ti Fürwörter wie unsere Fürwörter mir, mich und du.

Verstehen wir so Ursprung und Ausbildung einzelner Verbalformen, so dürfen wir ähnlich auch die Entstehung von Nominalformen annehmen. Aber hier überzeugt der Augenschein nicht so leicht wie beim Zeitwort. Der Nominativ gr. λύκος lat. lupus ind. vṛ́kas soll das verkürzte Fürwort so 'der' (gr. ὁ ind.-got. sa) enthalten und der Akkusativ lat. lupum ind. vṛ́kam ein Fürwort me 'in Beziehung auf mich'. So soll auch in i in gr. οἶκο-ι ein raumbestimmendes Adverb stecken, wie in gr. οἴκόνδε ein adverbiales de, und wir werden erinnert an nhd. Wortgebilde wie treppauf treppab, stromauf stromab. Wir werden aber auch an nhd. Raumbestimmungen erinnert wie zu Haus und auf See, bei denen eine Vorsilbe steht, wo wir soeben Nachsilben gesehen haben. Aber eine derartige Aufhellung der Deklinationsform für Einzahl, Mehrzahl und Zweizahl gelingt nicht mit den Mitteln der Grundsprache, sondern nur durch verwandte Erscheinungen der geschichtlichen Sprachstufen, wo neue Bildungsweisen vor unsern Augen entstehen. So verstehen wir von nhd. Mehrzahlformen wie Kinderlein Kinderchen aus die Möglichkeit der sogenannten Infixe, zu denen wir das n von lat. Präsentien stellen wie findo und fundo gegenüber den Perfekten fidi fūdi, die wir uns durch eine Form wie ind. bhinádmi 'ich spalte' veranschaulichen. So drängt der Bau der idg. Grundsprache rückwärts in voraufliegende Zeiträume, in denen sie die Wurzeln ihrer Kraft und Jugend gehabt hat.

Aber diese idg. Grundsprache, die sich im Leben der idg. Einzelvölker widerspiegelt, kennen wir somit nicht bloß als eine einheitliche fertige Sprachstufe, wir erkennen auch noch in Einzelzügen die Spuren ihres Wachstums. Steht sie vor unserm geistigen Auge in einem erstaunlichen Formenreichtum, so ahnen wir doch ihre Entstehung aus einer Stufe ohne Flexionsformen, für die es keine Einzahl und keine Mehrzahl, keine Personalformen des Zeitworts für 'ich, du, er', keine Kasusformen wie gr. λύκος λύκον oder lat. portus portum gegeben hat. Den Beweis liefert die Anredeform von Hauptwort und Zeitwort wie gr. λύκε 'Wolf' und gr. φέρε 'trage', insofern als diese die alten unflektierten Stämme ohne jede Endung sind. So bewahren die späteren Sprachstufen in Vokativ- und Imperativformen versteinerte Reste eines ältesten Zeitraums unserer Sprachgeschichte. Darin liegt aber zugleich ein Anhaltspunkt dafür, daß dorisch φέρε-τι 'er trägt' und φέρε-τε 'ihr tragt' Verwachsungen des

Digitized by Google

alten Grundstamms φέρε mit ursprünglich selbständigen Fürwörtern für 'er' und 'ihr' sind. Es gab in dieser Periode noch kein Endungs-s für Wortformen wie gr. λύκος und lat. lupus, aber es muß sich langsam vorbereitet haben, indem sich offenbar ein Fürwort so (gr. ó) neben dem Wortstamm einfand.

So folgte auf den Zeitraum der Flexionslosigkeit in einem zweiten Zeitraum die Ausbildung des reichen Formenbaus, der nunmehr für die Urzeit als Kennzeichen des Indogermanischen zu gelten hat. Von wirklich indogermanischer Eigenart reden wir erst, wenn ein Nominativ λύκος und ein Akkusativ λύκον neben einem Vokativ λύκε oder eine dritte Person dor. φέρετι 'er trägt' neben dem Imperativ φέρε 'trage' steht.

Wir reden daher von einer vor der Ausbildung der Wortformen durch Deklination und Konjugation gelegenen Ur-Urzeit und glauben also an Wurzeln wie i 'gehen', stă 'stehen', dô 'geben', bhendh 'binden', bhid 'spalten' als urgeschichtliche Wesenheiten, denen einmal ein selbständiges Leben zukam. Aber solche Wurzeln waren doch nicht völlig feste Urwörter. Wir treffen sie in jüngeren Zeitstufen doch auch in überraschenden Spielarten an. Wir glauben für die älteste Urzeit an das Nebeneinander von lu 'lösen' und lus 'lösen' für gr. λύω nhd. los und verlieren (mhd. verliesen), klu 'hören' und klus 'hören' für lat. cluo (inclutus 'berühmt'), nhd. laut und alemann. losen 'hören' (andd. hlust 'Gehör'), nhd. blähen und blasen, nhd. blühen und alemann. Bluešt 'Blüte' (lat. floreo für *floseo), nhd. grün und Gras. Bei solchen Doppelheiten, die nicht nach einzelsprachlichen Gesetzen zu erklären sind, redet die neuere Sprachwissenschaft von einem wurzeldeterminierenden s. In solchen Fällen kann man nicht mehr von eigentlich germanischen Sprachverwandtschaften reden, die Stufe der Verwandtschaft liegt eben nur in einer ältesten Urzeit. Neben s als idg. Wurzeldeterminativ nehmen wir auch ein d für den Wurzelauslaut in gleicher Geltung an; vgl. got. salta (lat. sallo für *saldô) 'salzen' neben lat. sal Gen. salis 'Salz', got. giutan 'gießen' neben gr. χέω, andd. fliotan 'fließen' neben lat. pluo; nhd. wälzen ahd. walzan neben lat. volvo. Die längeren Lautformen der Wurzeln sind deutlich Weiterbildungen aus den kürzeren. Die Zahl solcher Determinative war groß, und ihre Nachwirkungen verzweigen sich weit hinein in das Sonderleben der einzelnen idg. Sprachen. Hier muß es uns genügen, auf solche Züge der Unfestheit für die idg. Wurzeln hingewiesen zu haben.

Aber auch im Wurzelanlaut gab es — wenn auch in bescheidenerem Maße — eine gewisse Unfestheit. Man könnte von

Digitized by Google

Anlautsdeterminativen reden, wenn uralte Wurzeln bald mit, bald ohne s im Anlaut auftreten. Eine ind. Wz. paç 'sehen' erkennen wir in unserm spähen lat. speculari wieder. Zu irisch tiagaim 'ich gehe' stellt sich unser steigen gr. στείχω; neben lat. tego (unser decken) stellt sich gr. στέγω 'ich decke'. Zu lat. tundo gehört got. stautan unser stoßen; zu lat. torpeo 'ich erstarre' unser sterben; im Mhd. heißt die Kehle drozze und strozze. Ein so unfestes Schwanken des Wurzelanlauts läßt sich nach Bedeutung und Ursprung nicht mehr erfassen, und schon auf der letzten und spätesten Stufe der idg. Sprachgemeinschaft, die wir im übrigen leidlich gut zu verstehen glauben, waren sie Überreste aus einer vieltausendjährigen Vergangenheit, deren Ergründung sich uns entzieht. So hat demnach auch die Wurzelstufe der Grundsprache ihre eigene Entwicklungsgeschichte gehabt. Und wenn auch Einzelheiten aus dieser ältesten Urzeit in den spätesten Zeitstufen nachwirken, verzichten wir hier doch lieber auf so unerreichbare Fernen und halten uns besser an dasjenige Indogermanisch, für das die heutige Sprachwissenschaft in erster Linie den Sprachbau erschließen will.

Aber die Vorbedingung des reichen Sprachbaus war das Erbe eines reichen Urstoffes an Wurzeln und Wortstämmen, die aus der vorflexivischen Urzeit stammten — beide ebenso oft mit verbalem wie mit nominalem Bedeutungsgehalt. Wurzeln wie i 'gehen, Gang', sta 'stehen, Stand' und Stämme wie bhere: bhoro 'tragen, Träger, Traglast' als Grundlagen eines durch Formelemente bereicherten Urbestands hatten aber schon von Haus aus Primärelemente mit rein hinweisendem Gehalt neben sich wie me 'ich, mich' und tu 'du, dich', auch i 'er, sie, es' oder to 'der' und qo 'wer', und so gehört der Unterschied von Formwörtern und Stoffwörtern schon der frühsten Zeit an, als die innere Sprachform des Indogermanischen erst in der Entwicklung begriffen war. Als es noch kein Nominativ-s gab, gab es schon in gleicher Bedeutung ein Wort wie tu 'du, dich', das dann in den flexivischen Perioden als Nominativ, und zwar ohne Nominativ-s, weiterlebt.

In den Besitz der Ursprache gehören mithin als wichtige Glieder noch Formwörter wie die Präpositionen in neben lat. in gr. ἐν, unter neben lat. inter, mit neben gr. μετά, vor neben gr. πάρος, ohne ahd. âno got. inuh neben gr. ἄνευ, sowie lat. que = gr. τὲ 'und' und nĕ got. ni ind. na 'nicht'. Sie beweisen, daß neben einem reichen Bestand an Kasus doch auch schon eine jüngere Möglichkeit bestand, gewisse Wortbeziehungen innerhalb des Satzes durch selbständige Wörtchen auszudrücken. Aber der idg. Satzbau war noch nicht zu den mancherlei

Digitized by Google

Arten der Nebensätze vorgeschritten, die in den älteren Literatursprachen auftreten. Außer dem Hauptsatz, der aber auch als Fragesatz möglich war — unser wer und was setzt ein idg. Fragepronomen (gr. πός) fort — gab es nur erst Relativsätze; wenigstens haben die idg. Sprachen ein Relativpronomen jo- besessen, von dem ein alter Rest in unserm ob 'wenn' (ahd. ibu, got. jabai) steckt. Zu den formellen Bestandteilen der idg. Grundsprache dürfen wir noch ausdrücklich auch das Zeitwort sein = lat. esse gr. εἶναι zählen, dessen Wz. es in allen idg. Sprachen lebt; vgl. ahd. ist lat. est gr. ἔστι — ahd.-mhd. sint got. sind lat. sunt gr. εἰσί aus *(s)enti. Wir kennen keine Grundbedeutung dieser Wz. es, sie war immer und überall nur Formwort.

Der Zeitraum, den die Ausbildung des idg. Formenbaus beansprucht hat, läßt sich nicht bestimmen. Aber wir können aus Tatsachen des späteren Sprachlebens doch den Schluß wagen, daß dazu viele Jahrhunderte nötig waren. Nehmen wir z. B. die Ausbildung unseres Fürworts dieser, diese, dieses, so ist die scheinbar einfache und glatte Formengebung ganz deutlich das Ergebnis von Umbildungen, die sich etwa seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. einstellen und bis ins 16. Jahrhundert fortsetzen. Oder, um ein weiteres Beispiel zur Verfügung zu stellen: unser Eigenschaftswort viel mit den Beugungsformen vieler, viele, vieles usw. hat sich allmählich zwischen 1200—1700 voll ausgebildet, da bekanntlich mhd. vil zunächst unflektierbares Eigenschaftswort, und zuvor nur erst nichtflektierbares Hauptwort war. So werden wir für Entstehung des idg. Formenbaus in seinem großen Reichtum mehrere Jahrtausende anzunehmen haben.

Aber das Wichtigste in der Gestaltung des idg. Sprachbaus sollte das früh sich einstellende grammatische Geschlecht werden. Sein Wesen zeigt sich in einer scheinbaren Verleihung von natürlichem Geschlecht an leblose Dinge: der Baum, die Erde; man denke an lat. rota 'Rad', mensa 'Tisch' als weibliche Hauptwörter. Aber der Parallelismus des grammatischen Geschlechts zum natürlichen wird doch in allen idg. Sprachen vielfach durchkreuzt. Das auffälligste Beispiel ist Weib als sächlich, während das weibliche Geschlecht zugleich auch das grammatische sein sollte; kann doch im Angelsächsischen der Begriff 'Weib' durch sé wîfmon (der Weibmensch) ausgedrückt werden. Anord. skáld 'Dichter' ist formell ein Neutrum. So ist auch got. guth 'Gott' formell ein Neutrum, hat aber männliches Geschlecht. Zwar eignet allen idg. Sprachen die Herrschaft des grammatischen Geschlechts, aber im Formenbau spielt es nur

Digitized by Google

eine kleine Rolle. Wenigstens die Hauptwörter in ihrer Beugung sind weder vom natürlichen, noch vom grammatischen Geschlecht abhängig: so beugen Vater und Mutter, Bruder und Schwester, auch Tochter in allen Sprachstufen völlig gleich, und wie die alten r-Stämme zeigen auch die n-Stämme und die i- und u-Stämme in der Formengebung für die beiden Geschlechter keine alten Unterschiede.

Wäre der idg. Sprachbau immer vom natürlichen Geschlecht ausgegangen, dann hätten die ungeschlechtigen Fürwörter ich und du auch ein grammatisches Geschlecht entwickelt, wie du im Semitischen. Daß das grammatische und das natürliche Geschlecht nicht im Sprachbau, sondern nur erst in seiner endgültigen Ausgestaltung eine Rolle spielt, erkennt man noch an der Tatsache, daß der Nominativ bei den i- und u-Stämmen s für männliche wie für weibliche Begriffe gleichmäßig bietet; vgl. got. sunu-s M. 'Sohn' und handu-s F. 'Hand'.

Der Glaube, daß die Ausbildung des grammatischen Geschlechts auf einer Belebung des Unbelebten und somit auf der poetischen Auffassung einer niederen Kulturstufe beruhen müsse, ist unberechtigt, weil undurchführbar. So ist das Verhältnis von die Sonne und der Mond eigentlich nicht als Geschlechtsunterschied aufzufassen, da Sonne im Ahd.-Mhd. auch männlich gebraucht wurde, und zudem zeigt lat. lûna gegenüber der Mond, daß zwiespältige Auffassung einer Naturerscheinung angenommen werden müßte. Zudem lehren lat. nômen sêmen als sächlich, daß das männliche Geschlecht von Name und Same nicht ursprünglich ist: nur die Lautform der Wörter hat hier das Geschlecht bestimmt, aber keine dichterische Auffassung sinnlicher Gegenstände.

Wir dürfen noch einen wesentlichen Gesichtspunkt in Anschlag bringen. Das grammatische wie das natürliche Geschlecht gehört ursprünglich nicht in den idg. Formenbau. Es zeigt seinen wesentlichsten Lebensbereich erst mit den Formwörtchen (der Vater, die Mutter = gr. ὁ πατήρ, ἡ μήτηρ), und diese der und die, ὁ und ἡ sind erst jüngere Zusätze.

Aber wie sollen wir uns die Entstehung des grammatischen Geschlechts denken? Alt ist der Unterschied von Subjektswörtern und Objektswörtern. Es muß Hauptwörter gegeben haben, die nicht eigentlich Subjektswörter sein konnten, und umgekehrt werden andere Hauptwörter im Akkusativ vorgeherrscht haben und im Nominativ seltener gewesen sein. Beruht doch auf diesem Unterschied die alte Doppelheit von ich und mich = lat. ego und me und von gr. ὁ Akk. τόν. Und Sach- oder Stoffwörter können nicht leicht Träger

Digitized by Google

von Handlungen sein, sie werden überwiegend als bloße Ergänzung zu Zeitwörtern aufgetreten sein. Mithin ist das sächliche Geschlecht nur eine Erscheinungsform des männlichen, mit dem es zumeist auch seine Formengebung teilt.

Beim Übergang vom Latein zum Romanischen hat das männliche Geschlecht große Einbußen erlitten, weil vielfach der Akkusativ den Sieg über den Nominativ davontrug, oder anders ausgedrückt, die Objektswörter auf den altererbten Nominativ verzichteten. So beurteilen wir den Zwiespalt von lat. equus gr. ἵππος 'Pferd' und jugum gr. ζυγόν 'Joch' und nehmen an, daß das sächliche Geschlecht nur eine Abzweigung einer einheitlichen o-Deklination ist. Man kann nicht von einer ursprünglichen Alleinherrschaft des Maskulinums reden, geschlechtlich waren die Urwörter zunächst völlig indifferent oder unausgeprägt. Für die Entstehung des weiblichen Geschlechts ist es von Wichtigkeit, daß die Masse ihrer Erscheinungsformen ohne lautliche Kennzeichen ist: lat. hostis M. 'Fremdling' — ovis F. 'Schaf', portus M. 'Hafen' — domus F. 'Haus', homo M. 'Mensch' — caro F. 'Fleisch', pater M. 'Vater' — mater F. 'Mutter'. Wenn es aber vielfach nur eine einzige Deklination gibt, in der das weibliche Geschlecht durch eine eigene Lautform gekennzeichnet wird (lat. terra 'Erde', ahd. ërda 'Erde'), so werden wir wohl mit Notwendigkeit zu dem Schluß gedrängt, daß ihre Verwendung für das natürliche wie für das grammatische Geschlecht nichts Ursprüngliches sein kann, und es finden sich Anzeichen dafür, daß ihre Ausprägung als Feminina doch auch von einer allgemeinen o-Deklination ausgegangen ist, die von jedem Geschlecht völlig unabhängig war. Auch haben alte Femininwörter wie Gans oder Maus niemals ein deutliches Element mit Femininbedeutung besessen, so wenig wie etwa gr. μήτηρ θυγάτηρ neben πατήρ oder lat. mater soror neben pater frater. Bei dem höchsten Alter gerade solcher Wörter dürfen wir für die Formengebung des weiblichen Geschlechts eine verhältnismäßig junge Entstehungszeit annehmen.

Wenn wir so zu dem Verdacht gelangen, daß das grammatische Geschlecht erst eine jüngste Entwicklungsstufe der Grundsprache darstellt, obwohl es allen idg. Sprachen gemeinsam ist, so haben wir uns nunmehr mit einer Lauterscheinung zu beschäftigen, die in unserm Deutsch eine sehr große Rolle spielt, aber erst sehr langsam und allmählich als eine hohe Altertümlichkeit in unserm Sprachbau erkannt worden ist: dem Ablaut.

Der deutsche Ablaut ist nicht, wie man lange angenommen hat, eine sprachliche Eigenart von uns und ein Sonderbesitz. Er ist aller-

Digitized by Google

dings eine starke Macht und ein hervorstechender Zug für die Bildsamkeit unserer Sprache, indem er die Formengebung der Zeitwörter (binden, band, gebunden) wie die der Hauptwörter (Binde, Band, Bund) und das Verhältnis von singen und springen zu den Hauptwörtern Sang und Sprung gleichmäßig bedingt. So gilt schon im Altniederdeutschen des Heliand (um 830) und im Gotischen des Ulfilas (um 350) das Zeitwort bindan, band. Noch im neueren Sprachleben äußert der Ablaut seine natürliche Triebkraft, wenn z. B. Hieb und Schund nhd. Wortgebilde neben hauen und schinden sind. Das abgelautete Partizip gepriesen tritt erst spätnhd. neben preisen auf. Die Vergangenheitsform frug zu fragen wird zwar von der Schulgrammatik beanstandet, hat aber in Norddeutschland und in der unter norddeutschen Schrifteinflüssen stehenden Literatursprache durchaus Berechtigung.

Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft (gest. 1863), konnte den Ablaut für eine sprachliche Eigenart des Deutschen halten. Allerdings gebrauchte er deutsch auch gleichwertig mit 'germanisch'. Wenn aber das neuere Englisch verhältnismäßig weniger Ablautserscheinungen aufweist als unser Deutsch, so hat es mit der Einschränkung des Ablauts zugleich viel von seiner alten Bildsamkeit aufgegeben.

Aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich die idg. Sprachwissenschaft immer mehr davon überzeugt, daß der deutsche und germanische Ablaut ein viel höheres Alter beansprucht und in eine sehr weit zurückliegende Vergangenheit reicht. Treffen wir doch Spuren des Ablauts auch im Latein. Wir müssen nur bedenken, daß dem deutschen a in acht, Gast, Nacht das o von lat. octo, hostis, nox entspricht, dann leuchtet der Vokalwechsel in lat. tego: toga oder sequor: socius als Gegenstücke zu helfen: half ein. So zeigen auch die Formen der Vergangenheit des Zeitworts Ablaut wie fodio: fôdi, scabo: scâbi, sedeo: sêdi, capio: cêpi. Die Bedeutung des Ablauts für die idg. Formbildung läßt sich aber auch mit rein lateinischen Sprachmitteln nicht klar erfassen.

Im Griechischen sind beim Zeitwort Ablautserscheinungen nicht zu verkennen: δέρκομαι: δέδορκα, λείπω: λέλοιπα. Auch für sonstige Wortbildungen offenbart das Griechische Ablautserscheinungen wie in πένθος 'Schmerz' neben πέπονθα 'ich habe gelitten'.

Die meisten Schwierigkeiten in den Selbstlautern, die wir in Wurzelsilben von Zeitwörtern antreffen, fallen in den Bereich des Ablauts. Ist der Ablaut aber kein Charakteristikum des Deutschen oder des Germanischen, so zieht die Frage nach dem Alter dieser Sprach-

Digitized by Google

erscheinung zugleich die Frage nach ihren Gründen und Ursachen nach sich. Aber es versteht sich von selbst, daß einzelne Zeugnisse aus dem Latein und dem Griechischen nicht ausreichen, das Wesen des Vokalwechsels aufzuhellen. Viel weiter rückwärts in einer fernen Vergangenheit muß Ursprung und Begründung des Ablauts gesucht werden.

Aber wie ist unser Sprachstamm zu der verbreiteten Erscheinung gelangt, die wir unter dem Schlagwort Ablaut zusammenfassen? Der umfassendste Ablaut läßt sich kurzweg als eine Wesensgleichheit von e und o behaupten: eine Wz. nem lautet auch nom und ein zugehöriger Wortstamm kann neme, nomo, nemo, nome lauten, deren Anwendung allerdings nicht willkürlich, sondern einigermaßen geregelt ist; vgl. dor. φέρομες, φέρετε, φέροντι. Aber wie soll eine solche Identität von e und o klar sein? Sind sie Spaltungen aus einer Vorstufe ö (œ)? In der idg. Grundsprache fehlt zwar der ö-Laut (oben S. 16), aber er würde vielleicht genügen, Identität und Zwiespältigkeit von e: o zu erklären.

Weitverbreitete Ablaute ē: ê, ō: ô, ā: â haben nicht das Auffällige des eben besprochenen Ablauts e: o, der über alle andern Ablaute bei weitem das Übergewicht hat. Denn daß Längen und Kürzen von Selbstlautern bedingungsweise miteinander wechseln können, dafür liefern beliebige Sprachen Gegenstücke wie Gräs: Gråses oder Gläs: Gläses in norddeutscher Aussprache. Freilich erkennen lassen sich jetzt die Bedingungen aller urzeitlichen Ablaute nicht mehr. Und doch gibt es eine Ablautsstufe, deren Grundbedingung deutlich zutage tritt: im Ablautsystem spielt eine sogenannte Schwundstufe insofern eine wichtige Rolle, als wir ihre Grundbedingungen zu erkennen vermögen, und dieses ist eine älteste vorgermanische Betonungsweise.

Die indogermanische Betonung ist für unsern ganzen Sprachstamm eine der wichtigsten Einzelentdeckungen. Steht doch in allen Sprachen aller Zeiten Wort und Satz von jeher unter bestimmten Betonungsverhältnissen, und es gibt nirgendwo ein Wort oder einen Satz, der in dieser Hinsicht zu Bemerkungen keinen Anlaß gäbe. Jede Tonstellung und Tonverschiebung muß immer Sprachänderungen nach sich ziehen. Die Mehrzahl der idg. Sprachen hat durch Tonverschiebung viele wesentliche Umformungen erfahren. Die neuere Forschung erschließt durch ihre vergleichende Arbeit auch in dieser Richtung den vielfach verlassenen Urzustand.

Das ältere indische Schrifttum der religiösen Texte (Vedas und Brahmanas) hat den Sprachforschern diese Arbeit erleichtert durch

Digitized by Google

regelmäßige Tonzeichen. Und da hat sich bald herausgestellt, daß die Betonungsweise des Indischen dem Urzustand näherstehen muß als z. B. die von Latein oder Deutsch. Die Regeln der indischen Betonung sind zu verwickelt, als daß wir es nötig hätten, für die Zwecke der deutschen Sprachgeschichte darauf einzugehen. Wir stellen nur fest, daß in einem beliebig langen Wort des Altindischen jede beliebige Silbe betont sein kann, je nach der Wortklasse oder Wortform, die vorliegt. Der für uns wichtigste Fall ist die Möglichkeit der Endbbetonung; vgl. z. B. ind. sûnús 'Sohn', çatám 'hundert', snušá 'Schwiegertochter', sowie pitá 'Vater' neben bhrátar 'Bruder' und aštáu 'acht' neben dáça 'zehn'.

Das Griechische, das zwar eine Reihe von Tonverschiebungen in vorgeschichtlicher Zeit erfahren hat, hält vielfach in Übereinstimmung mit dem Altindischen an der ererbten Endbetonung fest, wie in πατήρ 'Vater' ind. pitá, ζυγόν 'Joch' ind. yugám, ἑκατόν 'hundert' ind. çatám, ὀκτώ 'acht' ind. aštáu, ἡδύς 'süß' ind. svâdús, πολύς 'viel' ind. purús.

Noch das heutige Russisch und Litauisch bewahren die Möglichkeit alter Endbetonung: sie liefern zu manchen indischen und griechischen Wörtern Entsprechungen wie russ. snochá 'Schwiegertochter' ind. snušá gr. νυός, žená 'Weib' gr. γυνή, svekrów 'Schwiegermutter' ind. çvaçrú — lit. sūnùs 'Sohn' ind. sûnús, auszrà 'Morgenröte' ind. usrá, platùs 'breit' gr. πλατύς ind. pṛthús.

Solche Tatsachen ergeben mit Sicherheit die Möglichkeit alter Endbetonung, wie sie z. B. für Latein und Gotisch unmöglich ist. Aber es bestand in der idg. Grundsprache nicht nur die Möglichkeit der Endbetonung. Wenn wir einmal im Altindischen das treuste Bild der idg. Betonung anerkennen, legen wir denselben Wert auch auf die Erstbetonung von ind. ábharam 'ich trug' neben bhárâmi 'ich trage' und ádʒçam 'ich sah'.

Wenn wir die idg. Urbetonung als frei bezeichnen, so wollen wir damit sagen, daß sie nicht bedingt war durch Länge oder Kürze irgendwelcher Silben, auch nicht durch den Charakter von Silben als Wurzelsilben, Vorsilben oder Nachsilben: jede beliebige Wortsilbe konnte betont sein. Aber jede Betonung folgte festen Regeln, und insbesondere galt Tonwechsel für verschiedene Wortformen: im Bau und in der Formengebung von Hauptwort und Zeitwort spielt der Tonwechsel eine große Rolle, und wir beobachten auch in dieser Hinsicht eine wichtige Übereinstimmung zwischen Altindisch und Griechisch, wenn z. B. im Griechischen πόδα Gen. ποδός und im Altindischen pádam Gen. padás, sowie νύκτα Gen. νυκτός und

Digitized by Google

altind. náktam Gen. naktás, in völliger Übereinstimmung betont sind. Hierher gehört auch der Tonwechsel von ind. bibhéda 'ich habe gespaltet' und bibhidimá 'wir haben gespaltet'. Man beachte auch Fälle wie ind. çvaçrú 'Schwiegermutter' neben çváçuras 'Schwiegervater', vṛkí 'Wölfin' neben vṛ́kas 'Wolf', naptí 'Enkelin' neben nápat 'Enkel', auch gr. οἶδα 'ich weiß' : εἰδώς 'wissend'.

Wir begnügen uns hier mit der Feststellung: die idg. Grundsprache kannte eine wechselnde Betonung, die die erste oder letzte Wortsilbe treffen konnte. Aber der idg. Wechsel der Betonung beansprucht ein besonders hohes Alter. Er ist älter als manches im Bereich der Selbstlauter. Der Vokalwechsel, den wir als Ablaut für ein Erbe der Grundsprache halten, ist erst eine Folge des alten Tonwechsels: pat 'fliegen' in papáta 'ich bin geflogen' — paptimá 'wir sind geflogen'.

Hier reden wir von einer Schwund- oder Nullstufe der Wurzelsilbe, weil hier das wurzelhafte e in der Unbetontheit null und nichtig geworden, d. h. geschwunden, ist. Daß die Betonungsverhältnisse einen solchen Perfektablaut hervorgebracht haben, erkennt man auch an den präsentischen Formen der idg. Wz. es 'sein': sie sind anzusetzen für die Einzahl als esmi essi esti, für die Mehrzahl als smes ste senti. Und noch heute zeigt unser er ist : sie sind = lat. est : sunt diesen Zwiespalt zwischen Einzahl und Mehrzahl, der auf dem idg. Tonwechsel beruht.

Tritt nun z. B. in Wurzelsilben, sofern sie unbetont geworden sind, eine Ausstoßung des e-Vokals ein, so kann die Schwundstufe ganz neue Gestaltungen von Wurzelsilben hervorbringen. Enthalten die Wurzelsilben r oder l, m oder n, so findet sich in der Schwundstufe die neue Reihe von Selbstlautern r̥ und l̥, m̥ und n̥ ein, die wir oben S. 16 festgestellt haben, und es entwickelt sich z. B. bhn̥dh als Schwundstufe neben bhendh oder bhondh. Und damit erklären wir den Wechsel von Bund neben Binde und Band und im Zeitwort die Stammzeiten binde, band, gebunden (unten § 9).

So sind Ablaut und Tonwechsel von jeher Triebkräfte gewesen, in denen der idg. Sprachbau beruht. Wenn sie durch alle Zeiten hindurch die lautliche Umgestaltung der Wörter und der Wortformen bedingen, so haben wir schließlich noch eine letzte Triebkraft namhaft zu machen, auf der die ständige Erneuerung des Sprachschatzes beruht. Die Fortschritte im Kulturleben verlangen immer nach neuem Wortgut, wenn die Sprache mit der Entwicklung des Volksgeistes Schritt halten will, und da ist die Bildsamkeit der Sprache in immer neuen Zusammensetzungen jedem Fortschritt dienstbar. Durch alle Jahrtausende hin

Digitized by Google

ergänzt und erneuert sich die überkommene Sprache bis auf den heutigen Tag nach denselben Gesetzen der Wortbildung, die noch heute in unserem Deutsch lebendig wirken. Wie jetzt das 20. Jahrhundert Zusammensetzungen wie Luftkampf, Fliegerabteilung, Unterseebootkrieg unserm Wortschatz dauernd einverleibt hat, so hat die Industrie des 19. Jahrhunderts Neubildungen wie Eisenbahn, Dampfschiff, Dampfboot gezeitigt, und der Purismus vom Ende des 18. Jahrhunderts hat Bittsteller, Kerbtier, Zerrbild, der des 17. Jahrhunderts hat Trauerspiel, Schauspiel und Mundart neugeschaffen.

Diese Fähigkeit der Wortzusammensetzung, die allen germ. Sprachen von jeher geläufig war (vgl. got. fingragulth 'Fingergold' d. h. 'Ring', gastigôds 'gastfreundlich', grunduwaddjus 'Grundmauer', gudafaúrhts 'gottesfürchtig'), ist keineswegs etwas Selbstverständliches. Man braucht nur einen Blick auf das Latein und seine romanischen Tochtersprachen zu werfen, um zu erkennen, daß die Bildsamkeit des Germanischen eine Schöpferkraft ist, wie sie nicht überall anzutreffen ist. Aber das Latein hat tatsächlich einen angestammten Urtrieb der idg. Grundsprache seltsamerweise ganz verkümmern lassen, und nur in vereinzelten Resten zeigen sich noch Ausläufer, wenn z. B. jûdex 'Richter' für urspr.gl. *jous-dic-s eigtl. 'Rechtsprecher', hospes 'Wirt' für *hostipotis eigtl. 'Gastherr', agricola eigtl. 'Feldbauer', auspex 'Vogelschauer' für eigtl. *avi-spec-s, fidicen 'Lautenspieler' für *fidican und tibicen 'Flötenspieler' für *tibican, gallicinium 'Hahnengesang' für eigtl. *gallocanium, opifex für *opo-fac-s steht; nur selten sind im Latein junge Wortgebilde nach Art von respublica, jusjurandum, aquaeductus, jurisconsultus, legislator.

Aber wie reich ist dem Latein gegenüber das Griechische an Zusammensetzungen. Wenn die Sprache Homers und unsere neuere Dichtersprache ihre Zusammensetzungen nach Hunderten und Tausenden zählen dürfen, so handelt es sich um ein Bildungsgesetz aus idg. Erbe. Zum Teil stellen sich frühgriechische Zusammensetzungen neben modernere Wortgebilde des Deutschen, wenn sich neben Bismarckfeier, Goetheabend schon altgriech. Wortgebilde wie Ἀργοναῦται, Διόσκουροι, Μινώταυρος, Ἑλλήσποντος und Πελοπόννησος stellen. Zwar können wir wohl keine festen Zusammensetzungen für die idg. Ursprache erschließen, aber wir wissen aus der Sprache der indischen Veden, daß auch das älteste Indisch mit dem Altgriechischen wetteifern kann in der Bildsamkeit, die sich in immer neuen Zusammensetzungen offenbart. Und diese Bildsamkeit nehmen wir nicht erst für die letzte und späteste Stufe der idg. Grundsprache an; sie kann nicht aus der Zeit der endgültigen Wortbiegung stammen, sondern wurzelt in der Zeit

Digitized by Google

vor allen Sprachformen, in der Zeit der Wortstämme, die in den ersten Wortgliedern ein tatsächliches Dasein behalten haben. Die ersten Wortglieder von gr. θεό-δοτος 'gottergeben', ἱππό-δρομος 'Rennbahn' sind die alten Stämme so gut wie in got. fingra-gulth 'Fingergold', handu-waúrhts 'handgewirkt'. Und wenn noch heute in zahllosen Zusammensetzungen das erste Glied als Wortstamm aufzufassen ist (Haustier, Hausvater, Hauswirt), so spüren wir die alte Gesetzmäßigkeit der ältesten Frühzeit.

Durch alle geschichtlichen Zeiten offenbart unser Deutsch in seinem Sprachbau die idg. Eigenart. Wortformen wie ich und was, (er) ist — (sie) sind und Vorwörter wie an und in verraten dem Sprachforscher für mehrere Jahrtausende das feste Beharren eines Erbes, das unser Deutsch mit so vielen Kultursprachen von Gegenwart und Vergangenheit verbindet: ein idg. Urvolk ist des großen Rätsels Lösung.

§ 3. Das Urvolk. Die gemeinsame Grundsprache, die der Bau und der Wortschatz der dadurch verbundenen Völker und damit unserer Muttersprache als Glied einer großen und zugleich festen Kette erweist, gehört einem um viele Jahrtausende in die Urzeit zurückzuverlegenden Urvolk als Träger dieser Grundsprache an. Aber diese Grundsprache ist der große und klare Spiegel, in dem wir das Bild des Urvolks in mancherlei Zügen erkennen, die für sich Wahrheit oder doch die größte Wahrscheinlichkeit beanspruchen. Ist aber die letzte Stufe der Grundsprache das eigentliche Ziel der neueren Forschung, die zunächst nicht darnach trachtet, die Entstehung dieser Grundsprache noch aus einer voraufliegenden Urzeit von ungezählten Jahrtausenden zu entwickeln und abzuleiten, und dürfen wir in unserm Deutsch von heute eine Geschichte von etwa rund zehn Jahrtausenden belegen, so dürfen wir vielleicht lehren, daß, wenn wir von den im Dunkel verborgenen Jahrtausenden einer noch älteren Entstehungsgeschichte oder Kindheit der Sprache absehen, etwa um 8000 die erreichbare und erweisbar letzte Stufe der gemeinindogermanischen Grundsprache gelegt werden darf.

Aber das erschließbare Urvolk hat für uns keinen erschließbaren Namen. Man hat sich seit etwa hundert Jahren gewöhnt, es als „Indogermanen" zu bezeichnen und beharrt bei dieser Bezeichnung, wenn sie auch oft beanstandet ist. Wir werden sie deswegen noch lange nicht als glücklich oder gar als schön loben.

So reich und bildsam wie Wortschatz und Sprachbau waren auch die Indogermanen selbst. Ihr Bild setzt sich aus Kulturzügen zusammen, die aus allen verwandten Sprachen sich einheitlich zusammen-

Digitized by Google

fügen. Und eben aus der Einheitlichkeit der Züge und des Bildes ergibt sich die Richtigkeit aller unserer sprachwissenschaftlichen Rückschlüsse.

Im allgemeinen hat Sprachverwandtschaft auch als Beweis der Blutsverwandtschaft zu gelten. Zwar gibt es auch Ausnahmen von dieser Regel, und insbesondere in der Neuzeit kann die Sprache des einzelnen nicht ohne weiteres für die Blutsverwandtschaft mit einem Volkstum beweisen. Für die Germanen der Urzeit nimmt Tacitus als ihr frühster Ethnograph eine eigene Rasse und Rassenreinheit ohne irgendwelche Völkerverwandtschaft an, wenn er gleich im Beginn seiner Germania Kap. 2 erklärt: ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos. Vor der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat sich die Meinung des alten Römers aber nicht behaupten können. Wer die Sprache als das wesentlichste Kennzeichen für ein Volkstum ansieht, muß den ganzen Sprachstamm der Indogermanen auch durch Bande des Bluts verbinden. So gut wie die zahlreichen Stämme der Germanen durch ihre Sprache auf eine ursprüngliche Sprach- und Volkseinheit zurückgeführt werden müssen, mit dem gleichen Recht nehmen wir für alle Völker wie für alle Sprachen der Indogermanen im wesentlichen eine Einheitlichkeit an. Der Begriff der Rasse kommt hier nicht in Frage, solange wir in der Sprache das Hauptmerkmal für ein Volkstum anerkennen. Wir müssen hier der Frage nach einer idg. Rasse für unsere Zwecke aus dem Wege gehen und fragen bloß von unserm sprachlichen Standpunkt aus nach dem idg. Urvolk.

Volkszahl und Landgebiet des Urvolks dürfen wir uns aber auf Grund der folgenden Erwägung nicht zu klein denken. Die Grundsprache, die von der neueren Sprachforschung erschlossen ist, beruht auf der Entwicklung ungezählter Jahrtausende. Wir müssen für den Ausbau des wunderbaren Formenreichtums der idg. Grundsprache viele Jahrtausende in Anspruch nehmen, d. h. die Entstehung der idg. Grundsprache verliert sich rückwärts in so weite Zeiträume, daß Volkszahl und Landgebiet in stetem Wachstum und in steter Ausdehnung begriffen waren. So müssen wir uns das der Wissenschaft zunächst erreichbare Volkstum nach Menschenzahl und Landgebiet ausgedehnt und umfangreich denken und nicht klein und unbedeutend. So hoch wir aber die Wichtigkeit der Sprache als Geschichtsquelle einschätzen, ihre Beweise geben nie ein volles Licht, sondern nur ein unbestimmtes Halbdunkel, und so werden wir über Zeit und Heimat des idg. Urvolks und der idg. Völkertrennung niemals klar sehen.

Digitized by Google

Der Beweis der Kulturstufe ergibt sich aus der Zählweise, die bis zum Vielfachen von hundert vorgeschritten war (oben S. 12), und aus dem Besitz mancher abstrakter Begriffe (oben S. 10). Sein wirtschaftliches Leben lag in der Großfamilie mit Viehbesitz (oben S. 12). So war auch der Rechtsbegriff der Ehe schon völlig ausgebildet, wie nicht bloß die Übereinstimmung unseres nhd. Witwe mit got. widuwô lat. vidua und ind. vidhávâ 'Witwe' und die Verwandtschaft von lat. orbus 'verwaist' mit gr. ὀρφανός 'Waise' lehrt. Politisch spielte vielleicht schon der Begriff des Stammes eine Rolle. Das Königtum war aber dem Urvolk noch fremd; ein seltenes ind. râj- 'König' ist eine Neubildung nach Art von lat. rêx 'König', aber beide stammen nicht aus idg. Erbe. Nur der Begriff des 'Herrn' lag bereits entwickelt vor (ind. pátis 'Herr' = gr. πόσις got. faths). Das Alter von Ansiedlungen zeigt eine Gleichung wie gr. πόλις urspr. 'Burg' und lit. pilís 'Schloß', sowie ind. viç 'Stamm' in seinem Zusammenhang mit got. weihs 'Flecken' und mit lat. vîcus 'Dorf', gr. οἶκος 'Haus'.

Der Indogermane war früh vorgeschritten zum Hausbau (lat. domus = gr. δόμος). Das Haus war in der idg. Urzeit ein viereckiger oder runder Holz- oder Fachwerkbau aus einem einzigen großen Raum bestehend. Die Türe heißt andd. duri = gr. θύρα lat. foris 'Türe'; vgl. auch anord. ǫnd 'Hauseingang' mit lat. antae 'Türpfeiler', ind. átâ 'Rahmen der Türe'. Schon herrschte die Unterwerfung und Zähmung der freien Tiere zu Haustieren (ind. paçu lat. pecu andd. fêhu 'Vieh'); freilich nur der vierfüßigen Haustiere, denn nichts deutet auf eine Gewöhnung des Geflügels an Haus und Hof für die idg. Zeit. Diese Zähmung von Rindvieh, Pferd und Schaf nannte man „hausen" („domestizieren"); vgl. lat. domare 'zähmen' neben domus 'Haus', gr. δαμάω 'zähmen' neben δόμος 'Haus' und dazu andd. tamon ahd. zamôn 'zähmen'.

Die Kunst des Zimmerns (gr. δέμω 'baue', womit unser nhd. Zimmer zusammenhängt, gehört der idg. Grundsprache an) sorgte nicht bloß für das Haus, sondern auch für den von Zugtieren (Kühen, Ochsen und Pferden) gezogenen Wagen; vgl. ahd. rad = lat. rota mit ind. ráthas 'Wagen' und ind. ánas 'Lastwagen' mit lat. onus 'Last'. Eine Entsprechung von gr. κύκλος = ind. cakrás 'Rad' geht durch manche germ. Sprachen (ndl. wiel engl. wheel). So entspricht unser Achse den gleichbed. ind. ákṣas und lat. axis, wie unser Nabe dem gleichbed. ind. nâbhi. Das Anschirren der Zugtiere wurde durch eine Verbalwz. yug (vgl. nhd. Joch = lat. jugum neben jungo 'verbinde' und gr. ζυγόν neben ζεύγνυμι 'verbinde') ausgedrückt. Unser binden

Digitized by Google

beanſprucht idg. Alter; es entſpricht der ind. Wz. bandh 'binden'. Auch iſt eine idg. Wz. sĭ in nhd. Siele und Seil von höchſtem Alter: andd. sîmo 'Seil' gr. ἱμάς ind. sîman 'Strick'.

Die Verfertigung einfacher Schiffe (Einbäume) gehört der gleichen Urzeit an; vgl. lat. nāvis gr. ναῦς mit anord. nór 'Schiff' und angls. nówend 'Schiffer', und die Tätigkeit des Ruderns wurde ausgedrückt durch eine Verbalwz. rê : rô in unſerm Ruder und lat. rēmus, wozu auch gr. ἐρετμός und vielleicht auch ind. aritram 'Ruder'.

Für die Kunſt des Knetens in Lehm zur Herſtellung der Wände aus Flechtwerk und Lehm ſpricht mit gr. τοῖχος 'Mauer' die verbreitete Wz. dhigh in lat. fingo 'bilde' = got. deiga 'knete', wozu auch unſer nhd. Teig gehört. So weiſt unſer Ztw. flechten auf idg. Alter und auf frühentwickelte Handfertigkeiten, die für Zwecke des Hausbaus, Wagenbaus und Schiffbaus erforderlich waren; z. B. weiſt der Zuſammenhang von got. haúrds 'Türe' (unſer Hürde) mit lat. crâtês 'Flechtwerk' darauf hin, daß auch die Türe aus Flechtwerk beſtehen konnte.

Schaffelle dienten als Kleidung (got. andd. wulla = lat. lâna für *vlâna). Ein altes Beiwort 'nackt' ſteckt in got. naqaths ind. nagnas 'nackt', und eine alte Verbalwz. jôs 'umgürten' in gr. ζώννυμι aſlav. jas ti 'gürten'. Die verbreitete Verbalwz. pek (lat. pecto gr. πέκτω 'kämme') wird beſtätigt durch lat. pecten gr. κτείς 'Kamm', wie durch gr. πέκος 'Vließ' und angls. feht 'Schaffell mit Wolle'; zu dieſer idg. Wurzel gehört wohl auch das ſchon erwähnte lat. pecu 'Vieh', ſo daß dieſes ſich eigentlich nur auf die Schafe bezogen hätte. Eine Verbalwz. weben (idg. vebh) iſt weit verbreitet, und für das Nähen in Leder gab es ein altes Ztw. (lat. suo : sutor got. siuja 'nähe', ahd. siwila 'Schuſterahle', wozu auch engl. sew 'nähe'), wie denn auch die Schuſterahle einen idg. Namen (ahd. âla ind. ára) hat.

Die Herſtellung von Häuſern, Wagen und Schiffen — mochten ſie auch noch ſo beſcheiden ausſehen — verlangt immer geübte Hände und geſchulte Arbeit. Am frühſten hat der Zimmermann ſeine eigene Bezeichnung gehabt: gr. τέκτων = ind. tákṣâ, und es iſt nicht unmöglich, daß unſer Dachs (mlat. taxo = frz. taisson) eigtl. 'Zimmermann' bedeutet hat. Die gleiche idg. Wz. teks ſteckt auch in lat. têmo (aus *texmo) 'Deichſel' und in ahd. dëhsala 'Beil'. Eine alte Bezeichnung für 'Pfoſten' ſteckt in ſchweiz. Schwiren 'Pfahl', angls. swer 'Säule' und ind. svâras 'Opferpfoſten'. Wie ahd. swirôn 'beſtätigen' lehrt, könnte die Bedeutung 'Opferpfoſten' die älteſte geweſen ſein. So hatte der Zimmermann mancherlei Tätigkeit. Daher gemahnt wohl auch gr. τόξον 'Bogen' an dieſe ganze Wortſippe.

Digitized by Google

Unser Ztw. spalten (wozu got. spilda 'Brett') stimmt zu einem gleichbed. ind. sphaṭ, und lat. findo 'spalte' stellt sich zu der gleichbed. ind. Wz. bhid, zu der auch unser Beil gehört. Vielleicht diente frühzeitig den Zwecken des Zimmermanns das Baumharz, insofern frühangls. ewidu ahd. quiti 'Harz' mit ind. játu 'Harz' und lat. bitûmen zusammenhängt und angls. teru teoru 'Teer' ein vorgerm. Alter beansprucht.

Handwerkszeug aus Metall (lat. aes got. ais ahd. mhd. êr, wozu unser ehern) führte zur Ausbildung einer schneidenden Waffe (altdeutsch hëru 'Schwert', ind. çárus 'Speer' zu gr. κείρω 'schneide' und lat. ensis ind. asís 'Schwert'): nicht bloß die Holzarbeit verlangt Messer und Beil, sondern auch das Töten des Schlachtviehs, das Zerschneiden des Fleisches und schließlich auch der Kampf gegen Feinde und Tiere der Wildnis. So war auch der eherne Kessel vorhanden: angls. hwer deckt sich mit ind. carús 'Kessel', wie lat. veru 'Bratspieß' mit got. qaírus 'Bratspieß' übereinstimmt.

Für alle Arbeit an Haus, Wagen oder Schiff stand dem Indogermanen schon frühzeitig das himmlische Geschenk des Feuers zu Diensten: lat. ignis 'Feuer' deckt sich mit dem gleichbed. ind. agnís und aslav. ognĭ, und mit unserm Feuer engl. fire sind die gleichbed. umbrisch pir gr. πῦρ wurzelverwandt. Auch für 'Rauch' gab es ein grundsprachliches Wort: lat. fûmus ind. dhûmás aslav. dymŭ (dazu got. dauns 'Dunst'). Zu unserm brauen liefert lat. dêfrŭtum 'Most' eine idg. Wz. bhru 'kochen', und unser backen hängt mit gr. φώγω 'röste' zusammen, wie auch die ind. Wz. pac 'kochen' zu aslav. peką 'brate, backe' und mit lat. coquo 'koche' eine idg. Wz. pek erweist. Eine vorgerm. Gleichung steckt auch in Ofen (got. aúhns) = gr. ἰπνός 'Ofen'.

Festgewurzelt war denn auch der Begriff der Arbeit: nhd. Werk = gr. ἔργον und lat. opus = ind. ápas (wozu unser üben). 'Tragen' und 'ertragen' war in alter Zeit ein und dasselbe; vgl. lat. tuli 'ich habe getragen' und tolerare 'ertragen' mit andd. tholon 'ertragen', womit nhd. Geduld zusammenhängt.

Wenn sich aus dem Begriff der Arbeit der des Eigentums entwickelt, so besaßen die Indogermanen frühzeitig auch Wörter für 'Eigentum'. Das Haus und sein Zubehör an Hausgeräten und Haustieren, auch Jagdbeute und Kriegsbeute waren Wertstücke. So war der Begriff des Eigentums und des Erbguts frühzeitig vorhanden, wie der Zusammenhang unseres eigen mit ind. iç 'besitzen' und von nhd. leihen und Lehen mit lat. linquo und ind. rêknas 'Erbgut, Reichtum' bestätigt. Auch gab es eine Wz. dô 'geben' in lat. dônum gr. δῶρον 'Geschenk' (δίδωμι 'ich gebe'). Es fehlte aber auch nicht eine Wz.

Digitized by Google

mit der Bedeutung 'ſtehlen': got. hlifa lat. clepo gr. κλέπτω. Daß man Tauſchhandel trieb, lehrt der Zuſammenhang von lat. vēnum 'käuflich' mit ind. vasnás 'Kaufpreis', und wichtig iſt beſonders noch der Brautkauf, der ſich aus der Übereinſtimmung von gr. ἔδνον 'Braut-gabe' mit angls. weotuma 'Kaufpreis der Braut' ergibt.

Sittliche Anſchauungen und Grundbegriffe hatten ſich im Gefolge des Eigentums entwickelt: der Begriff 'Ruhm' kehrt in manchen idg. Sprachen wieder, und der Kampfpreis mag eine ſichtbare Auszeichnung geweſen ſein (got. mizdô gr. μισθός 'Lohn'). Für die Begriffe 'lieben' und 'haſſen' gab es uralte Wurzeln, die in unſerm Freund und Feind (auch Friede) nachleben (ind. pî 'haſſen' und prî 'lieben'), und auch unſere Ztw. lügen und trügen reichen in die Grundſprache zurück (aſlav. lŭgati 'lügen' und ind. druh 'ſchädigen'). Der Begriff der Wahrheit war bereits entwickelt, wie die Gleichung got. sunjis = ind. satyás 'wahr' und die allerdings etwas jüngere Gleichung ahd. wâr = lat. vērus 'wahr' lehren. Schließlich fehlte ein berauſchender Süßtrank aus Honig nicht (ahd. metu 'Met', ind. mádhu 'Süßtrank'), zu dem die der Urheimat zuzuerkennende Biene den Hauptſtoff lieferte.

Immer und überall führt die ewige Weltordnung von Leben und Tod mit dem Wechſel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, mit den Gegenſätzen von Glück und Unglück, bös und gut leidende Menſchen zum Forſchen nach den höheren Weſen, die wir ahnen, begabte Völker vom Aberglauben zu den Höhen von Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft. Im Anbeginn eines ſolchen Aufſtiegs zur Kultur ſtanden die Indogermanen zu der Zeit, in der ſie das Auge des Sprachforſchers in ihrer Grundſprache erreicht. Wörter mit religiöſem Inhalt fehlen da nicht. Alle idg. Sprachen beſaßen das von einem div 'Himmel' abgeleitete Nomen (erſt Adjektiv, dann Subſtantiv) deivos 'himmliſch, der Himmliſche' = 'göttlich, Gott', das ſich in lat. deus 'Gott', dīvus 'göttlich' widerſpiegelt; vgl. ind. devás 'Gott', lit. dẽvas 'Gott' und anord. tívar 'Götter'. Die Bezeichnung der Himmliſchen (vgl. gr. οὐρανίωνες) hatte die Bezeichnung der Menſchen als der Irdiſchen zufolge: lat. homo 'Menſch', lit. žmū̃ 'Menſch', got. guma 'Mann' bedeutet 'Irdiſcher', weil es mit gr. χαμαί 'auf der Erde' — χαμᾶζε 'zu Boden' zuſammenhängt. Der eigentliche Himmelsgott (ind. Váruṇas gr. οὐρανός) wurde als Vater verehrt: gr. Ζεὺς πατήρ, lat. Juppiter (Diespiter), ind. dyaus pitá. Eine himmliſche Tochter des himmliſchen Vaters (gr. θυγατὴρ Διός = ind. duhitá Dívas) war die Göttin der Morgenröte: ihr idg. Name Ausós: Usós klingt in lat. Aurora gr. 'Ηώς ind. Uṣās 'Morgenröte' nach. Mit dem ver-

Digitized by Google

wandten usrá meint das Indische die 'Morgenröte' und hinwieder das Germanische mit dem verwandten Wort Austrô (unten § 10) die Frühlingsgöttin, insofern ihr bei der ersten Morgenröte des Frühjahrs Lieder gesungen wurden. Aus vorgerm. Zeit vererbt war wohl auch der Glaube an gute und böse Nachtgeister, falls unser Alp und Elbe (angls. ælf anordn. álfr) mit kunstvollen Genien zusammenhängen, deren ind. Name ɾbhús (Mehrzahl ɾbhávas) war.

So waren Vorbedingungen und Grundlagen der Sittlichkeit früh vorhanden, und es konnte sich aus Glauben und Recht auch die Sitte bilden. Hochzeitsbrauch hat nicht gefehlt, insofern ein Urwort für die Mitgift (gr. ἕδνον angls. weotuma) vorhanden war. Und so werden auch Totenbräuche nicht gefehlt haben, wenn ahd. sëspilo (für *sesspilo) 'Totenklage', worin unser Spiel in einer ältesten Bedeutung 'Totenfeier' steckt, in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis mit lat. sepelire 'begraben' und ind. sapary 'verehren' steht: Grundwort s(e)peli.

Wo haben wir nun die vorgeschichtliche Heimat des Urvolks zu suchen? Wenn unter den vielen Übereinstimmungen in den Bezeichnungen für Tiere (oben S. 12) alte Gleichungen für Löwe, Tiger, Elephant, Kamel und Affe, auch für Esel (vgl. gr. ὄνος 'Esel' mit lat. onus 'Last', sowie ahd. soum in der Bedeutung 'Saumtier') und auch für Katze (spätlat. catta unten § 20) gänzlich fehlen, so ergibt sich mit Sicherheit der Schluß, daß solche südliche Tiere der idg. Urheimat fremd waren. Man kann feststellen, daß Wortstämme für 'schneien' und 'Schnee' (gr. χιών 'Schnee', lat. hiems 'Winter' und lat. nivem für *snivem 'Schnee' neben ahd. snëo 'Schnee') in manchen idg. Sprachen fortleben, so daß eine gemäßigte Zone für die Urheimat der Indogermanen anzunehmen ist. Zwar reichen unsere Baumnamen Birke (ind. bhûrjas), Buche und Fichte über das Germanische hinaus, wie auch gr. δρῦς 'Eiche' ein idg. Grundwort darstellt, aber im Bereich der Baumnamen gibt es erhebliche Bedeutungsschwankungen, wie das Verhältnis von lat. fâgus 'Buche' zu gr. φηγός 'Eiche' und dasjenige von gr. δρῦς zu engl. tree 'Baum' zeigt. Für die Bestimmung der idg. Urheimat haben sie keine durchschlagende Beweiskraft. Man nimmt allgemein an, daß im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Inder schon im nördlichen Indien und die Griechen auf dem Balkan südlich der untern Donau lebten. Durch Ausdehnung und Ausbreitung des Urvolks haben Inder und Griechen wie auch die übrigen idg. Völker ihre späteren Sitze gewonnen. Früher hielt man Zentralasien für die gemeinsame Urheimat. In den letzten Jahrzehnten hat man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Urheimat nach dem östlichen

Digitized by Google

Mitteleuropa, vom Unterlauf der Donau in die Richtung auf die Gebiete nördlich vom Schwarzen Meer zu verlegen. Zwar muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß ein einzelner Stamm etwa im Zentrum oder an einer äußersten Grenze der Urheimat verblieben und nur die Mehrzahl der Stämme sich über die Urheimat hinaus nach und nach vorgeschoben hätte. Aber es wäre doch z. B. sprachlich unerweislich, daß gerade die Germanen der Urheimat am längsten treu blieben. Für die Bestimmung der Urheimat haben wir ein Wortzeugnis, mit dem allerdings nicht viel zu beweisen ist. Wenn die Erde im Indischen pṛthivī und im Altniederdeutschen folda heißt, so ist dies sicher ein idg. Erbwort, dem ein *plthus (gr. πλατύς 'breit') zugrunde liegt: in den Anschauungen der Indogermanen kann nur ein unendlich großes Flachland oder eine Tiefebene ohne Gebirge diesen Namen geschaffen haben. Aber welches Flachland, welche Tiefebene ist dies gewesen?

Ehe die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts das idg. Urvolk erschloß, war der germ. Sprachstamm in der Geschichte der Menschheit unbestimmt und unbestimmbar. Der Glaube der Germanen, die mit ihrem Mannuskultus (Tacitus Germ. 2) für sich selbst eine eigene Rasse annahmen, wie es Tacitus ihnen auch glaubte, dieser Glaube ist von der idg. Sprachforschung völlig und endgültig zerstört. Seit etwa 100 Jahren wissen wir, daß die Geschichte unserer Sprache nicht mit den Zeiten von Roms Weltherrschaft und nicht mit den Römern Caesar und Tacitus beginnt. Aber die vielen Jahrtausende vorher, für die unsere Sprache Beweiskraft und Glaubwürdigkeit beansprucht, verlieren sich allerdings in einem völligen Dunkel, wenn wir die Grenzen der Erkenntnis nicht beachten und von den erreichbaren Indogermanen zu den Anfängen der Menschheit vordringen möchten.

§ 4. Die Verwandtschaftsverhältnisse. Die große Völkergemeinschaft, die durch das Band der idg. Grundsprache zusammengehalten wird, steht in der Urgeschichte der Menschheit ohne erreichbare und erkennbare Verwandtschaft. Es hat nicht gelingen wollen, das Indogermanische mit andern Sprachen zu verbinden, wie es sich denn auch z. B. mit dem Semitischen oder dem Finnischen nicht mit Sicherheit verknüpfen läßt. Wenigstens werden alle derartigen Versuche immer auf ein nur zu begründetes Mißtrauen stoßen, weil wir uns nur innerhalb des idg. Umkreises mit Sicherheit bewegen, aber darüber hinaus die gleiche Strenge der Beweisführung aufhört, die innerhalb des idg. Kreises herrscht.

Solange wir in der Sprache den hervorstechendsten Beweis für ein Volkstum sehen, werden wir an ein idg. Volkstum ebenso not-

Digitized by Google

wendig glauben müssen wie an die idg. Sprachgemeinschaft. Aber Sprache und Volksgemeinschaft sind nicht immer feste Größen. Durch eine Urgeschichte vieler Jahrtausende mußte sich mit der Volkszahl auch das Sprachgebiet vergrößern, und die Auflösung der ursprünglichen Sprach- und Volksgemeinschaft war dann nur eine Frage der Zeit. Lehrt doch die Gegenwart, daß die Sprache überall nur in räumlich bedingten Unterschieden oder Spielarten lebt, sofern nicht bei Kulturvölkern eine Schriftsprache die ererbten Unterschiede aufhebt: von Ortschaft zu Ortschaft zeigen sich heutzutage mundartliche Unterschiede. Im älteren Völkerleben waren sie anfänglich unbedeutender, weil die Veränderungen sich langsamer vollzogen.

Daß aber bei großer räumlicher Ausdehnung des Urvolks Neuerungen sich nicht bloß von innen heraus entwickeln konnten, sondern am äußern Umkreis auch durch nachbarliche Einflüsse und Mischungen möglich waren, ergibt ohne weiteres den Verdacht, daß eine völlige Gleichheit der Grundsprache im ganzen Umfang des Sprachgebiets ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das wirtschaftliche Leben mußte sich im Verein mit religiösen Anschauungen und staatsrechtlichen Begriffen an den verschiedenen Stellen ebenso ungleich entwickeln, wie etwa die Bodenverhältnisse der Heimat Verschiedenheit bedingt haben. Mit andern Worten: je kleiner etwa das ursprüngliche Urvolk und sein Sprachgebiet war, um so einheitlicher könnten wir uns seine Sprache denken; aber wenn wir ihm einen bedeutenden Umfang geben, müssen wir an notwendige Sprachunterschiede glauben, und wenn alle Sprachen nur in Spielarten leben, so lebt also auch die idg. Grundsprache trotz aller Einheitlichkeit für uns doch nur in mehr oder weniger kleinen Verschiedenheiten.

Die gemeinsame Grundlage aller Sprachen des großen idg. Sprachstammes spiegelt sich in keiner zugehörigen Einzelsprache in vollem Umfang treu wieder. Die Baumeister, die am Werk sind, diesen Sprachbau für die Wissenschaft aufzubauen, nehmen ihre Bausteine von nah und fern; sie wählen mit sicherer Hand, was sich gut zusammenfügt und ineinander paßt. Natürlich muß ein solcher Phantasiebau Lücken, Fehler und Flecken aufweisen; aber es ist doch schon ein stattlicher Bau, wenn auch jedes neue Geschlecht von Sprachforschern daran neue Arbeit finden wird.

Die Einzelsprachen, die uns als Grundlage aller Rückschlüsse dienen müssen, haben sich alle von dem gemeinsamen Urbild und voneinander mehr oder weniger entfernt, und so kommt es, daß sie im weiteren Verlauf, und zumal in den letzten Endergebnissen, weit auseinandergehen, so daß sie kaum noch den Stempel der Familienähnlichkeit tragen. So lautet das Grundwort für patêr 'Vater' schon im ältesten Indisch

Digitized by Google

pitá, im ältesten Irisch athir, aus lat. pater stammt das heutige frz. père, und das entsprechende andd. fader lautet jetzt in plattdeutschen Mundarten fâr. Urälteste Sprachgut wird einzelsprachlich aufgegeben, wenn z. B. der Römer die idg. Erbwörter Sohn und Tochter durch filius und filia, die Griechen die idg. Erbwörter Bruder und Schwester durch ἀδελφός und ἀδελφή ersetzt haben. Jede Einzelsprache lebt unter eigenen Lebensbedingungen und Kultureinflüssen, entwickelt volkhaft und sprachlich ihre erbliche Art zu geschichtlicher Eigenart.

Hat doch der Lautbestand der Grundsprache mit zwei auffälligen Lautreihen den Anstoß zu Lautwandlungen für alle idg. Einzelsprachen gegeben. Die aspirierten Medien gh dh bh hat einzig und allein das Indische bewahrt (vgl. die Wurzeln bhû 'sein, werden', bhar 'tragen' und bhid 'spalten'), aber auch nicht in vollem Umfang (Wz. bandh für bhandh, dih für dhigh). Aber die gesamten Einzelsprachen haben geändert und zwar nicht in übereinstimmender Weise, sondern in so verwickelten Abweichungen, daß wir für unsere deutschsprachlichen Zwecke ein Eingehen darauf lieber vermeiden. Nur sei hervorgehoben, daß bei Doppelaspiration in einer Wurzel besondere Lautgesetze eintreten können, wenn z. B. ind. budh 'merken, achten' und gr. πυθ (πυθέσθαι) 'erforschen' oder lat. fido 'ich vertraue' und gr. πείθομαι 'ich vertraue' auf die idg. Wz. bhudh und bhidh zurückweisen. Die zweite Reihe von Lauten, die sich bei dem Übergang von der Grundsprache in die Einzelsprachen nicht gehalten haben, sind die silbenbildenden Nasale und Liquiden ṛ und ḷ, ṇ und ṃ. Auch hier bewahrt nur das Altindische noch manches ṛ aus der Grundsprache, hat manchen Fall aber doch eigenartig ersetzt (besonders oft zeigt sich ûr für zu erwartendes ṛ schon im Altindischen). Aber regelmäßig hat auch das Altindische das ursprüngliche ṃ und ṇ ersetzt und zwar durch a und stimmt darin mit dem Griechischen überein, während z. B. das Latein dafür em oder en aufweist; vgl. ind. çatám = gr. ἑκατόν = lat. centum. Den Zwiespalt der einzelsprachlichen Vertretungen von ṛ veranschaulichen z. B. ind. mṛtis 'Sterben' = lat. mortem 'Tod' und im Griechischen der Aorist ἔδρακον (mit ρα = ṛ) neben δέρκομαι; anderseits sind gr. ὄνομα = lat. nômen (Grdf. nṓmṇ) und gr. δέκα = lat. decem (Grdf. dekṃ) Zeugnisse für ṇ und ṃ. Zwiespältig behandeln die Einzelsprachen zumeist auch den Fall, daß zwei Dentale, die zu verschiedenen Silben gehören, aneinander stoßen: während im Latein meto und patior die Partizipia messus passus für *mettos *pattos neben sich haben, zeigen sich im Griechischen ἄπαστος 'ungegessen' neben πατέομαι 'ich esse' und ἄϊστος 'ungesehen' neben ἰδεῖν 'sehen' mit dem Wandel st aus t + t.

Digitized by Google

Natur und Kultur wirken langsam mit vereinten Kräften dahin, die Einheit von Urvolk und Grundsprache in eine Vielheit aufzulösen, wobei wir annehmen, daß das wohl nach Millionen zählende Urvolk schon in der räumlich weit ausgedehnt zu denkenden Urheimat bei aller sprachlichen Gleichheit bereits Ansätze zu Mundarten in sich entwickelt hatte. Dabei können frühzeitig politische und religiöse Neigung und Vorliebe, Freundschaft und Feindschaft nach innen und nach außen und Einflüsse benachbarter Völker fremder Zungen die leichten Unterschiede zu größeren Gegensätzen entwickelt haben, die sich schließlich in Auswanderungen von einzelnen Volksteilen aus der Urheimat Luft machten. Aber die Lage der Urheimat, wie das Verlassen der Urheimat und die frühste Differenzierung der späteren Einzelvölker erst innerhalb, dann außerhalb der alten Urheimat, werden nie zu geschichtlicher Klarheit erhoben werden können. Hier haben wir auch nicht auf die Entstehung der idg. Einzelvölker einzugehen; denn uns hat jetzt nur die Entstehung des Germanentums zu beschäftigen. Aber es ist ohne weiteres klar, daß die Loslösung unseres germ. Sprachstammes aus dem Indogermanentum heraus mit den Mitteln der neueren Sprachwissenschaft geschichtlich unerklärbar bleibt und nur durch eine Reihe sprachlicher Tatsachen halbwegs beleuchtet werden kann.

Die Zahl der idg. Einzelstämme mit sprachlicher Eigenart war anfänglich weit größer, als es jetzt scheint. Sind doch erst in der Neuzeit Sprachen wie das Preußische im Baltenland, das Polabische an der untern Elbe und das Cornische im südenglischen Cornwall ausgestorben. In der Welt des Altertums sind das Makedonische und das Thrakische, das Oskische und das Umbrische, das Venetische im Bereich des späteren Venedig und vielleicht noch das Ligurische am Golf von Genua im Lichte der geschichtlichen Zeit zugrunde gegangen. Wie groß die Zahl der idg. Sprachen einmal gewesen sein kann, läßt sich gar nicht ermessen. Ist doch etwa vor 10 Jahren im Innern Asiens plötzlich und unerwartet eine neue idg. Sprache aufgetaucht: in Höhlen von Einsiedlern in Chinesisch-Turkestan sind in einer vermauerten Bibliothek in Schriftstücken etwa des achten nachchristlichen Jahrhunderts Reste einer bis dahin völlig unbekannten idg. Sprache aufgetaucht, von der man früher keine Ahnung hatte: des Tocharischen. Und ebenda hat sich aus der gleichen buddistischen Bibliothek eine bis dahin unbekannte gleichzeitige nordarische Sprache gezeigt, die zwischen Indisch und Persisch in der Mitte steht. So haben wir mit vielen Verlusten zu rechnen, und wir kennen den Umkreis der idg. Völker und Sprachen doch nur sehr unvollkommen.

Die Gliederung der idg. Sprachen ist von der Forschung nicht immer auf die gleiche Weise vorgenommen worden, und man darf auf dem

Digitized by Google

schwankenden Boden der Urzeit auch keine geschichtliche Bestimmtheit erwarten. Aber geleitet wird die Forschung gern von mancher näheren Übereinstimmung, die man zwischen einzelnen Gliedern unserer Sprachfamilie zu erkennen glaubt. Freilich hat es sich als Irrtum erwiesen, wenn man in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts Latein und Griechisch zu einer gräcoitalischen Spracheinheit innerhalb des idg. Sprachstammes verbunden hat, und es ist wohl auch nicht ausreichend zu stützen, wenn man noch heute gern die Slaven mit den Litauern und Letten zu einer slavobaltischen Einheit sprachverwandtschaftlich zusammenschließt. Aber die Inder und die Perser bilden — immer unwidersprochen — eine engere Einheit, und man faßt sie daher gern unter dem Namen der Arier zusammen. Daraus ergibt sich die Berechtigung der Frage, ob die idg. Sprachfamilie gegliedert werden kann.

Ein ganz merkwürdiger Riß geht durch die idg. Sprachgemeinschaft und trennt Osten und Westen in satem-Sprachen und centum-Sprachen. Während eine östliche Gruppe das Zahlwort hundert (oben S. 12) mit s-Anlaut ausspricht (aweſt. ſatem = perſ. satam ind. çatám), bietet die westliche Gruppe den k-Laut von lat. centum (sprich kentum) = gr. ἑκατόν. Dieser Unterschied ist für den idg. Lautbestand und dann für die idg. Lautlehre von der größten Bedeutung. Und so sei dieser Zwiespalt hier noch veranschaulicht durch lat. pecu 'Vieh' = perſ. pasu ind. páçu, lat. equus 'Pferd' = perſ. aspa ind. áçvas, gr. κύων 'Hund' = aweſt. çpa ind. çvâ, lat. decem 'zehn' gr. δέκα = aweſt. dasa ind. dáça, lat. octo 'acht' gr. ὀκτώ = aweſt. ašta ind. aṣṭáu, gr. δάκρυ 'Träne' = aweſt. asru ind. áçru, gr. κλέος 'Ruhm' = aweſt. sravō ind. çrávas 'Ruhm', aſlav. slovo 'Wort'.

Solche Beispiele müssen hier zur Veranschaulichung des durchgreifenden Unterschieds zwischen satem und centum-Sprachen genügen; das ganze Lautproblem ist viel zu verwickelt und schwierig, als daß wir auf wenigen Seiten eine klare Darstellung der idg. Kehllaute geben könnten. Aber das Ergebnis der neueren Forschung ist: der wichtigste Unterschied innerhalb der idg. Sprachgemeinschaft ist eben die Scheidung in satem-Sprachen und centum-Sprachen. satem-Sprachen reden Inder, Perser, Armenier, Slaven, Litauer und Albanesen; centum-Sprachen sind Griechisch, Lateinisch, Keltisch und auch Germanisch; dazu stellt sich als centum-Sprache neuerdings noch das Tocharische und zwar im chinesischen Turkestan, indem 'hundert' kandh (ind. çatám) und 'acht' okad (ind. aṣṭáu) heißt.

Neben dieser Einteilung der idg. Sprachen nach einem lautlichen Gesichtspunkt, der in den Sprachwerkzeugen liegen muß (wenn er nicht etwa noch tiefer in Rassenverschiedenheit begründet sein sollte), gibt

Digitized by Google

es eine zweite Gliederung nach einem kulturellen Gesichtspunkt. Die europäischen Sprachen weisen auf eine Kultur mit Ackerbau und Viehzucht, die asiatischen Sprachen auf eine ursprüngliche Kultur wesentlich mit Viehzucht. Denn in der Tat stimmen die idg. Sprachen Europas in manchen Wortgleichungen aus dem Bereich des Acker- und Getreidebaus überein, für die Inder und Perser keine alten Entsprechungen besitzen. Gleichungen, bei denen auch das Germanische beteiligt ist, sind got. arjan 'pflügen' lat. arare gr. ἀρόω und anord. arðr lat. arātrum gr. ἄροτρον 'Pflug', ahd. waganso 'Pflugschar' lat. vômer (aus *voghnes-?), angls. sulh 'Pflug' lat. sulcus 'Furche', angls. furh 'Furche' lat. porca 'Ackerbeet', got. saian 'säen' aslav. sěti lat. sêmen 'Same', mhd. mæjen 'mähen' gr. ἀμάω, ahd. mhd. ecken 'eggen' lat. occare, ahd. korn lat. grânum, ahd.-andd. malan 'mahlen' lat. molo und gr. μύλη 'Mühle', got. qairnus 'Handmühle' aslav. žrŭny, got. baris 'Gerste' lat. far, ahd. hirsi lat. Ceres, angls. ryge 'Roggen' lit. rugīs, ahd. gërsta lat. hordeum für *horsdeum, ahd. mago 'Mohn' gr. μάκων μήκων aslav. makŭ, ahd. rîtara mhd. rîter 'Sieb' lat. crîbrum, nhd. Ähre ahd. ahir got. ahs lat. acus 'Granne, Spreu', nhd. Halm lat. culmus 'Halm', ahd. ruoba râba 'Rübe' lat. râpa. Besonders wertvoll ist vielfache Berührung bei der Bezeichnung des Flachses: got. lein lat. lînum gr. λίνον aslav. lĭnŭ.

Die sprachlichen Tatsachen für den Ackerbau in den idg. Sprachen Europas stehen fest, aber sie reden keine eindeutige Sprache. Entlehnung oder Wanderung von Volk zu Volk kann mit im Spiel sein. Kulturfortschritte, die bei einem Volk erwachsen waren — wie z. B. die Erfindung des Pfluges mit der eisernen Pflugschar — konnten von verwandten Nachbarstämmen schnell gelernt werden, weil der Ackerbau die Ernährung günstiger gestaltete. Während aber Lehnwörter moderner Sprachen sich den Eingeweihten durch Laut- oder Wortbildung leicht verraten, ständen sich die idg. Sprachen etwa des 6. Jahrtausends vor der christlichen Zeitrechnung so nahe, daß es uns an sprachlichen Kennzeichen der Entlehnung fehlt. Denn es handelt sich auch hier um erbliches Sprachgut. Wenn das europäische Acker (lat. ager gr. ἀγρός) im Altindischen (ájras) 'Weideland' bedeutet, so beweist der Zusammenhang mit lat. ago gr. ἄγω 'treibe', daß eine Grundbedeutung 'Trift' bei Viehzüchtern späterhin von Ackerbauern umgewertet wurde.

Indem eine westliche Gruppe indogermanischer Stämme im nachbarlichen Verkehr Kulturfortschritte gemeinsam erlebte, gestaltete sich solch engere Volksgemeinschaft zu einer allerdings unvollkommenen Sprachein heit. Merkwürdig bleibt dabei, daß diese Spracheinheit auf die Gebiete von satem-Völkern hinüberreicht und die baltischen und slavischen

Digitized by Google

Stämme mit umfaßt, wie denn das Zahlwort got. ains lat. unus altir. óen lit. vẽnas (gr. οἴνη 'Eins auf dem Würfel') und got. aljis 'anderer' lat. alius altir. aile gr. ἄλλος und armen. ail im Indischen und Persischen fehlen. Dann bleibt freilich noch hervorzuheben, daß der idg. Wortschatz für Feldpflanzen in Einzelheiten doch nach Osten zu den Indern hinüberreicht, wenn z. B. gr. ζειά 'Spelt' mit ind. yávas 'Getreide' und mndd. terwe 'Weizen' mndl. terwe 'Spelt' mit ind. dúrvâ 'Hirsengras', lit. dirvà 'Acker, Saatfeld' zusammenhängen.

Wir zweifeln nicht, daß die europäische Kulturgemeinschaft zeitlich jünger anzusetzen ist als die Stufe der bloßen Hirtenvölker. Zeichnet sich doch der europäische Wortbestand durch manches Wort aus, das auf Fortschritte im Gesamtleben der zugehörigen Völker weist. Dem got. thiuda 'Volk' entspricht kein indisches oder persisches Wort, wohl aber osk. touto altir. túath lit. tautà 'Volk'. Die Steigerung der idg. Großfamilie ist eben der Stamm.

Einen großen Kulturfortschritt bedeutet es dann noch, wenn Begriffe im Bereich von Tier- und Baumnamen im Gesichtskreis der Westindogermanen eine so hohe Bedeutung gewinnen, daß sich nunmehr neue Wortgleichungen oder zum mindesten Wortverwandtschaften einstellen, die wir der idg. Grundsprache nicht zutrauen. Zwar reichen solche westeuropäischen Kulturwörter nicht über sämtliche Sprachen der europäischen Kulturgemeinschaft. Aber wir müssen sie für vorgerm. Tatsachen unseres Sprachlebens halten, ehe das Germanentum seine Eigenart entfaltete. Viele Wörter der Urzeit teilt das Germanische bald mit der einen, bald mit der andern der europäischen Sprachen. Eine genauere Schichtung kann hier nicht gelingen. Für solche Berührungen hat die Bezeichnung „vorgermanisch" ihre besondere Berechtigung und Bedeutung. In diesem Sinn haben als vorgermanisch zu gelten: Buche lat. fâgus, Fichte gr. πεύκη, Weide gr. ἰτέα poln. witwa als Baumnamen, Drossel lat. turdus, Kranich gr. γέρανος als Vogelnamen. Solche Kulturgemeinschaft der Europäer, die zweifellos auf Fortschritten im Völkerleben beruht, kennzeichnet sich aber doch auch dadurch, daß es weder Taube und Huhn noch Gold und Silber zu gemeinsamen Bezeichnungen gebracht haben. Vgl. August Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas 1873.

Westen und Osten bilden in der idg. Sprachgemeinschaft einen Gegensatz. Und der asiatische Osten hat deutlich in sich einen engeren Zusammenhang; denn Indisch und Persisch tragen in dem Wandel der idg. ĕ und ŏ in ă die Merkmale einer näheren Zusammengehörigkeit; vgl. lat. sedeo 'sitze' gr. ἕδος 'Sitz' mit der ind. Wz. sad 'sitzen', gr. πότις mit ind.-perf. pátis, gr. λύκε mit ind. vṛ́ka, gr. φέρε (Imperativ)

Digitized by Google

mit ind. bhára. Daß die Forschung mit zahllosen weiteren Übereinstimmungen lehrt, wie nahe Indisch und Persisch im Sprachbau und Sprachgut zusammengehen, darüber gibt es unter Kennern keine Meinungsverschiedenheit, so wenig wie über den tiefgreifenden und tiefer einschneidenden Unterschied der satem- und centum-Sprachen. Aber die idg. Sprachgemeinschaft birgt auch sonst in ihrer ganzen Wesenheit die Naturnotwendigkeit zu so weitgehender Spaltung, daß sich fortan keine Einzelsprache mehr mit der Grundsprache deckt; je später eine Tochtersprache zum Schrifttum gelangt, um so größere Veränderungen weist sie auf. Denn die Grundsprache besaß in größtem Umfang Laute von ungewöhnlichem Klang, wie man sie nicht überall antrifft. Wenn wir oben S. 39 die Selbstlauter r̥ l̥ m̥ n̥ und die gehauchten Verschlußlaute gh dh bh dem gemeinsamen Urbesitz aller Indogermanen zuerkannt haben, so sind diese Laute, denen wir sonst nicht leicht wieder begegnen, dem Urvolk bald selbst unbequem geworden, und sie wurden auf dem ganzen Gebiet beseitigt, nur daß das Indische die gehauchten gh dh bh und den Selbstlauter r̥ bewahrt. Die Annahme liegt nahe, daß die Ausbildung der idg. Einzelsprachen im Bereich dieser beiden Lautreihen begonnen hat.

Dem indischen r̥ stehen die griech. ρα, λα in πλατύς andd. folda, dem ind. vr̥kas andd. wulf gegenüber. Aber dem idg. kṃtóm entsprechen ind. çatám gr. ἑκατόν lat. centum got. hund und einem Akkusativ idg. podṇs ind. padás gr. πόδας lat. pedês (für *pedens) und got. fôtuns. Angesichts so durchgreifender Unterschiede, in denen Sondergesetze für die einzelnen idg. Mundarten zutage treten, bedeuten die Veränderungen der gehauchten Verschlußlaute nicht mehr mundartliche, sondern wirkliche und wahre Sprachunterschiede gegenüber dem Indischen, das an den alten gh dh bh zum Teil bis auf den heutigen Tag festhält. Wenn dem ind. bhrátâ gr. φράτωρ (mit φ = p + h) lat. frater got. brôthar entsprechen, so handelt es sich um eine neue Sprachart. Bringt man auch in Anschlag, welch großen Umfang die beiden Reihen von Selbst- und Mitlautern im Leben der Grundsprache eingenommen haben, so erhebt sich die Notwendigkeit, von neuen Sprachstufen zu reden, wo es anfänglich nur kleine mundartliche Züge gegeben hat. So stellen sich im Schoß der idg. Sprachgemeinschaft frühzeitig die Urbedingungen für die Vielheit der idg. Sprachen ein.

Wenn nun das Germanische zu den centum-Sprachen gehört, rückt es ohne weiteres ab von den östlichen Nachbarn, den slavischen und baltischen Sprachen, in denen man früher wohl unsere nächsten Verwandten gesucht hat. Wir erblicken unsere nächsten Verwandten jetzt vielmehr in den italischen Sprachen, mit denen dann wiederum das

Digitized by Google

Keltische nächst verwandt ist. Als Hauptvertreter des italischen Sprachstammes liefert uns das Latein zahlreiche wertvolle Übereinstimmungen, an denen das Keltische teilhaben kann, die aber z. B. im Altindischen und Altgriechischen ohne Entsprechungen sind.

Im Bereich der Formwörter fällt die Übereinstimmung von ahd.-mhd. ër got. is mit lat. is (aber ind. iyám 'dieser'), ahd.-mhd. ëz andd. it mit lat. id (aber ind. idam 'dies') auf. Die Präposition andd.-got. ad deckt sich mit lat. ad altir. ad. So stimmen got. ith 'und' — ath in aththan 'aber' mit lat. et und at überein. Wichtig ist die Übereinstimmung von ahd.-mhd. bin andd. bium mit lat. fio und altir. bíu 'werde' und die Gemeinsamkeit der Verbalwurzel unseres wollen lat. velle mit ahd.-andd. wili = lat. vel s. In der got. Lautstufe tritt die formelle Übereinstimmung von Verbalformen hervor, wenn dem lat. êdimus êmimus frêgimus sêdimus vênimus die got. Formen êtum nêmum brêkum sêtum qêmum völlig entsprechen. Zufall ist hier ausgeschlossen.

Im Bereich der Wortbildung äußert sich eine nähere Zusammengehörigkeit von Germanisch und Latein in der Gleichheit von Zusammensetzung und Ableitung in Fällen wie aequinoctium (: nox), proverbium (: verbum), biennium (: annus) neben got. andanahti 'Abend' eigtl. 'Vornacht' zu nahts, got. andawaúrdi 'Antwort' zu waúrd 'Wort', got. atathni 'Jahr' zu athns 'Jahr'.

Eine überraschende Gleichheit der Wortbildung gilt noch für Substantivabstrakta wie lat. juventûtem senectûtem virtûtem und für Adjektivabstrakta wie got. ajukdûths 'Ewigkeit', gamaindûths 'Gemeinschaft', mikildûths 'Größe': hier offenbart sich wohl ein ursprüngl. tû-t s 'Stärke', das in der Wz. tŭ von lat. tumeo 'schwelle' und ahd. thûmo 'Daumen' (eigtl. 'Starker') vorliegt. Fügen wir noch hinzu, daß die Vorsilbe von lat. inclutus 'sehr berühmt' und angls. infród 'sehr klug' auffällt, so darf auch die völlige Gleichheit der Zusammensetzung lat. commûnis = got. gamains 'gemein' in die Wagschale fallen; ist doch auch die germ. Vorsilbe ga- nichts anderes als das lat. co- in coeo coerceo cohaereo cohibeo cohortor. Und so ist Zufall ausgeschlossen, wenn lat. hospes 'Wirt' (aus *hostipotis) mit einem got. *gastfaths sich deckt, das der germ. Entlehnung aslav. gospodĭ 'Herr' zugrunde liegt. Erinnert doch auch lat. jûniperus 'Wacholder' so auffällig an das gleichbed. mndd. ênbere, daß wohl eine gemeinsame Grundlage (joino-pasos ?) gefordert wird.

Innerhalb der Bildung von Zeitwörtern ist Wert zu legen auf die Gleichheit von abgeleiteten ê-Verben mit Durativbedeutung wie lat. tacêre ahd. dagên 'schweigen', lat. silêre got. silan 'schweigen', die

Digitized by Google

wir auch in got. haban 'halten' neben hafjan 'haben' und ahd. wërên 'währen' neben wësan 'sein', auch in ahd. swîgên 'schweigen' und lëbên 'leben' wiedererkennen.

Besonders umfassend sind noch Übereinstimmungen im Sprachgut: lat. dîco ahd. zîhu, lat. dûco ahd. ziuhu, lat. capio got. hafja, lat. sapio ahd. seffu 'verstehe', lat. hostis ursprgl. 'Fremdling' got. gasts, lat. tempus got. theihs 'Zeit', lat. annus got. athns 'Jahr', lat. suffrâgo 'Hinterbug' angls. bréc.

Auffällig groß ist die Zahl übereinstimmender Eigenschaftswörter, an denen die übrigen idg. Sprachen keinen Anteil haben; einige davon sind sehr bedeutsam, wie gleich die erste: lat. vêrus (altir. fír) ahd. wâr, lat. malus (für *smalos) 'schlecht' ahd.-mhd. smal 'klein', lat. longus ahd. lang, lat. paucus 'wenig' ahd. fôh, lat. lentus mhd.-nhd. linde, lat. vâstus andd. wôsti 'wüst', lat. caecus got. haihs 'einäugig'. Wenn oben S. 11 die Anschauung vertreten ist, daß der idg. Grundsprache fast ganz die Farbenadjektiva gefehlt haben, bedeutet es sicher einen Fortschritt, daß den italischen und den germanischen Sprachgruppen einige gemeinsam sind wie lat. rûfus andd. rôd 'rot', lat. helvus ahd. gëlo, lat. flâvus ahd. blâo, lat. râvus ahd. grâo, lat. cânus (für *casnos) ahd. hasan 'grau'; andd. swart 'schwarz' ist mit lat. sordês (für *svordês) 'Schmutz' verwandt.

Einen Beweis für nahe Verwandtschaft von Latein und Germanisch erblicken wir noch in der Tatsache, daß beide Sprachfamilien sich leicht und oft gegenseitig aufhellen: ahd. hano 'Hahn' ist der 'Sänger', weil es mit lat. cano zusammenhängt. Ahd. feigi eigtl. 'todmüde' gehört als urverwandt mit lat. pigere 'träge sein' zusammen. Lat. portus 'Hafen' = ahd. furt erklärt sich aus dem Ztw. ahd. faran 'fahren'. Lat. sponte 'Antrieb' wird erst klar in seinem Zusammenhang mit ahd.-andd. spanan 'antreiben'. Lat. lassus 'müde' erklärt sich nach Form und Inhalt als to-Partizip zu got. lêtan 'lassen', wie die Bedeutung des nhd. Partizips gelassen beweist. Der Ursprung von got. wadi 'Bürgschaft' ergibt sich aus lat. vadem 'Bürge'. So erklärt sich ahd. rëht im Zusammenhang mit lat. rêctus aus dem Verbalstamme von lat. regere und got. fulls 'voll' als Entsprechung von lat. plênus aus dem Verbalstamm von lat. compleo impleo. Umgekehrt wird lat. vêrus 'wahr' durch den Zusammenhang mit ahd. wâr auf den ahd. Wortstamm wësan zurückzuführen und als 'seiend' gedeutet, wie andd. sôd 'wahr' eigtl. 'seiend' ist.

Innerhalb der Tier- und Pflanzenwelt treten überraschende Wortzusammenhänge auf, die als gemeinsamer Besitz der Indogermanen nicht in Frage kommen: ahd. geiz lat. haedus, ahd. haber 'Geiß'

Digitized by Google

lat. caper, ahd. farh 'Ferkel' lat. porcus, angls. stearn 'Star' lat. sturnus, ahd. wurm lat. vermis, sowie ahd. buohha 'Buche' lat. fâgus, ahd. hasal lat. corulus 'Hasel' und ahd. elm 'Ulme' lat. ulmus.

Die Übereinstimmung zwischen Latein und Germanisch weist auf eine verhältnismäßig späte Zeit der Grundsprache wie des Vorgermanischen. Allem Anschein nach spiegelt sie eine reifere Kulturstufe wieder. Manche Entsprechungen beziehen sich auf den Getreidebau, wenn got. atisk 'Saatfeld' mit lat. ador, got. baris 'Gerste' mit lat. far, ahd. gërsta mit lat. hordeum (für *horsdeum) und ahd. hirsi mit lat. Ceres Akk. Cererem (für *Ceresem) zusammenhängen; vgl. auch unser eggen mit lat. occa 'Egge'. Vielleicht dürfen wir hierher auch die Übereinstimmungen von got. gards mit lat. hortus, ahd. furh 'Furche' mit lat. porca 'Beet' und angls. sulh 'Pflug' mit lat. sulcus 'Furche' ziehen.

Äußert sich in derartigen Übereinstimmungen ein gemeinsamer Kulturverband zwischen den Vorfahren von Italern und Germanen, so offenbart sich ein geographischer Fortschritt in mehreren alten Übereinstimmungen innerhalb des auf das Meer bezüglichen Wortguts: lat. aqua 'Wasser' got. ahwa 'Fluß', lat. mare ahd. meri (altir. muir), lat. lacus andd. lagu, lat. portus 'Hafen' andd. ford 'Furt' neben faran, lat. vadum 'Untiefe' ahd. wat 'Furt', lat. mâlus (aus *masdos) ahd. mast, lat. rêmus zu ahd. ruojan 'rudern', lat. piscis (altir. iask) ahd. fisk und daneben lat. piscare got.-ahd. fiskôn, lat. sallo got. salta ahd. salzu 'ich salze'.

So liefern der italische und der germanische Wortschatz eine Fülle von gemeinsamen Wörtern, und wenn darin sich die Wörter für Getreidebau und für Schiffahrt besonders abheben, so gelangen wir zu der Überzeugung: der urgerm. Zeit (unten Kap. II) liegt eine letzte Stufe des Vorgermanischen voraus, in denen die Germanen mit den Vorfahren der Italer gemeinsam unter den gleichen räumlichen Bedingungen gelebt haben, ehe sie das Schicksal getrennte Wege führte.

Die späteren Italer werden sich vermutlich im 4./3. Jahrtausend südwestlich in der Richtung auf die Alpen vorgeschoben haben, während die Germanen sich wohl in der Richtung auf die norddeutsche Tiefebene zwischen Elbe und Oder hinwandten, etwa gleichzeitig mit dem Vorrücken der Griechen auf den Balkan zu in südlicher Richtung. Aber wann sollen wir uns die engere Zusammengehörigkeit der Vorgermanen mit diesen Vorfahren der Italer denken? Wir raten auf das 5. Jahrtausend v. Chr., wenn wir die europäischen Kulturberührungen in das 6. und die gemeinindogermanische Grundstufe etwa in das 8. Jahrtausend zurückverlegen dürfen.

Digitized by Google

II. Die Entstehung des Germanentums.

§ 5. Die älteste Nachbarschaft. Die ältesten Urkunden des Germanentums stecken im deutschen Sprachschatz als Wörter, die seit der Römerzeit beglaubigt auftreten, aber ohne die äußeren Kennzeichen des Germanentums. In der ältesten Überlieferung (unten § 14) treten Wörter als germanisch auf, bei denen die Wirkungen der ersten Lautverschiebung fehlen, und die in ihrer überlieferten Lautform als vorgermanisch gelten müssen. Es handelt sich zunächst um Wörter, die vor der Wirkung von germanischen Lautgesetzen den benachbarten Kelten bekannt geworden sind und nachmals durch keltische Vermittlung den Weg zum Römertum gefunden haben wie die Namen Teutonôs und Cimbrôs. Bei der Übernahme aus dem geschichtlichen Germanentum heraus mußten diese Stämme vielmehr als Theudonôs und Chimbrôs überliefert sein, wie denn in den jütischen Provinznamen Thysyssel und Himbersyssel — dän. syssel bedeutet 'Provinz' — Anklänge an die alten Völker noch heute fortleben. Gallische Vermittlung zeigt auch Hercynia (silva) als Name des deutschen Waldgebirges bei Caesar und Tacitus. Das zufrühst bei Aristoteles bezeugte Wort deckt sich mit got. fairguni 'Berg', dessen vorgerm. Lautform perkunjom war. Das Gallische hat frühzeitig ein Anlauts-p durch h ersetzt und kannte also das germ. Wort vor der Lautverschiebung. Übrigens ist die Annahme begründet, daß das vorgerm. perku-njom eigtl. 'Eichicht, Eichenwald' bedeutet: es steht mit lat. quercu-s 'Eiche' = langobard. fercha 'Eiche' im Zusammenhang. Die Bezeichnung ist ein Gegenstück zum Namen eines andern deutschen Waldgebirges: Bâcenis silva (eigtl. 'Buchenwald') bei Caesar, worüber unten § 14. Ein weiterer Beweis von gleich hohem Alter steckt in der bei den Römern bezeugten Benennung der Nordsee als mare Cronium, die uns von dem älteren Plinius überliefert ist. Darin steckt das altgerm. Wort chranoz (älter chronoz) 'Walfisch', das dem Angelsächsischen (als hran hron) geläufig ist: mare Cronium bedeutet 'Walfischmeer' (über kimbrisch mori 'Meer' s. unten § 14) und zeigt, weil unverschoben, den Charakter der vorgerm. Lautstufe. Das Wort kann den Weg zu den Römern nur durch gallische Vermittlung gefunden haben, aber als echt keltisch ist ein *kronos 'Walfisch' nicht erwiesen.

Digitized by Google

Zu den frühsten Beweisen des Germanentums rechnen wir hier auch drei alte Bezeichnungen der Kelten bei den Germanen, insofern wir sie sowohl in unverschobener wie in verschobener Lautform kennen: kelt. Volcâs (Nom. Plur. lat. Volcae) = germ. Walhôs, Celtâs = germ. heldôs und Qrettanôs (lat. Prettani) = germ. Chorthonôs. Das erste Wort hat in unserm welsch mhd. wälhisch einen letzten Ausläufer und weist durch engl. Wales auf angls. Weal(h)as = ahd. Walha zurück. Auch der Name Kelten war früh im Mund und Wortschatz der Germanen. Der zufrühst bei Herodot (2, 33. 4, 49) auftretende Völkername Κελτοί Celtae tritt in einer alten Runeninschrift als Personenname in der Gestalt Heldaz auf und in dem Namen der Cheruskerin Thusnelda, in dem -elda für *helda *chelda steht. Vielleicht enthalten auch Frauennamen wie Brünhilt und Kriemhilt den gleichen Bestandteil. Und da liegt auch der Verdacht nahe, daß ein germ. hildja 'Kampf' ursprünglich nichts anderes meinte als 'keltische Art' (nämlich des Kampfes). So scheint lat. boja 'Fessel' eigentlich zum Völkernamen der Bojer zu gehören und meinte vielleicht eine 'bojische Art' (nämlich der Fesselung). Hinwieder ist lat. Chorthonôs zwar selten, aber gut bezeugt und weist mit der Bedeutung 'Kelten' auf Lautgleichheit mit dem alten kelt. Namen Prettani, dessen jüngere Vertretung das geläufige Brittani Akk. Plur. Brittanôs ist. Der kelt. Name muß vor der ersten Lautverschiebung bei germ. Völkern gut bekannt geblieben sein, wenn er zur römischen Kaiserzeit im Süden auftreten konnte.

Auch der Name der kelt. Bojer ist sicher früh in den germ. Wortschatz aufgenommen. Dafür zeugt schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert der Name Böhmens in der lat. Lautgestalt Boi(o)-chaemum, das früher ein Ortsname war, ehe es der Landesname (Bojerheim) geworden ist. Aber schon beim Vormarsch der Cimbern treffen wir Boiorîx als Name des frühsten Cimbernkönigs, und wie dieser auf Jütland um 110 v. Chr. möglich war, hat er etwa gleichzeitig auch in Schweden gegolten: König Bêrîg, unter dem die Goten nach dem Zeugnis des Jordanes aus Scandzia zur Weichselmündung auswanderten, weist auf eine got. Namensform *Baireiks *Bajareiks = Boiorîx. Aber wenn damit die Bekanntschaft mit den Bojern für die Nordgermanen des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts feststeht, so hat der germ. Norden schon lange zuvor Kunde von dem Keltenstamm gehabt, auch wenn die Lautverschiebung (vorgerm. bh?) nicht deutlich mitredet.

So verständlich die Übernahme dieser kelt. Stammnamen ist, so auffällig ist die Übernahme einer kelt. Bezeichnung für 'König' in den

Digitized by Google

germ. Wortschatz schon vor der ersten Lautverschiebung. Die heutige Sprachforschung lehrt, daß got. reiks 'König', das in Eigennamen wie Dietrich und in andd. rîki mhd. rîche 'Reich' fortlebt, kein indogerm. Erbwort, sondern ein altkelt. Lehnwort (altir. rîg 'König') ist. Aber man muß sich der oben S. 32 festgestellten Tatsache erinnern, daß Urvolk und Ursprache der Indogermanen noch nicht zum Königtum fortgeschritten waren, und so erscheint es durchaus möglich, daß die Germanen erst unter kelt. Einfluß und Vorbild zum Königtum gelangt sind. Zwar besaßen die Germanen sicher schon in vorgerm. Zeit ein einheimisches Wort für 'König', denn der Völkername Teutonôs bedeutet 'Könige' (unten § 12), wie andd. thiodan = got. thiudans 'König' beweist. Warum aber die Germanen neben einem altheimischen teutonôs, das als Ableitung eines alten teutâ 'Stamm' eigtl. 'Stammesherr' meinte, nun auch ein kelt. rîg erborgt haben, das können wir nicht wissen. Man möchte glauben, daß das einheimische teutonôs 'König' einheimischer Ersatz für das fremde rîg- werden sollte; denn es ist eine verständliche Neubildung, die sich zu dem Grundwort teutâ 'Stamm' verhält, wie lat. dominus eigtl. 'Hausherr' zu domus 'Haus'.

Noch drei andere staatsrechtliche Wörter und Begriffe gehen doch wohl auf die Kelten zurück: Eid, Amt und Geisel. Unser Amt beruht auf einem alten ambahtôs = Amtmann (got. andbahts 'Diener'), das dem bei Caesar Bell. Gall. VI 15,2 überlieferten gall. ambactus entspricht. Unser Eid war urgerm. aithôs = vorgerm. oitos = altir. oeth 'Eid'. Unser Geisel war altes gîslôs und entspricht dem altgall. geislos 'Geisel'. Die Wahrscheinlichkeit spricht auch in diesen Fällen nicht schlechthin für idg. Erbwörter, sondern für vorgerm. Übernahme aus dem nahen Keltischen. Die Zeit dieser Einflüsse wird wohl die sein, von der Caesar aus gallischen Überlieferungen Kunde hatte, als die Kelten den Germanen an Macht und Kraft überlegen waren: Bell. Gall. VI 24 fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent usw. Es ist eine Tatsache (unten § 13), daß nach der Durchführung der germ. Eigenart mit der ersten Lautverschiebung überhaupt kein erheblicher Einfluß der Kelten auf die Germanen mehr stattgefunden hat, wobei jedoch von den im 3./4. Jahrhundert übernommenen gallischen Ortsnamen (unten § 17) abzusehen ist. Die späteren kelt. Einflüsse in England (6./7. Jahrhundert) bleiben hier natürlich aus dem Spiel.

Für die fortgeschrittenere Kultur der Kelten zur Zeit als die Germanen unter ihre Einflüsse traten, spricht noch eine Wortgruppe, die vor die germanische Lautverschiebung zu verlegen ist. Das in

Digitized by Google

unserm Marschall und Marstall, sowie in Mähre vorliegende marhos 'Pferd' muß eine vorgerm. Entlehnung aus einem kelt. markos sein, das schon im 3. Jahrhundert v. Chr. bei den Galatern Kleinasiens bezeugt ist. Die Galater gehören in die große keltische Sprachfamilie, und diese zeichnete sich sehr früh durch die Kunst der Pferdezucht besonders aus, wenn bei den Kelten Epona als Roßgöttin zur römischen Kaiserzeit verehrt wurde, und in derselben Zeit auch Marcodûrus (d. h. 'Roßveste') als gallischer Ortsname auftritt. Man kann nicht bezweifeln, daß der Wortstamm marko früher bei den Kelten herrschte als bei den Germanen; daher müssen sie ihn vor der Lautverschiebung von jenen entlehnt haben.

Auch der gallische Name der Veneti Atk. Venetôs hat eine tadellose germ. Entsprechung, in der alle urgerm. Lautgesetze erkennbar sind: ahd. Winida (angls. Winedas, anord. Vindar). Während aber die übernommenen Volcae und Brittanni innerhalb des Germanischen nur auf kelt. Völker und Volksbezeichnungen gehen, hat unsere Entsprechung der gallischen Veneti vielmehr eine Beziehung auf die Slaven. Aber auch im griech.-römischen Altertum tritt ein Völkername Veneti in Venetien an der Adria auf. Und so handelt es sich bei ahd. Winida nicht sowohl um Beziehung auf die gallischen Veneti als vielmehr um einen alten fremdsprachlichen Bestandteil unseres vorgerm. Wortguts. Allem Anschein nach ist es im Bereich der Indogermanen der älteste Völkername; denn er taucht schon in der Homerischen Dichtung bei dem Volk der Ἐνετοί in Paphlagonien auf.

In den fernen Osten gehören wohl ursprünglich innerhalb der deutschen Sprache drei Fremdlinge einer Urzeit, denen der Charakter der Fremdartigkeit nicht abzusprechen ist. Da germ. Anlauts-p (unten S. 55) nur bei Entlehnungen möglich ist — ein Anlauts-b fehlt dem Indogermanischen (oben S. 16) — so ist got. paida (andd. pêda) 'Rock', wozu sich österreich. Pfeidler 'Verfertiger und Händler von Hemden' usw. stellt, als Fremdling innerhalb des Urgermanischen zu betrachten und stimmt doch gemäß der Verschiebungsregel mit gr. βαίτη 'Rock aus Ziegenfell'. Aber das griechische Wort, das z. B. noch bei Homer fehlt und zuerst bei Herodot 4, 64 in einer Schilderung der Skythen vorkommt, ist wohl ein ungriech. Balkanwort, und so wird es mit got.-germ. paida wohl gemeinsamen Ursprungs aus einer unbekannten, wohl unverwandten Sprache sein. Wir nehmen Gleiches für unser Hanf in der Übereinstimmung von angls. hænep (Grdf. hanapis) mit gr. κάναβις an. Auch hier fehlt das griech. Wort noch der Sprache Homers und

Digitized by Google

begegnet zuerst bei Herodot 4, 74 für Thraker und Skythen. Das Aussehen dieser Wortgruppe widerspricht einem idg. Ursprung, aber die Kennzeichen der ersten Lautverschiebung verweisen das gemeinsame Grundwort in die vorgerm. Zeit und hin zu einem nichtindogerm. Volk. Als drittes Wortzeugnis stellt sich vielleicht ahd. fësa 'Getreidehülse' hierher, insofern es mit gr. πίσον 'Hülsenfrucht' ein ursprünglich thrakisches Wort gewesen ist.

Wenn wir annehmen, daß die βαίτη, κάναβις und πίσον einer Balkansprache einmal bei den Thrakern üblich waren, so haben wir noch an die seltsame Tatsache zu erinnern, daß der Name des nordischen Kriegsdämons Hödur (anord. Hoðr), Balders Feind, buchstäblich mit dem Namen einer thrakischen Göttin Κότυς übereinstimmt. Sie war nach Herodot 5, 7 eine Göttin des Kriegs und der Jagd, und ihr Name herrschte noch lange später bei den Thrakern und Phrygern als männlicher Personenname. Auffälliger noch ist der Anklang unseres Strom (germ. straumos) an den thrakischen Flußnamen Στρῦμών, der auch zuerst bei Herodot begegnet. Das lautliche Verhältnis trägt den Stempel urverwandtschaftlicher Gesetzlichkeit, wie es z. B. im Namen der germ. Gautôs und Gutones besteht: es handelt sich nur um Spielarten ein und desselben vorgerm. Wortes. Besteht hier ein uralter Zusammenhang von Thrakern am südlichen und Germanen am nördlichen Ufer der Donau?

Zur weiteren Nachbarschaft der urzeitlichen Germanen gehören vor der Lautverschiebung auch die Finnen, deren Name im Zeitalter des Tacitus Fennôs lautete. Das Wort hat den charakteristischen f-Anlaut, der auf vorgerm. p für älteres q beruht: ein vorgerm. Qenvôs, das über *Penvôs zu Fennôs geworden wäre, berührt sich mit der altnord. Bezeichnung der Finnen als Kvenir, Kvænir; in ihrer eigenen Sprache heißen sie Kainulaiset. Sie haben schon vor der germ. Lautverschiebung Lehnwörter aus dem Germanischen angenommen; mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit hält man nämlich finn. kansa 'Volk', kana 'Huhn', kalta 'schräg', karvas ‚herb' für germ. Entlehnungen aus der Zeit vor der Lautverschiebung als Entsprechungen von got. hansa 'Schar', hana 'Hahn', halthas 'schräg', mhd. härwe 'herb'. Die Masse der germ. Entlehnungen, die das Finnische aufweist, sind freilich jüngeren Datums und kommen hier nicht in Betracht (unten § 13). Nur bei einem einzigen germ. Wort darf man aber vielleicht an die Möglichkeit denken, daß die Finnen uns frühzeitig ein Wort abgegeben haben: ahd.-mhd. wal 'Walfisch' aus germ. hwalaz erklärt sich vielleicht aus finn. kala 'Fisch', wenn dies auch mit preuß. kalis 'Wels' zusammenhängt. Es wäre

Digitized by Google

mit dem Namen der Finnen unsere frühste Entlehnung aus Nordeuropa.

Dürfen wir solchen sprachlichen Fingerzeigen trauen, so müssen wir uns die Ausdehnung der Germanen an der Ostküste der Ostsee ziemlich weitreichend denken. Jedenfalls bedarf es der Erklärung, wie es möglich ist, daß vor der Ausbildung der germ. Eigenart durch die erste Lautverschiebung unser Wortschatz so manche Berührungen mit Kelten, Thrakern und Finnen aufweisen kann.

§ 6. **Lautverschiebung und Erstbetonung.** Die erste Lautverschiebung beschließt die vorgerm. Stufe unseres Sprachstammes und wird zugleich das erste Ereignis in dem Entwicklungsgang unserer völkischen Eigenart. Sie ist ein wesentliches Kennzeichen aller germ. Sprachen den andern idg. Völkern gegenüber geworden. Im idg. Sprachbereich, der nun seine Einheit und Einheitlichkeit aufgibt, stellt das Germanische fortan eine Sondersprache dar, bis etwa im 5. Jahrhundert n. Chr. einschneidende Lautregeln neue mundartliche Spaltungen ergeben, um schließlich zu einer deutschen Sondersprache zu führen.

Wir bezeichnen diese erste Lautverschiebung, auf die im Entwicklungsgang der deutschen Sprache im 6. Jahrhundert n. Chr. eine zweite Lautverschiebung (unten § 28) folgte, auch als germanische. Denn während die zweite Verschiebung nur das hochdeutsche Sprachgebiet betroffen hat, aber für Niederdeutschland, England und Skandinavien nicht in Betracht kommt, ist die erste Verschiebung für alle germ. Stämme charakteristisch, und wenn wir irgendwo eine uns naheverwandte Sprache ohne dieses Merkmal anträfen, dürften wir sie nicht zu der germ. Sprachfamilie rechnen.

Den eigentlichen Regeln der germ. Lautverschiebung schicken wir eine Gruppe von Erscheinungen voraus, die zumeist als Ausnahmen der Hauptregeln behandelt werden, in Wirklichkeit aber nicht mit der ersten Lautverschiebung zusammenhängen; oder wenn sie im Zusammenhang damit stehen, muß es ein frühster Anfang der großen Umwälzung sein. Auch in andern Sprachen erleiden die Lautverbindungen kt pt, ks ps einen Wandel der harten k p in die Reibelaute χ und f, also χt für kt, ft für pt, χs für ks und ts für ps. Das Germanische hat diese Verbindungen in gleicher Weise verändert. Aus einer Grundform rektós (lat. rēctus) entsteht rehtos (andd. rēht). Daher entspricht dem lat. octo got. ahtau andd. ahto (vgl. altir. ocht), auch dem lat. noctem got.-andd. naht. So deckt sich got. hafts 'gefangen' mit lat. captus und das lat. neptis 'Enkelin'

Digitized by Google

mit andd. nift 'Nichte'. Hier erklären sich andd. ahsa neben lat. axis und andd. hahsa neben lat. coxa 'Hüfte'.

Die angeführten germ. Belege zeigen mit den ahd. Entsprechungen eine überraschende Übereinstimmung. Keine zweite Lautverschiebung (unten § 28) hat diese Lautgruppen ht tt, hs fs im Hochdeutschen verändert; darin liegt der Beweis für die Anschauung, daß der behandelte Vorgang nicht in die erste Lautverschiebung zu rechnen ist. Man könnte diesen ganzen Vorgang an das Ende der vorgerm. Zeit zurückdatieren, wenn man auf die folgende Übereinstimmung von Latein und Germanisch Wert legt. Man denke an die to-Partizipien wie lat. missus quassus oder an die ti-Bildungen wie messis tussis neben den Ztw. mitto quatio, meto tundo und überzeugt sich dann schnell, daß in derartigen Fällen ursprüngliches t+t zu ss geworden ist. Im Germanischen entspricht ss unter der gleichen Voraussetzung: t + t ist zu ss geworden, wo k + t zu ht und p + t zu ft geworden ist. Man denke an got. wissa ahd. wëssa 'wußte' neben got. witan 'wissen', wie got.-ahd. mahta 'konnte' neben magan 'können'. Jedenfalls darf mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich der Übergang von t + t zu ss schon vorgermanisch anbahnte, und daß die urgerm. Zeit k + t und p + t umgestaltete, aber ohne das Urlatein mit zu ergreifen. Jedenfalls hat der ganze Vorgang nichts mit der Lautverschiebung zu tun, wenn vor allem die dazu gehörenden Regeln zeitlich weit voraufliegen.

Noch eine weitere Gruppe von Verschiebungen dürfen wir aber wohl den Hauptregeln voraufdatieren. Die vergleichende Sprachwissenschaft des Indogermanischen behauptet für alle idg. Sprachen gh, dh, bh als Grundlaute (oben S. 17). Nur das Indische hat diese aspirierten Medien ziemlich festgehalten, und noch heute haben Tochtersprachen des Altindischen solche gh, dh, bh aufzuweisen. Alle übrigen idg. Sprachen setzen sie zwar voraus, besitzen sie aber nicht mehr. Zwei Möglichkeiten von Lautwandel haben bestanden: entweder gab man die Aspiration auf und sprach reine Media g d b, oder man bildete weiche Reibelaute ɣ b đ dafür. Eine auffällige dritte Möglichkeit zeigt das Altgriechische, wenn es gh, dh, bh zu kh, th, ph = χ, θ, φ wandelt; die alten Griechen sprachen ch, th, ph nicht wie wir.

Während die bisher erörterten Lautwandlungen in den verwandten Sprachen allerlei Seitenstücke haben, mit denen vielleicht ein organischer Zusammenhang besteht, gelangen wir nunmehr zu den charakteristischen Tenuis- und Mediaverschiebungen, die den alten Sprachstufen des Indogermanischen fremd sind. Zwar zeigt die hochdeutsche

Digitized by Google

Lautverschiebung des 6. Jahrhunderts (unten § 28) für die Verschiebung der harten Verschlußlaute k, t, p einigermaßen gleichartige Umgestaltungen, die den lautlichen Hergang als solchen bestätigen. Und doch besteht bei aller inneren Verwandtschaft der ersten und der zweiten Lautverschiebung, wie sich unten § 28 zeigen wird, ein erheblicher Gegensatz. Die erste Lautverschiebung verlangt Übergang der harten Verschlußlaute k, t, p in die harten Reibelaute χ, th und f: lat. capio got. hafja, lat. clepo got. hlifa 'stehle', lat. taceo got. thaha 'schweige', lat. pecu andd. fëhu, lat. paucus ahd. fôh, lat. precor got. fraihna 'frage'. Diese Verschiebungsregel gilt aber nicht für das t in den Verbindungen ht und ft, wie got.-andd. naht lat. noctem, andd. ahto lat. octo, andd. nift lat. neptis lehren. Auch die idg. Lautverbindungen sk, st, sp behalten ihr k, t, p im Germanischen unverschoben; vgl. lat. scabo got. skaba, lat. stâre andd. stên, lat. spuo andd. spîwan, sowie lat. hostis got.-andd. gast, lat. posco andd. forskôn.

Zu dem Wandel von k, t, p in h, th, f gesellt sich die zweite Regel von der Verschiebung aller vorgerm. g, d, b in k, t, p: die weichen Verschlußlaute werden zu harten Verschlußlauten. Diese zweite Regel hat zeitlich später gewirkt als die erste. Hätte sie nämlich früher gewirkt, dann wären die idg. g, d, b mit den idg. k, t, p zusammengefallen und würden auch als h, th, f auftreten, was aber nirgends der Fall ist. Von den zahllosen Beispielen für die Verschiebung von weichen zu harten Verschlußlauten seien einige aufgeführt: lat. ego got.-andd. ik 'ich', lat. ager gr. ἄγρος got. akrs 'Acker', lat. dîco got. teiha, lat. dûco got. tiuha, lat. decem andd. tëhan 'zehn', gr. δέκρυ andd tahar 'Zähre', lat. nîdus (für *nisdos) andd.-ahd. nëst.

Über den Wandel von b zu p bedarf es noch einer Bemerkung. Wenn die idg. Sprachgemeinschaft den Verschlußlaut b von Haus aus nicht besessen hat (oben S. 16), wäre ein Wandel von b zu p eigentlich ausgeschlossen, wenn sich nicht am Schluß der vorgerm. Zeit einige b eingestellt hätten.

Als weiterer und zugleich späterer Vorgang der Lautverschiebung kommt eine Erweichung in Betracht, die für die Sprachforscher von der größten Bedeutung ist, weil sie einen wichtigen Einschnitt in den Entwicklungsgang unserer sprachlichen Urzeit bedingt. Es handelt sich um einen Lautwandel, der abgeschlossen gewesen sein muß, als ein jüngeres Lautgesetz die Betonungsverhältnisse vieler Erbwörter und Erbformen neu regelte. Ehe die gleich zu besprechende germ. Erstbetonung durchgeführt wurde, wirkte eine neue Ver-

Digitized by Google

schiebungsregel. Und diese trifft nicht mehr die vorgerm. Urlaute, sondern vielmehr einen Teil der bereits verschobenen Laute, nämlich die aus vorgerm. k, t, p verschobenen χ θ φ = th, ch = h, ph = f. Diese für die harten Verschlußlaute eingetretenen harten Reibelaute erfahren eine Erweichung zu den weichen Reibelauten g, d, b. Diese Regel liefert die Erklärung dafür, wie es kommt, daß dem lat. pater und frâter got. fadar aber brôthar, dem lat. decem got. taihun 'zehn' aber tigus 'Zehnheit' entspricht; es macht zugleich auch klar, wie sich nhd. ziehen zu gezogen und dürfen zu darben verhält. In der Sprachlehre beansprucht diese Regel mit vielen weiteren Einzelheiten einen breiten Raum, den ihr unsere geschichtliche Sprachbetrachtung jedoch vorenthalten muß. Wir können hier darüber hinwegeilen und deuten nur noch an, daß die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, in der germanistischen Sprachforschung unter dem Namen „grammatischer Wechsel" eine große Rolle spielen.

Eine Sondererscheinung dieser Regel ist die Erweichung des harten s. In vorgerm. Zeit besaß die Sprache bis auf wenige Ausnahmen nur ein hartes s. Jetzt wird dieses erweicht, wie die ch, th, f zu g, d, b erweicht werden und unter den gleichen Bedingungen. Die vorgerm. Betonung ist maßgebend. Galt von Haus aus eine ererbte vorgerm. Lautfolge etosom, so konnte sie auf folgende Weise verschoben werden: étosom wäre ethosom, etósom wäre edosom, etosóm wäre edosom. Tatsächlich entspricht dem ind. atasám 'Gebüsch' ein germ. edosom 'Zaun', das in andd. ëdur den Übergang von s in r zeigt. Dieser Übergang von s in s trifft vielfach die Endung, wenn z. B. dem lat. hostis runisch gastiz und dem gr. λύκος urgerm. wulfoz wulfaz entspricht.

Vermuten wir die weichen Reibelaute als Neuerungen, die an der Schwelle des Urgermanischen eingetreten sind, und verlegen wir diese Ersatzlaute für idg. gh, dh, bh schon etwa in das zweite Jahrtausend vor die christliche Zeitrechnung, so haben wir noch festzustellen, daß keine germ. Sprache diese alten Lautwerte in vollem Umfang bewahrt hat. Sie haben die Neigung, in die weichen Verschlußlaute g, d, b überzugehen. Dieser Übergang beginnt im Anlaut, dann auch inlautend nach m und n (mb, nd). Auch andere idg. Sprachen sind diesen Weg gegangen, um b und d als Ersatz für idg. bh und dh zu setzen. So zeigt z. B. idg. bhrâtêr 'Bruder' und idg. bherô 'ich trage' nicht nur in germ.-got. brôthar und baira das reine b, sondern auch in altir. bráthir und aslav. brâti.

Auch im Latein zeigen sich reine b und d als Vertreter von idg. bh und dh, wenn z. B. lat. nebula und ahd. nëbul als Ent-

Digitized by Google

sprechung von gr. νεφέλη ind. nabhas 'Wolke' erscheinen. Festzustellen aber bleibt, daß jede europäische Sprachfamilie diesen Lautwandel nicht gemeinsam mit einer andern, sondern jeweils für sich durchgemacht hat. Gemeinsam haben die betreffenden Sprachen vielleicht den Wandel von gh, dh, bh in weiche Reibelaute durchgemacht; einzelsprachlich ist aber unter allen Umständen dann der weitere Wandel in reine g, d, b. Die urgerm. Zeit, die wir hier überhaupt behandeln, beharrt vielfach bis in die christliche Zeit, in Norddeutschland bei g als weichem Reibelaut bis auf den heutigen Tag; denn der Norddeutsche spricht als weichen Reibelaut noch heute g in biegen, liegen, siegen (idg. lauten die Wz. bhugh, legh, segh). In der Römerzeit sprach der Germane im Anlaut reine b in bëran 'tragen', bûan 'bauen', brôthar 'Bruder', wo beim Übergang vom Indogermanischen zum Germanischen bëran, bûan, brôthar gegolten hatten; auch die reine d-Aussprache von dragan ragt sicher in die vorchristliche Zeit zurück. Aber wir haben keinen Anhalt, den Eintritt der reinen d und b näher als nur durch die urgerm. Zeit zu bestimmen.

Lautverschiebungen gibt es wohl im Entwicklungsgang aller Sprachen, nur daß man das gleiche Schlagwort z. B. für Latein und Griechisch nicht anwendet. Aber keine idg. Sprache hat so umfassende und durchgreifende Umwandlungen im Bereich der Mitlauter durchgemacht wie die urgerm. Zeit. Der Anstoß und die Triebkräfte, die an dieser Umgestaltung schuld sind, werden uns wohl immer verborgen bleiben. Aber eines muß noch als sicheres Ergebnis der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ausdrücklich festgestellt werden: die Germanen haben das Unursprüngliche; das Ursprüngliche erkennen wir hauptsächlich im Altindischen und zum Teil auch im Griechischen, sowie in den übrigen idg. Sprachen. Wer diesen Standpunkt nicht einnimmt, setzt sich in Widerspruch mit allen Errungenschaften der neueren Sprachforschung; denn diese hat unwiderleglich festgestellt (oben S. 16), daß h, th und f der idg. Sprachgemeinschaft noch völlig fremd gewesen sind: die h, th und f müssen als Neuerungen der Germanen betrachtet werden.

Nimmt man alle Einzelregeln der Lautverschiebung als Einheit zusammen, wie man es immer tut, so darf man ruhig die Behauptung aufstellen, daß es im Gesichtskreis der Sprachforscher nie und nirgend eine gleich umfangreiche Wirkung eines Lautgesetzes gegeben hat wie bei der germ. Lautverschiebung. Fast jedes Wort fällt in der einen oder andern Form unter das Gesetz. Nur wenige Formwörtchen wie got. ana oder in, ja (unser ja) und nu 'jetzt', ni 'nicht' und wai 'wehe' stehen abseits. Hauptwörter wie ahd. namo, sâmo (= lat.

Digitized by Google

nômen, sêmen) fallen unter die Lautverschiebung, insofern die Genitivformen lat. nôminis, sêminis im Germanischen den Wandel von s in ś erfahren, und ein Zeitwort wie got. nima (vorgerm. nemo) 'ich nehme' zeigt z. B. in der dritten Person der Einzahl und Mehrzahl Verschiebung (got. nimiþ nimand aus vorgerm. nemeti nemonti). So darf getrost behauptet werden, daß beinahe jedes Wort durch die germ. Lautverschiebung sein ererbtes idg. Aussehen verändert hat. Man kann sich den Umfang der Lautverschiebung z. B. auch an den Zahlwörtern klar machen: von den ersten zwölf Grundzahlen fällt nur got.-ahd. niun 'neun' außerhalb ihres Bereichs: got. twai lat. duo, got. þreis lat. três, got. fidwôr lat. quattuor, got. fimf lat. quinque, got. saíhs lat. sex, got. ahtáu lat. octo, got. taíhun andd. zëhan lat. decem, got. ainlif lit. vẽnulika, got. twalif lit. dvýlika, und got. ains fällt auch noch unter das Verschiebungsgesetz, insofern das Nominativ-s von lat. unus (altlat. o nos) im Germanischen als ś erscheinen muß. Stärkere Tragweite hat wohl niemals ein Lautgesetz an den Tag gelegt mit Ausnahme jenes oben S. 13 erwähnten Lautgesetzes, wonach idg. ĕ und ŏ im Indischen durch ă vertreten wird (dor. φέρομες, φέρετε, φέροντι = ind. bharamas, bharata, bharanti). Fortan ist das Germanische keine idg. Mundart mehr, sondern eine idg. Sprache. Und die völlig neue Eigenart steigert sich mit der Durchführung der germ. Erstbetonung.

Man könnte hier auch noch die Frage aufwerfen, ob die Verschiebungen sich gleichzeitig bei allen Germanen eingestellt haben oder ob die ganzen Vorgänge ungleichmäßig auf einzelnen Gebieten stattgefunden haben. Es gibt einige wenige Fälle, in denen Wörter innerhalb des Germanischen in doppelter Lautgestalt mit und ohne Verschiebung auftreten: angls. cnoll ahd. hnoll 'Hügel', angls. bepǽcan 'betrügen' neben got. háihô 'Betrug', ndd. pêsel neben ahd. visel, andd. knagan neben ahd. hnagan, gnagan. Man kann solche Doppelformen mit der Annahme erklären, daß ein germ. Stamm früher und ein anderer Stamm später die Lautverschiebung durchführte und dann Entlehnung von einem Stamm zum andern stattgefunden hätte.

Noch bleibt uns der Zeitraum zu bestimmen, in dem sich alle Vorgänge vollzogen haben, die wir unter der gemeinsamen Bezeichnung „Lautverschiebung" zusammenzufassen pflegen. Daß mehrere Jahrhunderte bis zur Umwandlung fast aller Mitlauter hingingen, ist in sich wahrscheinlich. Auch ist dabei der räumliche Umfang des Sprachgebiets mit in Anschlag zu bringen, und dieses dürfen wir uns

Digitized by Google

mindestens nicht beliebig klein denken. Sicher ist zunächst, daß mit dem Eintreten der Germanen in die Geschichte, die Germanen mit ihren Völkernamen wie Chauchôs, Chattôs, Cheruscôs, Frisiôs, Fôsiôs die Lautverschiebung als vollzogen erweisen. Nun hat sich uns bereits (§ 5) aus der Feststellung unserer ältesten Nachbarschaft ergeben, daß Kelten, Thraker und Finnen schon längst an germ. Gebiete grenzten; die von ihnen stammenden Entlehnungen sind unter die Lautverschiebung geraten. Noch müssen wir wieder bedenken, daß die Vorfahren von Italikern, Griechen und Indern mindestens nach allgemeiner Annahme schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Sonderentwicklung ihrer Sprachen besaßen, als sie ihre geschichtlichen Gebiete noch nicht besetzt hatten. Und so werden wir wohl auch annehmen dürfen, daß etwa das zweite vorchristliche Jahrtausend der Zeitraum ist, in dem die Germanen mit der Lautverschiebung ihre völkische Eigenart entwickelten. Damit verlegen wir die Lautverschiebung auf den Grund und Boden, auf dem die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhaft waren.

Die germ. Betonung steigert den völkischen Begriff des Germanentums noch mehr. Das neu auftretende Betonungsgesetz hatte zwar auch zunächst nur eine beschränkte Dauer für eine Stufe der Urzeit, sollte sich dann aber für die ganze Folgezeit als bleibende Naturkraft erweisen, die vielem neuem Sprachgut und damit dem ganzen Sprachbau ein germ. Gepräge verlieh. Ob wir neue Wörter aus altem Erbgut bilden oder aus der Fremde uns aneignen, die alte Regel charakterisiert jedes Wort in neudeutscher so gut wie in altdeutscher Zeit: es ist das Gesetz der germ. Erstbetonung, dem sich Neubildungen wie Abwehrgeschütz, Flugwesen, Kampfflugzeug, Schützengraben unterwerfen. So wird lat. Colónia zu Köln und Confluéntes zu Koblenz, so auch später monastérium im 7./8. Jahrhundert zu múnistri 'Münster'; unser Almosen weist auf lat. eleemósyna; aus lat. Mediolánum ital. Milano stammt unser Mailand; aus lat. Batávia entwickelt sich nhd. Passau mhd. Pázzouwe, aus Constántia nhd. Konstanz (Kostnitz) und aus lat. monéta andd. múnit 'Münze'. So gilt oberdeutsch Käppel (als Ortsname) für lat. capélla und mhd. schápel 'Kranz' beruht auf afrz. chapél 'Haarschmuck'. Unser Leutnant ist im 16. Jahrhundert aus frz. lieutenánt entlehnt. Und wenn wir Márie und Sóphie betonen, erkennen wir gleich ihre Unterordnung unter dasselbe Gesetz. Unser Krone aus lat. coróna und unser Pflaster aus lat. emplástrum haben Erstbetonung und zeigen, wie unser Gesetz seine Wirkung erzwingt.

Digitized by Google

Wie das alte Heldenlied des 8. Jahrhunderts die Eigennamen Hildebrand, Héribrand, Hádubrand betont, so galt im Munde von Germanen in der Römerzeit nur Chéruscôs, Lángobardôs, Súgambrôs, und Personennamen wie Ségimêrus, Cháthumêrus sind möglich und zugleich gesetzlich.

Diese germ. Erstbetonung tritt also als frühes Kennzeichen der Eigenart in dem Sprachbau des idg. Erbes auf. Die freie Betonung, von der ursprünglich jede Wortsilbe getroffen werden konnte (vgl. gr. πατήρ ind. pitá 'Vater'), unterliegt jetzt der nämlichen Naturkraft, die Erstbetonung verlangt. Die germ. Entsprechungen können jetzt und später nur fáder betonen; vgl. got. hárdus mit gr. κρατύς, got. súnus mit ind. sûnús 'Sohn', got. júk mit gr. ζυγόν ind. yugám 'Joch'. Es war wohl der stärkste Eingriff in unsern Sprachbau, wie wir nie wieder einen sprachlichen Naturprozeß erlebt haben. Aber eine Erklärung dieser Naturkraft kennen wir nicht. Wir wissen wohl, daß die gleiche Naturkraft einer Erstbetonung auch auf andern Sprachgebieten auftritt, z. B. bei Finnen und Letten. Aber das hilft der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht zu einer sichern Begründung der germ. Erstbetonung. Der Eintritt des Gesetzes liegt weit vor der Römerzeit, für die wir Ségimundus und Súgambrôs anzusetzen haben.

Nur das eine kann als gesichertes Ergebnis neuerer Forschung gelten, daß die germ. Lautverschiebung (oben S. 56) völlig abgeschlossen war, als die Erstbetonung eintrat; denn wenn patér über fathér zu fadér wurde, erklärt sich ja die Erweichung des Reibelauts nur aus der vortonigen Stellung, und erst als diese zeitlich letzte Stufe der Verschiebungsregel erreicht und abgeschlossen war, trat fáder für das idg. patér ein.

Wir legen dem Gesetz ausdrücklich Ausnahmslosigkeit bei. Zwar hat die spätere Zeit Ausnahmen wie geschehen, verlieren, begraben oder Gebiet und Gebot; aber aus dem Gotischen wissen wir mit Bestimmtheit, daß solche Zusammensetzungen auf spätem Zusammenrücken und Zusammenwachsen beruhen. Im Altgriechischen und Altindischen liegt in derartigen Fällen noch keine echte Worteinheit vor. Wenn wirklich Worteinheit besteht, gilt in ältester Zeit natürlich Erstbetonung, wie es für ahd. gáskaft 'Geschöpf' und bíbot 'Gebot' gilt. Alte Zusammensetzungen von beliebiger Silbenzahl betonen also immer nach Art unserer großmütig, Rheinland, Oldenburg, Königreich.

Erwiesen wird die Herrschaft der Erstbetonung durch die alte Stabreimdichtung, die ganz auf diesem Gesetz aufgebaut ist: Hilde-

Digitized by Google

brand, Hádubrand, Héribrand (unten S. 64). Aber auch in unserer urzeitlichen Stabreimdichtung, wie überhaupt im Zeitalter der römischen Berührung, galt mit dem Prinzip, die Familienzugehörigkeit durch stabreimende Namen auszudrücken (Ségimêrus, Ségimundus, Ségithancus), sicherlich die Erstbetonung. Und wenn Römer über die Unaussprechlichkeit der germ. Namen klagten, so galt dies unserer Erstbetonung, die auch heute noch den Romanen beschwerlich ist. Nun berichtet die Germania des Tacitus (Kap. 2), daß es Lieder der Urzeit (carmina ant qua) waren, in denen die Söhne des Urgermanen Mannus, nämlich Erminus, Ingvus, Istvus gefeiert wurden, und diese Namen aus unserm urältesten Religionsbereich werden durch Stabreime zusammengehalten und waren gleichzeitig auch durch Erstbetonung ausgezeichnet. Das Alter der Erstbetonung wird damit hinaufgerückt in die Zeit der Entstehung des Germanentums.

Keine der verwandten Sprachen hat für ihre urzeitliche Sonderentwicklung so einschneidende und umfassende Naturkräfte erlebt wie das Germanische mit der Lautverschiebung und der Tonverlegung. Die erdrückende Mehrzahl aller germ. Wörter steht irgendwie unter beiden Gesetzen, nur sehr wenige fallen nicht unter sie. Aber woher stammen diese mächtigen Urkräfte? Wir können es nicht wissen, nicht einmal ahnen können wir es. Nur eine Erwägung bleibt hier übrig. Wären die Germanen schon in der idg. Sprachgemeinschaft immer und ewig auf demselben Grund und Boden seßhaft gewesen, d. h. wäre die germ. Urheimat mit der idg. Urheimat ein und dieselbe, so ließe sich schlechterdings nicht einsehen, wodurch eine völlige Neugestaltung der ererbten Grundsprache bedingt sein könnte. Und so schließen wir auf eine Veränderung der Wohnsitze, Vertauschung der idg. Urheimat mit einer neuen Heimat: Einwanderung aus der Ferne nach Norddeutschland kann allein Volk und Sprache neu gestaltet haben, nur neue Lebensbedingungen können bei der sprachlichen Entstehung des Germanentums von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Den oft vertretenen Glauben, daß die Germanen viele Jahrtausende oder von jeher in Norddeutschland heimisch sind, konnte Tacitus als unser ältester Kenner wohl haben. Für alle idg. Völker stehen wir heute lieber auf dem Standpunkt des Philosophen Seneca (gest. 65 n. Chr.) in seinen Dialogorum libri XII (12, 7): vix den ique invenies ullam terram quam etiam nunc indigenae colant. Jedenfalls glauben wir es von den Germanen.

§ 7. Der Stabreim. Deutsche Erbschaft aus germanischer Urzeit ist der Stabreim. Er lebt noch heute im Klang zahlreicher Wort-

Digitized by Google

verbindungen wie mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel, bei Nacht und Nebel, bei Wind und Wetter, über Stock und Stein, vor Tau und Tag, durch dick und dünn, im großen und ganzen oder wie Witwen und Waisen, Schutz und Schirm, Schimpf und Schande, Leib und Leben, müde und matt, los und ledig, zittern und zagen. Auf der Höhe des Mittelalters treffen wir z. B. im Nibelungenlied stabreimende Formeln wie lant unde liute, stige unde strâze, mâge unde man, liep oder leit, singen unde sagen. Die Wiederbelebungsversuche, die das 19. Jahrhundert nach Fouqués Vorgang in Sigurd dem Schlangentöter mit dem Stabreim oft gewagt hat, wecken aber die für unsere Dichtung erloschene Triebkraft nicht auf, die in der germ. Erstbetonung wurzelt. Schon auf der Höhe des deutschen Mittelalters wird sie kraftlos und matt. Zwar ist der Zufall ausgeschlossen, wenn es in einem bekannten Spruch Walthers von der Vogelweide heißt: daz wilt und daz gewürme die strîtent starke stürme; denn auch das Nibelungenlied bevorzugt den s-Anlaut bei Kampfschilderungen, um das Sausen der Schwerter mit Lautmalerei zu begleiten (unten § 39). Noch in der Zeit Karls des Großen zeigt das ahd. Hildebrandslied und in der Zeit Ludwigs des Frommen der andd. Heliand den Stabreim in voller Entfaltung, bis dann vom 10. Jahrhundert an die die deutsche Dichtung gänzlich auf den Stabreim verzichtet.

Länger als Deutschland steht Altengland unter der Herrschaft des Stabreims, der erst mit dem 11. Jahrhundert abstirbt. Und weit länger noch der skandinavische Norden, wo er über das 13. Jahrhundert hinaus herrscht. Aber überall dient der Stabreim auch christlichen Dichtern. Er wurzelt jedoch durchaus in unserm germ. Heidentum. Seine Verbreitung von den bayrischen Landen des 9. Jahrhunderts bis nach Island und Grönland im 10./11. Jahrhundert erweist ein gemeingerm. Alter. Es handelt sich um eine Lauterscheinung aller germ. Stämme. Die Engländer haben den Stabreim im 5./6. Jahrhundert aus ihrer festländischen Heimat mitgenommen. Und wenn die Skandinavier ihn von jeher besessen haben, so müssen sie ihn in eine neue Heimat verpflanzt haben, als sie von Jütland und Seeland aus das südliche Schweden und Norwegen besetzten. Nimmt man dafür die Zeit um 500 v. Chr. an, so wird der Stabreim bei den Germanen um 1000 v. Chr. sicher schon geblüht haben.

Vielleicht haben die Pikten Schottlands einmal Stabreime besessen; Listen ihrer Könige deuten auf diesen Verdacht hin. Für die alten Punier möchte man Stabreime annehmen, wenn er in der berühmten Familie Hannibal Hamilkar Hasdrubal zutage tritt. Mag

Digitized by Google

jetzt auch Finnland in seiner Volksdichtung die Alliteration anwenden — sie könnte den Germanen entlehnt sein — für das Altertum kennt man kein Volk mit angestammter Stabreimdichtung. Wenn man z. B. im Latein ein Sprüchwort wie fortes fortuna adiuvat oder eine Wendung wie satis superque aus stabreimenden Absichten herleiten will, so darf man nicht übersehen, daß darin kein Stabreim nach germ. Weise steckt. Und doch besteht eine unsichere Möglichkeit, aus Spuren des Stabreimes im älteren Latein und im ältesten Irisch auf ein vorgerm. Alter des Stabreims zu schließen, weil diese Sprachen in Übereinstimmung mit dem Germanischen in der Vorzeit einmal Erstbetonung gehabt haben. Denn in der ganzen Welt des Germanentums steht der Stabreim immer neben der Erstbetonung, und seine germ. Ausbildung wird im wesentlichen der Erstbetonung auf dem Fuß gefolgt sein.

Aber nicht bloß in den ältesten Liedern der Germanen in Nord und Süd, Ost und West herrschte der Stabreim. Es kann kein Zufall sein, daß die ältesten germ. Inschriften mit ihren kleinen Prosasätzen in Runenschrift z. B. ek Hlewagastiz Holtingaz horna tawidô (Goldenes Horn von Tondern) oder ek Wîwaz after Wôdurîdê witadahlaiban worahtô rûnô (Stein von Tune) den Stabreim in überraschender Weise an den Tag legen. Zwar ist das Alter solcher Inschriften umstritten: die Ansätze schwanken vom vierten bis sechsten Jahrhundert. Aber für uns gehören sie unter allen Umständen zu den ältesten Belegen; auch verschlägt es nichts, daß diese Inschriften nördlich, in Schleswig und Skandinavien, heimisch sind.

Alle diese, wenn auch verhältnismäßig späten Runeninschriften sind älter als das angls. Beowulflied vom Anfang und das Hildebrandslied vom Ende des 8. Jahrhunderts. Daß die got. Lieder, die dem Geschichtschreiber Jordanes (551) als mündliche Geschichtsquellen bekannt waren, den Stabreim besessen haben, kann niemand bezweifeln.

Wir Germanen haben noch einen weiteren Bereich des Stabreims, der in das Volksleben selbst hineingehört so gut wie unsere ältesten Runeninschriften. Der Stabreim beherrscht die Namengebung wie in unserer Heldensage, die im Zeitalter der Völkerwanderung wurzelt, und liefert zahlreiche Zeugnisse für das Verhältnis von Vater und Sohn wie Sigmund: Sigfrid, Botelunc: Blœdel, Etzel: Erpfe oder für Brüder wie Gunther: Gêrnôt: Gîselher, Liudegêr: Liudegast im Nibelungenlied. In Eckehards lat. Walthariuslied aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts ist Guntharius ein Sohn des Gibico und Hagen ein Sohn des

Digitized by Google

Hagathie und Hildegundes Vater ist König Herirîch von Burgund. In unserer alten Wielandsage hat der Held einen Sohn namens Witege (angls. Widia). Anderweitig ist Gunther ein Sohn des Gibich und Dietrich ein Sohn Dietmârs, und das entspricht den geschichtlichen Grundlagen der Sage, wenn Gibica neben Gunthahar us und Theudemêrus neben Theudericus geschichtlich sind. Eine urnordische Runeninschrift (5./6. Jahrhundert?) widmet der Norweger Hagustaldas seinem verstorbenen Sohn Hadulaikas. Auch das Brüderpaar Hengist und Horsa, das die Übersiedlung deutscher Stämme nach England um 418 geleitet hat, gehört hierher.

Im alten Hildebrandslied vom Ende des 8. Jahrhunderts ist Hiltibrant als Sohn des Heribrant und als Vater des Hadubrant der Mittelpunkt. Im angls. Beowulflied finden wir auf Seeland Hróthgár, Heorogár und Hálga als fürstliche Brüder, König Healfdene war ihr Vater; Hróthgárs Sohn heißt Hréðric und Heorogars Sohn heißt Heoroweard. Bei den Gauten im südwestlichen Schweden herrschte gleichzeitig Hygelác, der Sohn Hréthels und Bruder von Herebeald und Hædcyn.

Auf deutschem Grund und Boden liefern geschichtliche Persönlichkeiten bei den lat. Schriftstellern den Beweis für dieses Gesetz der Namengebung. Bei den Cheruskern sind Inguiomêrus und Arminius Oheim und Neffe, Thusnelda und Thumelicus Mutter und Sohn, Segestes und Segimêrus Brüder, Segimêrus und Segithancus Vater und Sohn; bei den markomannischen Sueben Vannius und Vangio Oheim und Neffe; bei den Quaden des 4. Jahrhunderts (Ammian 17, 12, 21) Vidu(v)arius und Vitrodorus Vater und Sohn; bei den Alamannen des 4. Jahrhunderts (Ammian 17, 10, 3. 30, 7, 7) Vadomarius und Vidigabius Vater und Sohn. Am Ende des 5. Jahrhunderts herrschte bei den Rugiern, als sie vorübergehend im Gebiet der mittleren Donau saßen, König Feletheus, ein Zeitgenosse Odoakers und Theoderichs des Großen: er hatte einen Sohn Fredericus.

Wo immer ein Denkmal deutschen Altertums aus dem Schoß der Erde in der Gestalt von römischen oder von runischen Inschriften neu auftaucht, die altdeutsche Namen enthalten, so kann man darauf rechnen, germ. Stabreime in den Namen zu treffen. Eine lat. Inschrift aus Trier aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts nennt einen burgundischen Prinzen Hariulfus Hanhavaldi filius (CIL XIII 3682), und das erinnert daran, daß im lat. Walthariuslied Hagathie der Vater des burgundischen Hagen ist. Erst vor wenigen Jahren ist in der Umgebung von Darmstadt eine frühchristliche Grabinschrift

Digitized by Google

aus fränkischer Zeit (um 500) aufgetaucht, deren stabreimende Namen auf ein Familiengrab hindeuten: der Vater heißt Dadilo, die Söhne Duccio und Derstus. Und eine kürzlich aufgefundene Runeninschrift Schwedens scheint einen Hrabnas (Rabe) als Vater eines Hathus (= Hödur) namhaft zu machen.

Überschaut man solche Fälle, die sich leicht vermehren lassen, so unterscheidet man zwei verschiedene Arten der Namengebung. In einer Gruppe ist das erste Wortglied das gleiche wie bei Sigmund: Sigfrid, Segimêrus: Segimundus, Theudemêrus: Theuderîcus. In der Liederedda heißt die Schwester Gunthers (Gunnar) Gûthrûn (d. h. Gunthrûn), und in einer Fassung der Volsungensage heißt eine Schwester derselben Gudný. So hat der geschichtliche Burgunderkönig Gibica (= anord. Giuki) in einem Eddalied eine Schwester namens Giaflaug, d. h. Gebalaug. In der zweiten größeren Gruppe alliteriert nur der Anfangslaut wie bei Vannius: Vangio, Hengist: Horsa. Über den Untertypus, daß zur zweiten Gruppe noch Fälle wie Heribrant: Hiltibrant: Hadubrant mit Gleichheit des zweiten Wortglieds gehören, dürfen wir hier hinweggehen.

Noch im 8./9. Jahrhundert lebte die altgermanische Weise. Wir kennen aus zahlreichen Urkunden des Festlandes Familien mit stabreimenden Namen; das Polyptychon Irminonis aus der Zeit Karls des Großen ist voll davon. In Altengland veranschaulichen Stammbäume mehrerer Königsgeschlechter die gleiche Sitte, die uns in der älteren Sachsenchronik oft entgegentritt. Es verlohnt sich, einen solchen Stammbaum ostsächsischer Könige des 9. Jahrhunderts aus einer Londoner Handschrift hier wiederzugeben: Sigered Sigericing, Sigeric Selereding, Selered Sigeberhting, Sigeberht Sigebalding, Sigebald Seleferding, Seleferd Sigeferding, Sigeferd Seaxing, Seaxa Sledding.

Wir fragen nun: wie kommen die Germanen zu ihrem Stabreim? War sein Geltungsbereich ursprünglich die Dichtung? Und ist er aus der Dichtung erst nachträglich in die Namengebung geraten? Und wie verhält sich dazu der häufige Stabreim in der Prosa der ältesten Runeninschriften?

Der Stabreim als bedeutsamer Zug in der Entstehung des Germanentums hat seinen Ausgangspunkt wohl hauptsächlich in der Namengebung. Familienüberlieferung verbindet wohl überall ein zu benennendes Kind mit dem Namen eines älteren Familienglieds, wie bei den Griechen der Name des Enkels an den des Großvaters anknüpft. So kann es doch mehr als Zufall sein, wenn Sophokles ein Sohn des Sophillos ist. Der Dichter Euripides hatte einen Sohn

Digitized by Google

Euripides, und der berühmte Demosthenes war der Sohn eines Demosthenes. Es ist doch schließlich der gleiche Grundsatz, der noch heute überall herrscht, wenn z. B. Großherzog Friedrich II. von Baden ein Sohn Friedrichs I. ist.

Schon vor der christlichen Zeitrechnung hat der Stabreim nicht nur für das Germanentum, sondern auch für seine Dichtung eine charakteristische Bedeutung gehabt, wenn nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Tacitus die Mannussöhne Erminus, Ingvus und Istvus in unsern altehrwürdigen Liedern über unseres Volkes Urgeschichte brüderlich alliterierten. Der Stabreim reicht damit weit in die vorchristliche Zeit zurück und hatte einen frühen Urbereich in unserm alten Götterglauben. Noch im zweiten Merseburger Zauberspruch treffen wir mit Stabreim die göttlichen Schwesterpaare Frija und Folla, Sinthgunth und Sunna. Aber wenn auch das Griechische Spuren der Namenverknüpfung innerhalb der Familie aufweist, und die germ. Sippe somit schon in vorgerm. Zeit einsetzt, so kann die Durchführung der so begründeten Namengebung nur im Gefolge der Erstbetonung geschehen sein, die dem Wortanlaut gesteigerte Kraft und Gewicht verliehen hat. Wie nachmals der Endreim mit einer langsam vordringenden Endungsbetonung zusammenhängt, die für das Latein und seine volkssprachliche Weiterentwicklung gilt, so muß die Herrschaft des Stabreims im Leben und im Liede unserer Ahnen so gut Sonderentwicklung in urgerm. Zeit sein wie die für das Germanentum so charakteristische Erstbetonung.

Wir können vielleicht noch erkennen, wie der Stabreim zum Schmuckmittel der Dichtung wurde. Wir setzen dabei stillschweigend voraus, daß unsere germ. Dichtung in einer Urzeit wurzelt, die hinter Homer und den Liedern des indischen Rigveda an Alter nicht zurücksteht. Aber für die Zeiten der ursprünglichen Einnamigkeit war der Zusatz des Vaternamens für jeden Helden beliebt: Agamemnon der Sohn des Atreus. Geraten Vater und Sohn auf diese Weise in die Dichtung hinein, so ergibt sich bald eine Kurzzeile wie Hygelác Hréthling und Wulf Wonréding im Beowulflied oder Langzeilen wie Hiltibrant gimahalta, Heribrantes sunu und Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu im ahd. Hildebrandslied. So finden wir, wenn es sich um Fürstenhäuser handelt, gleichsam von selbst Langzeilen wie Heorogár und Hróthgár und Hálga der Wackere, sowie Herebeald und Hædcyn oder mein Hygelác im Beowulflied V. 61. 2434 oder Gunther und Gêrnôt und Gîselher der junge im Nibelungenlied. Wurden die von Tacitus bezeugten Mannussöhne in alten Liedern gefeiert, so ergaben die Brüdernamen Erminus,

Digitized by Google

Ingvus und Istvus mit einem schmückenden Beiwort bei dem dritten Bruder von selbst eine alliterierende Langzeile. Mancher Stabreim im angls. Widsithlied, z. B. Hróthwulf and Hróthgár V. 45a, gelangt auf so bequeme Weise zu Kurzzeilen wie Fin Folcwalding. Und so wären auch Sigemund und Sigelind, Liudegast und Liudegêr Nibelungenlied 142 glatte Kurzzeilen. Man muß dabei in Anschlag bringen, daß der Stabreim nicht nur Bindemittel unter Langzeilen, sondern auch bloßes Schmuckmittel für Kurzzeilen war. In der Liederedda gibt es Strophenformen, in denen alliterierende Langzeilen mit alliterierenden Kurzzeilen wechseln. Und auch in angls. Dichtung erscheinen, aber nur selten, Kurzzeilen, die nur in sich stabreimend sind. In Deutschland hört man Anklänge an das Gesetz der stabreimenden Kurzzeilen noch in dem alten Volksrätsel vom Schnee: „Es flog ein Vogel federlos auf einen Baum blattlos, da kam die Maid mundlos“ usw.

Die Dichtersprache, die wir uns während der idg. Sprachgemeinschaft ohne Stabreim denken müssen, konnte auch sonst wohl von selbst mühelos den Stabreim annehmen: eine Verbindung der König der Könige, die aus der Sprache der persischen Keilinschriften unter Darius auch ins Griechische (βασιλεὺς βασιλέων) vorgedrungen ist, ist ohne weiteres eine stabreimende Kurzzeile; ganz geläufig ist in angls. Dichtung ealra cyninga cyning für ‘Gott’, das aus der Bibelsprache (1. Tim. 6, 15; Offenb. 17, 14. 19, 16) genommen ist. Schon im Rigveda findet sich eine Formel purûtamas purûnâm, und ahd. Wendungen wie haft heften im ersten Merseburger Zauberspruch oder einen slac slahen oder eine gâbe gëben in mhd. Dichtung ergeben bequeme Kurzzeilen. So ist im ahd. Ludwigslied V. 49 sang was gisungan eine einfache Kurzzeile mit Stabreim. Gleiches gilt von sprichwörtlichen Wendungen wie ahd. ort widar orte ‘Speerspitze gehört gegen Speerspitze’, von Zauberformeln wie ahd. bên zi bêna, bluot zi bluoda oder von mhd. Wendungen wie slac wider slac oder slege wider slege. Man denke auch an sprichwörtliche Wendungen wie ahd. sose snel snellemo pegagenet andermo ‘wenn ein Kühner dem andern begegnet’ oder wie ahd. (Notker Psalmen) von boume ze boume oder fone diête ze diête, fone rîche ze rîche.

Freilich muß es ein langer Weg gewesen sein, der von einer gelegentlichen Kurzzeile oder Langzeile schließlich zur konsequenten Stabreimtechnik führte, wie sie in der Liederedda, im Beowulfepos und in der Helianddichtung vorliegt. Aber jede Neuerung bildet sich nur langsam aus. Wenn der spätere Endreim sich im achten bis

Digitized by Google

zwölften Jahrhundert endgültig zu seiner klassischen Vollendung entwickelt, wird sich die konsequente Stabreimtechnik durch mehrere Jahrhunderte ausgebildet haben, ehe sie in den Liedern über die Mannusföhne herrschte. Und wenn wir glauben, daß schon in vorgerm. Zeit Mitglieder ein und derselben Familie gern durch Wortanklänge in ihren Namen verbunden sind, so liegen die Vorbedingungen des Stabreims zwar in vorgerm. Zeit, aber seine folgerichtige Durchführung war doch erst denkbar im Gefolge der germ. Erstbetonung (S. 59).

§ 8. Das Großhundert. In der sprachlichen Ausbildung der germ. Eigenart nimmt ein seltsamer Ausbau der ererbten vorgerm. Zählweise einen bedeutsamen Platz ein. Die Indogermanen waren in ihrer gemeinsamen Grundsprache bis zu 100 und dem Vielfachen von 100 (oben S. 11) vorgeschritten: das Zahlwort got. hund lat. centum gr. ἑκατόν ind. çátam zeugt dafür. In Wirklichkeit aber läßt sich doch beobachten, daß die Zwischenzahlen 11—19 und die Rundzahlen 20, 30, 40 usw. unfest geschwankt haben müssen, ehe die idg. Spracheinheit in Mundarten zerfiel. Und da liegt der Anlaß für eine germ. Sonderentwicklung.

Um sie zu begreifen, müssen wir von der Lautform oktôu ausgehen, die das Zahlwort acht für alle idg. Sprachen gehabt hat. Diese Lautform ist ein reiner Dual (oben S. 18), dem der Begriff einer paarweisen Vierheit zugrunde liegen muß. Es kann sich dabei ursprünglich wohl nur um die vier Finger handeln, wie denn das Englische herkömmlicherweise sagen kann the four fingers and the thumb, wo wir im Deutschen von den fünf Fingern reden; und unser Walther von der Vogelweide folgt seiner Laune und Schalkhaftigkeit, wenn er von einer alten Traumdeuterin die Erklärung entgegennimmt, daz sîn dûme ein vinger sî. Geht man nun vom Begriff der Vierheit aus, so ergibt sich die Möglichkeit, mit der Zahl zwölf eine dritte Reihe von Vierheiten zu schließen, wie es der Zusammenhang von neun mit neu, lat. novem mit novus und ind. náva mit návas nahelegt: die Neun war eben die neue Zahl einer neuen Reihe. Das Germanische erhebt diese Möglichkeit zur Gewißheit, wenn es nach elf und zwölf fortfährt: dreizehn, vierzehn, fünfzehn usw.; vgl. ahd. einlif zwelif neben thrîzëhan fiorzëhan, engl. eleven twelve neben thirteen fourteen und got. ainlif twalif neben fidwôrtaihun fimftaihun. Der gleiche Einschnitt zeigt sich im Griechischen für ἕνδεκα δώδεκα einerseits und τρισκαίδεκα τεσσαρεσκαίδεκα usw. anderseits, während das Latein mit den unverbundenen Additionen undecim duodecim tredecim

Digitized by Google

quattuordecim usw. eine Vereinheitlichung durchgeführt hat, die jünger sein muß als der Zwiespalt im Griechischen und Germanischen.

Bei dem Übergang vom Indogermanentum zum Germanentum spielte 4 als Grundzahl für 8 und 12 eine Rolle, während anderseits auch 5 eine naturgemäße Rolle übernehmen konnte. Und die für das Germanische bezeichnenden got. ainlif twalif = ahd. einlif zwelif lehren einwandfrei, daß die Indogermanen vor der Völkertrennung eigentlich nicht über 10 hinaus zählen konnten.

Aber schon vor der Ausbildung des Germanischen durch die erste Lautverschiebung müssen unser elf und zwölf doch schon von den Germanen geprägt worden sein; denn in den mutmaßlichen Grundformen oino-liqa und dwo-liqa liegt der Beweis für ein vorgerm. Alter der beiden Wörter, die in unvordenklichen Zeiten zu unbedeutenden Nachbarn vordrangen: lit. vẽnúlika und dvýlika müssen germ. Lehnwörter aus vorgerm. Zeit sein. Denn nur so erklärt sich, daß die Urväter der Litauer sicher in unursprünglicher Weise weiterzählten: tr̃ylika keturiólika penkiólika usw. Dieses vorgerm. liqa muß 'Rest' bedeutet haben, wenn man es zu der verbreiteten Wz. liq 'lassen' zieht. Man zählte an den Fingern, und dann blieb 1 oder 2 übrig, die man nicht an den Fingern zu zählen brauchte.

Tatsache ist es, daß die Germanen die Zwölfheit in die altidg. Möglichkeit der Rechnung nach mehrfachen Zehnheiten einführten. Die feste Formel des Dutzend fehlt ihnen freilich seit vorgerm. Zeit, um erst im 15. Jahrhundert nach französischem Vorbild erreicht zu werden. Aber schon in früher Zeit haben die Germanen 12 als eine beliebte Rundzahl gebraucht, wenn Siegfried am Wormser Hof und Beowulf in der Hauptstadt Seelands mit 12 Recken auftraten, und Karl der Große im altfranzösischen Heldenlied 12 Paladine hat. Im Gudrunlied ist die Zahl 12 als unbestimmte Zahlangabe beliebt, wie anderweitig das Vielfache von 12 bei willkürlichen Zahlenangaben. Eine solche Beliebtheit von 12 führte dann leicht zu einer Verquickung eines dezimalen und eines duodezimalen Systems. Allerdings zeigen sich auch im Latein und im Griechischen Spuren einer solchen Verquickung, wenn z. B. lat. sexaginta und sescenti als unbestimmte Rundzahlen gelten; bei Homer ziehen Menelaos und die Arkader mit je 60 Schiffen zu Felde; so lebt der alte Hildebrand 60 Halbjahre in der Verbannung.

Wahrscheinlich hatten die Zehner von Haus aus grundsprachlich mehrere Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung. Aber weder das sicher grundsprachliche vi̯kmti für '20' (lat. vîgintî dor. Fίκατι)

Digitized by Google

vererbte sich ins Germanische, noch auch die Bildungsweise von lat. quadrâginta dor. τετρώκοντα, deren zweites Wortglied konta als 'Zehnheit' aufgefaßt werden muß. Das Germanische besitzt für den Begriff 'Zehnheit' zwei mehr oder weniger selbständige, aber miteinander verwandte Wörter: tëgus und têhund, und diese schieden sich ursprünglich so, daß bis 60 das erste und von da das zweite Wort in Anwendung kam: got. twai tigjus 20, threis tigjus 30, f dwôr tigjus 40, fimf tigjus 50, saihs tigjus 60, aber weiter got. sibuntêhund 70, ahtautêhund 80, niuntêhund 90, taihuntêhund 100 in annähernder Übereinstimmung mit ahd. zweinzug, drîzug, fiorzug, fimfzug, sëhszug und mit frühahd. sibunzo, ahtozo, *niunzo, zëhanzo.

Im Mittelpunkt der germ. Zählweise steht für uns das Großhundert (120). In Island, wo erst mit dem Christentum das dezimale Hundert bekannt wurde, blieb das duodezimale Hundert immer volksüblich, und noch heute zählt der isländische Fischer seinen Fang und der isländische Landwirt seine Schafe nach dem Großhundert, wie im 12. Jahrhundert der große Geschichtschreiber Ari das Jahr zu 304 Tagen zählte und 364 Tage meinte. Das altnordische Schrifttum unterscheidet ein hundrað tolfrætt (120) und ein hundrað tíurætt (100). In England bewahrt die Neuzeit bis auf den heutigen Tag noch vielfache Beweise, die schon mit dem Schluß des 10. Jahrhunderts beginnen, für ein duodezimales Hundert, das neuenglisch als great hundred oder long hundred bezeichnet wird. Es ist für Fische, besonders Heringe, aber auch für Bretter in Gebrauch. In Norddeutschland hat besonders die Seeküste Überreste des Großhunderts im Handel mit Fischen, Brettern, Nüssen und Eiern. Die Zahl der Zeugnisse ist allerdings nicht groß. Aber dieses Großhundert, das ein Alter von mehreren Jahrtausenden beanspruchte, stand doch meist neben dem Dezimalhundert, das ein idg. Erbe war. Wenn im 4. Jahrhundert der gotische Bibelübersetzer das Wort hund 'hundert' gebraucht, so kann eine spätere Glosse wohl verdeutlichend hinzufügen: taihuntêwi 'dezimal' (1. Kor. 15, 6).

Zwar fehlen Beweise für den Bestand dieses Großhunderts auf deutschem Boden für die alte Zeit: kein ahd. und kein mhd., auch kein andd. und kein mndd. Beleg läßt sich dafür beibringen. Nur in der Lex Salica liefert ein Hauptwort tualepti eigtl. 'Zwölfheit' im Sinne von 'Großhundert' ein einmaliges Zeugnis, aber in angls. Urkunden des 10. Jahrhunderts findet man 100 schon im Sinne von 120 verwendet. Sonst hat sich überall das idg. Dezimalhundert nach und nach durchgesetzt. Aber wir wissen aus Zeugnissen der

Rechtsgeschichte und Rechtsquellen der ältesten Zeit, daß das System der Zwölfheiten in den Rechtsbüchern der Ripuarier und Langobarden bei Geldstrafen üblich und gültig war. Und so müssen wir dem Großhundert für die Urzeit weite Geltung einräumen.

Zu dieser eigentümlichen Sonderentwicklung der germ. Zählweise gesellt sich noch ein neues charakteristisches Zahlwort: den Indogermanen fehlte der Begriff 'tausend'. Zwar scheinen ind. sahásram und gr. χίλιοι ein idg. Alter zu beanspruchen, und angls. wíd-gil 'unendlich' könnte damit in Zusammenhang stehen, aber als echtes Zahlwort braucht es darum doch nicht für die Ursprache angenommen zu werden. Eine Steigerung des Kulturlebens bedeutet ja der Begriff ohne weiteres, der daher auch wohl einzelsprachlich entstanden sein wird. Die Germanen haben ihr eigenes Wort: got. þûsundi = ahd. thûsunt. Seine Entstehung wird ohne weiteres klar, wenn man das Wort als Erleichterung für ein Grundwort thûs-hund(i) auffaßt und darin eine Zusammensetzung mit germ. hund 'hundert' vermutet. Das erste Wortglied wird den Begriff 'hundert' steigern sollen und etwa 'Vielhundert' bedeuten, sein fester Wortinhalt wäre ursprünglich unfest gewesen. Die Ausbildung dieses neuen Zahlworts aber dürfen wir vielleicht auch schon in die Frühzeit der Entstehung des Germanentums, d. h. vor die erste Lautverschiebung, verlegen. Denn es beruht auf einer Grundform tûs-kmtja, und in dieser Grundform scheint das Wort von den Vorgermanen zu den Urslaven gedrungen zu sein, die ihre lautverwandten Bezeichnungen (russ. tysjača, aslav. tys šta) doch wohl in vorgerm. Zeit von unsern Voreltern erborgt haben können. Übrigens tritt im Nordischen das Zahlwort 1000 in alter Zeit auch im Sinne von 1200 auf, wofür sich freilich bei den übrigen Germanen kein Zeugnis findet; aber man darf es doch vielleicht auch schon für die gemeingerm. Urzeit voraussetzen.

§ 9. Neuerungen im Sprachbau. Unser altes Großhundert veranschaulicht in einem wichtigen Einzelfall, wie sich das vorgerm. Erbgut selbständig und eigenartig fortbildet. So dient das idg. Erbgut auf allen verwandten Sprachgebieten als Grundlage für Umgestaltungen, die schließlich Neugestaltungen vorbereiten. Die Eigenart der idg. Einzelsprachen, die sich etwa im 4. 3. Jahrtausend v. Chr. ausprägten, wurzelt in Lebensbedingungen, deren kulturelle Voraussetzung wir räumlich und zeitlich nicht klar bestimmen können, wenn sich die verschiedenen Einzelvölker allmählich in der ursprünglich allen gemeinsamen Sprache scheiden.

Natürlich bleibt Laut und Klang zunächst noch erkennbar verwandt.

Digitized by Google

Der Sprachbau selbst war durch die Grundsprache fest bedingt und bestimmt, daran änderte sich nicht viel. Aber indem sich die Einzelheiten an Neuerungen im Laufe von Jahrhunderten mehrten, gingen die idg. Sprachen langsam, doch erheblich auseinander, und zwar für alle Sprachgebiete je länger je mehr. Sie können sich in einzelnen Fällen in ihrer Weiterentwicklung berühren, es wird sich aber zumeist wohl nur um Zufälligkeiten handeln.

Wie wir vor die S. 54 besprochene Lautverschiebung schon für den Schluß der vorgerm. Zeit die Umgestaltung der erbhaften gh, dh, bh verlegen, weil so gut wie alle idg. Sprachen daran Anteil haben, so nehmen wir auch als älteste Neuerung für das Germanische in dem ererbten Vokalbestand eine Umgestaltung von ļ m̥ n̥ r̥ an: fast alle verwandten Sprachen haben die Urlaute frühzeitig aufgegeben, und so sind wir auch des Glaubens, daß ihre germ. Umgestaltungen ul um un ur ein frühstes Ereignis der germ. Lautgeschichte ist, die wir lieber an den Schluß unseres ersten Zeitabschnittes verlegen als in den Beginn unseres zweiten. Die dunkle Färbung in der Neuerung ist im wesentlichen germ. Eigenart, wie z. B. das Verhältnis von got. hund 'hundert' zu lat. centum und von got. tunthus 'Zahn' zu lat. dentem lehrt; vgl. andd. wulf = altind. vṛkas 'Wolf'; daher im Ablaut der Zeitwörter die Partizipia got. bundans hulpans zu bindan hilpan (unten S. 74). Keine andere idg. Sprache hat die dunkle n-Färbung der silbischen Nasale und Liquiden aufzuweisen, am wenigsten das dem Germanischen zunächst verwandte Latein.

Aber es wird doch wohl nur Zufall sein, wenn das Germanische mit dem Griechischen im Übergang von Endungs-m zu -n übereinstimmt. Es war ein Lautwandel, der sich in urgerm. Zeit von selbst einstellte, an dem auch das nächstverwandte Latein noch keinen Anteil hat. Unser Joch (got. juk) beruht zunächst auf *jukon für urspr̥gl. *jukom = lat. jugum und stimmt nur zufällig mit gr. ζυγόν in der Endung überein, wie urgerm. wērkon (unser Werk) mit gr. ἔργον (Grdf. wergom). So beruht andd. word auf urgerm. wurdon = lat. verbum. Aber dieser Übergang von -m zu -n im Wortauslaut gibt der urgerm. Zeit vielfach ein verändertes Aussehen, wenn jetzt die erblichen Entsprechungen von lat. virum lupum deum urgermanisch als w ron wulfon teiwon und die germ. Entsprechungen der Mehrzahlgenitive altlat. virum lupum deum (für älter *virôm *lupôm *deivôm) urgermanisch als wirôn wulfôn teiwôn zu bestimmen sind. So führen wir die Form der ersten Person in den Dentalpräteriten runisch tawidô, faihidô, satidô (got. kuntha, wilda, brâhta = 'ich konnte, wollte, brachte') auf

urgerm. tawidôn, faihidôn, satidôn zurück, deren Auslauts-n dem -m von lat. amabam, delebam, faciebam, finiebam entspricht.

Aber noch ein Wandel im Bereich der Selbstlauter kommt für die urgerm. Zeit in Betracht, bei dem Berührung mit andern idg. Sprachen scheinbar möglich ist. Das idg. o ist nicht nur im Indischen, sondern auch im Baltischen in a übergegangen. Das Germanische zeigt denselben Lautwandel, wenn z. B. dem lat. longus unser lang, den lat. octo nox und hostis unsere acht, Nacht und Gast entsprechen. Wenn hier Latein und Germanisch auseinandergehen, haben wir eine echtgerm. Sonderentwicklung festzustellen. Dafür spricht auch die Tatsache, daß das Germanische diesen Wandel zunächst nur in Tonsilben vollzieht, wie die unbetonten o in den Namen Langobardôs und Chariomêrus zeigen. Die Zeit des Wandels von vorgerm. o zu a läßt sich nicht näher bestimmen. Ein mit altgall. mori 'Meer' übereinstimmendes germ. mori 'Meer' ist tatsächlich überliefert, denn Plinius Nat. Hist. 4, 95 nennt nach einem älteren Gewährsmann den cimbrischen Namen des Eismeers Morimarusa. Und wenn er an der gleichen Stelle das Polarmeer als mare Cronium bezeichnet, wofür wir oben S. 48 keltische Vermittlung angenommen haben, so darf man mit der Möglichkeit rechnen, daß der Übergang von vorgerm. o in germ. a nicht beliebig weit zurückverlegt werden darf. Liegen doch auch Anzeichen dafür vor, daß ein urgerm. Wandel von â in ô (vgl. andd. môdar mit lat. mâter, andd. brôdar mit lat. frâter, andd. bôka mit lat. fâgus) erst im 3./2. vorchristlichen Jahrhundert zur Durchführung gelangte. Das schon um 150 v. Chr. bezeugte gall. brâces 'Hosen' ist germ. Lehnwort, dessen alte Lautgestalt *brôkes (unser Bruch) war. Und Caesar nennt das mitteldeutsche Waldgebirge Bâcenis, wo wir *Bôcenis erwarten sollten, da es sich um eine alte Ableitung von bôka 'Buche' (lat. fâgus) handelt. Wenn der durch keltisches Gebiet fließende Dânubius im Munde der alten Germanen Dônavis heißt, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Germanen bei dem Auftreten in der Geschichte inmitten neuer Lautbewegungen standen, die sie von der idg. Sprachart entfernten.

Auch im Bereich der Mitlauter stellen sich Neuerungen ein. Der idg. Grundsprache hatten alle Doppelungen gefehlt. Hatte sich einmal eine Doppelung eingestellt, so trat von selbst eine Vereinfachung ein, wie z. B. in esi 'du bist' (gr. εἶ) für eine Grdf. es-si, die die Wz. es und die Endung -si der zweiten Person enthält. Beim Übergang vom Vorgermanischen zum Urgermanischen zeigte sich eine erste Doppelung, nämlich das auf t + t beruhende ss, das

Digitized by Google

sich mit dem Verhältnis von lat. patior 'ich leide': passus 'gelitten' und meto 'ernte': messis 'Ernte' erklärt. Aber im Urgermanischen treten neue Doppelungen auf. Am frühsten wohl ll als Angleichung für ln; hier könnte noch Berührung mit dem Latein (vielleicht auch mit dem Keltischen), also vorgerm. Alter, vorliegen, wenn z. B. unser Fell neben lat. pellis und unser Wolle (got. wulla) neben lat. vellus ll für ln zeigen. Das Litauische zeigt noch das ursprüngliche ln, wenn dem engl. hill = lat. collis noch lit. kálnas 'Berg' und dem deutschen voll lit. pilnas entsprechen.

Unklar ist aber die Entstehung von urgerm. rr in ahd. stërro 'Stern', fërro 'fern'. Unklar sind dann auch die gedoppelten kk, tt, pp, die sich in urgerm. Zeit einstellen, ohne als idg. Erbe gelten zu können; es handelt sich um Fälle wie got. skatts 'Geld'. Noch nicht vorhanden aber waren in urgerm. Zeit die vielen gg, dd, bb der westgerm. Sprachgemeinschaft (unten § 25).

Neben so manchen lautlichen Neuerungen im Kleinen zeigt sich in der vorgeschichtlichen Zeit, die wir hier schildern, eine Neuerung an einer Stelle, wo wir sie am wenigsten erwarten sollten. Der idg. Ablaut (oben S. 24) war ein Erbteil aller Indogermanen. Aber während er bei allen übrigen Indogermanen mehr oder weniger zurücktrat oder verkümmerte, erhoben die Germanen der Urzeit den Ablaut so sehr zu einer höheren Bedeutung, daß ihn Jacob Grimm als germ. Eigenart erklären wollte. Er irrte darin, wie die Facharbeit der letzten fünfzig Jahre gezeigt hat. Und doch besteht seine Anschauung nicht ganz zu Unrecht; denn die Germanen haben den Ablaut dadurch zur Herrschaft erhoben, daß der Bau der Zeitformen beim Zeitwort einer Neuregelung unterzogen wurde, wie in keiner andern idg. Sprache. Ablaute wie lat. emo: ēmī, fodio: fōdī, scabo: scābī bleiben im Sprachbau des Lateins vereinzelte Reste, die man mit den eigenen Sprachgesetzen des Lateins als Ausnahmeerscheinungen nicht zu deuten vermag. Aber innerhalb des Germanischen herrscht hier eine wunderbare Folgerichtigkeit und Gesetzmäßigkeit. In urgerm. Zeit bildeten sich die germ. Ablautsreihen im Bestand der ererbten Wurzelverben aus. Im Perfektablaut hatte das Indogermanische den durchgreifenden Unterschied zwischen Einzahl und Mehrzahl hervorgebracht, der zwischen ich weiß: wir wissen besteht und auch für die entsprechenden gr. οἶδα: ἴδμεν ind. véda: vidmá gilt (oben S. 28). Dieser durch Tonwechsel bedingte Zwiespalt, der das ind. Perfekt beherrscht, beherrscht auch große Ablautsreihen des Germanischen wie got. bait: bitum, gaut: gutum, halp: hulpum. Das ist idg. Erbe, an dem das Germanische

Digitized by Google

festgehalten hat, während Latein und Griechisch diesen Zwiespalt zwischen Einzahl und Mehrzahl im Perfektum aufgegeben haben.

Gegenüber der vollen Erbhaftigkeit des germ. Perfektablauts zeigt das Germanische eine durchgreifende Umwälzung in den Präsensstämmen. Auf der idg. Urstufe gab es alte, wurzelhafte Präsensbildungen: nasalierte Präsentien sind z. B. lat. frango tango plango, findo linquo vinco, fundo tundo neben den nasallosen Perfekten frêgî liquî vîcî fûdî tutudî tetigî oder sperno neben sprêvî. Präsensstämme mit Doppelung sind gr. γίγνομαι μίμνω πίπτω oder τίθημι δίδωμι ἵστημι ἵημι. Seltenere Präsensbildungen belegen wir mit gr. δείκνυμι δάμνημι. Die Möglichkeit der Präsensbildung war für die idg. Grundsprache überaus groß, aber das Urgermanische hat die Mehrzahl derselben gänzlich beseitigt und eine einzige Art der Stammbildung streng durchgeführt. Diese zur Herrschaft gelangende Weise hatte auch schon in vorgerm. Zeit eine Vorherrschaft, wenn sich z. B. im Latein dîco für gr. δείκνυμι und im Griechischen λείπω für lat. linquo einstellten. So gilt jetzt innerhalb des Germanischen got. beita deiga leihwa weiha für lat. findo fingo linquo vinco und got. giuta neben lat. fundo; und so hat sich zu lat. frango: frêgimus wegen des Perfekts got. brêkum das Präsens got. brika als Normalpräsens eingestellt.

Eine großartige Vereinfachung des ererbten idg. Verbalbaus geht von einer Vorstufe mit verwirrender Vielgestaltigkeit aus. Die Augmenttempora (Imperfekt und Aorist) starben aus, wie sie auch in der Vorstufe des Lateins frühzeitig zugrunde gegangen waren. Die Perfektreduplikation war in vielen Verbalreihen schon vor dem Eintritt der germ. Erstbetonung aufgegeben, und wo sie nicht aufgegeben war, erhielt sie nunmehr den Ton.

Nehmen wir hinzu, daß ein ererbtes Futurum frühzeitig ausstarb, wie auch das idg. Passiv zu bestehen aufhörte, so ergibt sich auf der einen Seite die nicht zu beantwortende Frage, warum die Germanen auf die Augmenttempora und das Futurum verzichteten und auf lange Zeiten hinaus bewiesen, daß man auch mit einem geringen Formenbestand gut auskam. Aber anderseits stellt sich mit dem folgerichtig durchgeführten Verbalablaut ein Formenbau ein, der den idg. Erbcharakter nicht verleugnet, der aber das Germanische scharf gegen die übrigen verwandten Sprachen auszeichnet. Viele Jahrhunderte sind zur vollen Umbildung unseres Verbalablauts nötig gewesen. Und wenn sich diese Umgestaltung von der vorgerm. in die urgerm. Zeit erstreckt, so erhält nunmehr der Verbalablaut eine Begleiterscheinung am grammatischen Wechsel.

Digitized by Google

Durch die Wirkung der vorgerm. Endbetonung hatten nämlich die harten Reibelaute ch, f, th, s am Wurzelende eine Erweichung erfahren, die für Perfektum Plural und das Passivpartizip charakteristisch wurde, wie mhd. ziehen : gezogen, sniden : gesniten erweisen. Das wird also jetzt eine Begleiterscheinung des Ablauts, z. B. ahd. funtun : funtan, wurtun : wortan, firlurun : firloran, kurun : gikoran neben den Präsentien findan, wërdan, firliosan, kiosan. Aber der eigentliche Verbalablaut, den das Germanische aus seiner idg. Vorstufe ererbt hatte, mußte in der urgerm. Zeit natürliche lautgesetzliche Umgestaltungen erfahren, weil sich inzwischen die S. 72 erwähnten Lautgesetze ŗ ļ m̥ n̥ zu ur ul um un entwickelt hatten, und die idg. ŏ und ā in ă und ō übergingen. Der Ablaut gr. δέρκομαι δέδορκα ἔδρακον entspricht dem Ablaut von mhd. wërden wart wurden oder hëlfen half hulfen, und dem Ablaut von gr. πέπονθα ἔπαθον entspricht der Ablaut von mhd. bant bunden, vant vunden (zu binden vinden). Auf gleicher Stufe mit lat. fŏdio : fōdī und scăbo : scābī stehen got.-andd. faran : fōr 'fahren : fuhr'; denn germ. ă kann idg. ŏ und ă, germ. ō kann idg. ō und ā vertreten. Der idg. Ablaut war im alten Perfekt zweistufig gewesen, indem der Singular eine Vollstufe und der Plural eine Schwundstufe im Zusammenhang mit einem alten Wechsel der Betonung war. Das zweistufige Perfekt, das der e-Ablaut der fünf ersten Ablautsreihen im Germanischen bewahrt, hält sich in den übrigen Ablautsreihen nicht mehr zweistufig, indem die Schwundstufe abstirbt: got. fōr : fōrum, taítōk : taítōkum, haíhald : haíhaldum, haíháit : haíhaitum usw. So stellt sich jetzt das einstufige Perfekt neben das ererbte zweistufige. Und diese einmal eingeschlagene Bahn führte dann mit dem 16./17. Jahrhundert zu der Einstufigkeit von ich band : wir banden, ich fand : wir fanden.

Außerdem haben wir Germanen aus alten Sprachkeimen üppige Bildungsweisen reich entwickelt, die man im Griechischen und sogar auch noch in dem näher verwandten Latein nur verkümmert antrifft; nur das Altindische vermag hier Bestätigung zu bieten. Unter unsern Zeitwörtern fallen Wortpaare auf wie setzen und legen neben sitzen und liegen, sowie senken und tränken neben sinken und trinken. Das Gotische bestätigt diese Weise noch durch atjan neben itan, wardjan neben wairthan, brannjan neben brinnan und ganasjan neben ganisan. Dutzende derartiger Wortpaare begegnen in den germ. Sprachen; nur der geschulte Sprachforscher kennt einige wenige Gegenstücke aus dem Latein. Daß es sich um eine folgerichtige Durchführung einer uridg. Bildungsweise handelt, lehrt

Digitized by Google

z. B ind. sâdáyami 'ich setze' = got. satja 'ich setze'. War die Ausbildung der Ablautsreihen eine germ. Eigenart, so ist der Reichtum an Faktitiven wie sengen neben singen, fällen neben fallen, wenden neben winden eine wichtige Ergänzung im Ausbau unserer gemeingerm. Konjugation.

Als weitere große Neuerung stellt sich im Germanischen neben das Normalpräsens der starken Zeitwörter noch das Dentalpräteritum der schwachen Zeitwörter. Die Bildung abgeleiteter schwacher Zeitwörter reicht zurück in die idg. Sprachgemeinschaft; sie sind Ableitungen aus alten Wurzelverben, aus Hauptwörtern und aus Beiwörtern, vgl. z. B. lat. domare gr. δαμᾶν andd. tamon 'zähmen'. Ihre Präsensbildung hat eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit dem oben behandelten Normalpräsens, worüber wir hinweggehen wollen, und ihr Passivpartizip wurde von jeher mit der to-Endung von lat. amâtus delêtus gebildet, wie in ahd. ginerit gisalbôt gilëbêt. Das alles ist nichts Charakteristisches im germ. Sprachbau. Charakteristisch ist aber die Bildung der schwachen Präterita got. ganasida salbôda habaida = ahd. ginerita salbôta habêta. Keine idg. Sprache scheint zur Bildung eines neuen Perfekts vom alten to-Partizip ausgegangen zu sein, wie wenn von lat. ventus 'gekommen' ein Präteritum *ventôm 'ich kam' oder von lat. lâtus 'gebracht' ein Präteritum *lâtôm 'ich brachte' abgeleitet worden wäre. Mit der Ausbildung des Dentalpräteritums ist die schwache Konjugation eine bedeutsame Tatsache in unserm Verbalbau geworden. Und damit starke und schwache Konjugation sich noch schärfer voneinander abheben, führt das starke Zeitwort ein no-Partizip (nhd. gegeben genommen = got. gibans numans) durch, wo auf der idg. Stufe to-Partizipia (lat. captus factus) möglich waren. Ein merkwürdiger Geist der Ordnung lebt im germ. Verbalbau. Eine gleichmäßige und scharfe Abgegrenztheit beherrscht den Formenbau des Zeitworts in einem Umfang, wie man es sonst nicht leicht wiederfindet.

Auch im Bereich der Substantiva zeigen sich eigenartige Wortreihen, wenn wir frühzeitig germ. Adjektivabstrakta wie Güte, Höhe, Schwärze, Bläue zu reichster Entfaltung gebracht haben. Die gleiche Bildung belegt das Gotische mit bráidei 'Breite', diupei 'Tiefe', siukei 'Seuche'. Schon in urgerm. Zeit gelten Nominative wie langîn, dem ein allerdings unmögliches lat. *longî (Gen. *longînis) entsprechen müßte; in Wirklichkeit entsprechen lat. Partizipialabstrakta wie nât-io, nôt-io, stât-io (Gen. nâtionis, nôtionis, stâtionis) zu nâtus, nôtus, stâtus. Aber es handelt sich bei Schwäche neben

Digitized by Google

schwach und Stärke neben stark um eine uralte gemeingerm. Bildungsweise. Ihre Ausbreitung ergab sich mit dem großen Zuwachs an Eigenschaftswörtern.

Die Adjektivdeklination des Germanischen ist wieder eine Neuerung der germ. Urzeit. Die idg. Grundsprache der vorgerm. Sprachstufe wußte nichts von einer besonderen Abwandlung der Eigenschaftswörter. Natürlich besitzt jede Einzelsprache einen großen Wortvorrat zur Bezeichnung von Eigenschaften. Beispiele uralter Erbwörter wie got. langs lat. longus, got. haihs lat. caecus, got. smals lat. malus, got. midjis lat. medius, sowie got. gamains lat. commūnis, andd. swôti lat. suâvis (für *suâdvis) und andd. wâr = lat. vērus haben noch mehrfache Verbaladjektiva (z. B. got. fulls lat. plēnus und got. kunths lat. nôtus für *gnôtus) zur Seite, die sich stets vermehrten und ausdehnten. Aber die idg. Grundsprache kannte keine besondere Abwandlung der Eigenschaftswörter. Von den Zeiten der idg. Grundsprache her stimmte die Formengebung der Adjektiva mit der Substantivdeklination überein, nur daß die Hauptmasse aller Adjektiva dreigeschlechtig flektierte. Eine uralte Übereinstimmung waltet zwischen got. langs Fem. langa Neutr. lang und lat. longus, longa, longum oder got. midjis Fem. midja Neutr. midi und lat. medius, media, medium. Und diese alte Übereinstimmung bestätigt das Germanische durch zahlreiche Tatsachen.

Nominal- und Pronominaldeklination waren jedoch in der Grundsprache nicht in allen Kasusformen scharf unterschieden, sondern zeigten mancherlei Übereinstimmungen, wenn z. B. lat. is mit hostis oder gr. τοὺς (τόνς) mit λύκους (λύκονς) von Haus aus übereinstimmt, wie es auch bei got. eis (Nom. Plur.) und ins (Akk. Plur.) neben gasteis Akk. gastins 'Gäste' oder in thans neben wulfans 'Wölfe' der Fall ist. Aber von Haus aus gehörten die Adjektiva zur Substantivdeklination, die wir für die idg. Grundsprache als Nominaldeklination zu bezeichnen haben. Der Übertritt der Adjektiva unter pronominalen Einfluß hat sich schon in vorgerm. Zeit angebahnt. Er setzte zufrühst ein bei einigen wenigen Begriffen wie ander all jeder ein, deren Inhalt nahe an Formwörter streift. In diesem Verhalten des Indogerm. erblicken wir einen ersten Schritt auf dem Wege, an dessen Ende das Deutsche mit seiner Pronominaldeklination der Adjektiva (langer, lange, langes) steht.

Zwei gewichtige Neuerungen entfernen die Formengebung der Eigenschaftswörter von der idg. Grundstufe und schaffen im Laufe vieler Jahrhunderte einen verwickelten Bau, der schon in der got.

Digitized by Google

Bibelsprache halbwegs abgeschlossen vorliegt. Die Durchführung der Neuerung, an der alle germ. Einzelsprachen teilhaben, gehört in die Zeit vor dem Auftreten der Germanen in der Geschichte, also in die urgerm. Zeit. Aber die Keime und Wurzeln der Neubildung reichen doch zurück in die vorgerm. Zeit, als noch Zusammenhänge mit benachbarten Sprachen der idg. Völkerfamilie bestanden.

In der idg. Grundsprache teilten die Beiwörter die Formengebung mit dem Hauptwort, nur hatte jedes Beiwort eine alte Dreigeschlechtigkeit entwickelt, die es mit mehreren Fürwörtern teilte. So entzieht sich das Beiwort dem Einfluß des Hauptworts und tritt unter den Einfluß des Fürworts, der für alle kommenden Jahrhunderte unsere Adjektivdeklination bestimmt. Nächstes Vorbild waren im wesentlichen die Pronominalstämme to 'dieser' und aljo 'anderer'. Ihr Einfluß hat in vorgerm. Zeit auf die Beiwörter eingewirkt, wenn Spuren davon sich auch in einigen wenigen Formen des Lateins und des Griechischen zeigen. Wenn sich lat. longî mit gr. μεγάλοι und dann auch mit got. langai mikilai (ahd. lange mihhile) deckt, so halten wir vielmehr longhôs megelôs für die ursprünglichen Formen, die mit den Hauptwörtern deivôs 'Götter', wl̥kôs 'Wölfe' übereinstimmen. Im Latein und Griechischen greift dieser Einfluß auf die weiblichen Nominativformen der Mehrzahl über: lat. longae gr. μεγάλαι gegenüber got. langôs mikilôs (ahd. lango mihhilo), dann aber auch auf die männlichen und weiblichen Hauptwörter lat. lupî lupae, equî equae und gr. θεοί θεαί. Das Übergreifen der Formengebung des Fürworts auf Beiwort und Hauptwort äußert sich noch in den Genitivformen deorum luporum, in denen sich eine Endung -sôm zeigt, die im Indischen nur dem Fürwort (z. B. têsâm tâsâm) angehört und nicht auch dem Beiwort. Indem hier das Germanische mit Formen wie langaisê mikilaisê (got. -sê für -sêm) übereinstimmt, müssen wir wohl von vorgerm. longhoisôm megeloisôm einerseits und weiblichen Formen wie longhâsôm megelâsôm anderseits ausgehen. Jedenfalls haben Pronominalformen die Entwicklung der Formenbildung für Beiwort und Hauptwort nach idg. Formen störend durchkreuzt, und mit Entschiedenheit stellt das Germanische seine Adjektivdeklination je länger je mehr unter die Vorherrschaft des Fürworts, wie man schnell an den got. Dativformen langamma mikilamma neben thamma gegenüber daga wulfa in der Einzahl und in got. langaim mikilaim gegenüber dagam wulfam in der Mehrzahl erkennt. Gleiches gilt vom Akkusativ got. langana mikilana. Daß auch die Femininform got. langaisôs mikilaisôs auf einer Pronominalform thaisôs beruhen könne, ergibt

Digitized by Google

sich aus der entsprechenden Nominalform thiudôs (osk.-umbr. tôtâs), dann aber auch aus der Tatsache, daß die got. Dativform langai mikilai neben thiudai (osk. tôtai) nominal und noch nicht pronominal ist; erst ahd. langeru mihhileru zeigen hier in einer spät durchgeführten Folgerichtigkeit den Sieg der Pronominalform (dëru) gegenüber der Nominalform gëbu thiotu.

So bewegt sich das Germanische vielfach in der gleichen Richtung wie Griechisch und Latein, bis es schließlich doch seine eigenen Wege geht. Das Latein geht gemeinsam mit dem Griechischen und Keltischen so weit, daß von der Adjektivdeklination aus auch die Substantivdeklination umgestaltet wird: lat. lupî gr. λύκοι. Das Germanische, das diesen Schritt nicht mitgemacht hat und vielmehr bei dem ererbten got. wulfôs verblieben ist, führt vom Nominativ der Mehrzahl aus über aliai zu langai.

Haben die Übergriffe von Pronominalformen schon in vorgerm. Zeit eingesetzt, so schreitet das Germanische auf diesem Wege weiter, indem es das Beiwort möglichst in den Bannkreis des Fürworts zieht. Geschehen ist das jedenfalls vor unserer Zeitrechnung. Wir glauben noch deutliche Spuren des idg. Zustandes im Urgermanischen wiederzuerkennen. Daß unsere alten Eigenschaftswörter einmal nominale und nicht pronominale Formengebung gehabt haben, entnehmen wir unsern ältesten Völkernamen wie Chauchôs Scîrôs Ubiôs (unten § 12), die den ahd. Adjektiven hôhe scîre uppe (got. hauhai skeirai *ubjai) entsprechen: die Eigennamen gehören in die Substantivdeklination, aber ahd. hôhe scîre uppe sind pronominal.

Eine weitere durchgreifende Neuerung der Germanen ist die sekundäre n-Deklination der Beiwörter. Schon in vorgerm. Zeit liegen Ansätze zu einer sekundären Verwendung von Neubildungen auf -n, um Personenbezeichnungen aus Eigenschaftswörtern zu schaffen, wenn in lat. Cato Macro Rufo Silo Substantivierungen zu catus macer rufus silus vorliegen. Vgl. auch gr. οὐράνιος 'himmlisch' mit der Substantivierung οἱ οὐρανίωνες 'die Himmlischen' (aber auch θεοὶ οὐρανίωνες). Auf dem gleichen Prinzip beruhen aber auch got. spilla 'Prediger' und staua 'Richter' neben spill 'Wort' und staua 'Gericht'; desgleichen ahd. erb(j)o M. 'der Erbe' neben erbi N. 'das Erbe', stiur(j)o M. 'Steuermann' neben stiura F. 'Steuerruder' und anord. goðe 'Priester' neben guð 'Gott'. Diese Möglichkeit, sekundäre Personalia zu schaffen, verbindet sich gern mit einem j-Element wie got. fiskja 'Fischer', kasja 'Töpfer', die aber nach Ausweis von got. hairdeis 'Hirte' einmal stark deklinierten und auf alten ja-Adjektiven beruhten. Man darf mithin auch an lat.

Digitized by Google

Wortgebilde wie epulo, fabulo, ganeo, gulo, nugo, praedo neben epulae, fabula, ganea, gula, nugae, praeda und an curo und centurio neben curia und centuria und an pellio neben pellis erinnern. Freilich haben solche vorgerm. Ansätze fürs Latein nicht zu einer schwachen Adjektivdeklination longo Gen. longônis neben einer starken Adjektivdeklination longus Gen. longî geführt. Wenn nur das Germanische so vorgegangen ist — got. langs Gen. langis neben langa Gen. langins — so dürfen wir das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung für ausreichend ansehen zur Ausbildung und Durchführung eines eigenen Flexionssystems für die Adjektiva. Zudem finden sich noch viele Reste der idg. Nominalflexion wie bei den Substantivierungen das Gut, das Übel, das Recht, die adjektivischen Ursprungs sind, ohne adjektivische n-Deklination angenommen zu haben. Dahin zählen wir ältere Völkernamen adjektivischer Herkunft wie Chauchôs eigtl. 'die Hohen', Francôs eigtl. 'die Kühnen', Scîrôs eigtl. 'die Reinen', Sugambrôs eigtl. 'die sehr Tapferen', Ubiôs eigtl. 'die Üppigen', neben denen allerdings auch Suiones eigtl. 'die Eigenen' steht.

Die schwache Adjektivdeklination hat ihren uneingeschränkten Bereich beim Komparativ got. batiza angls. betera andd. betiro ahd. bezziro, und nur alte Komparativadverbia wie ahd. baz 'besser', min 'weniger', wirs 'schlimmer', die mit lat. magis 'mehr' oder minus 'weniger' in erbhafter Übereinstimmung stehen, deuten auf einen früheren Urzustand hin. Auf eine vorgerm. Berührung weist vielleicht der Anklang an gr. βελτίων ἡδίων. Daß -is die eigentliche Komparativendung war (vgl. got. batis neben batiza), ergibt sich von selbst aus der idg. Weiterbildung des Komparativsuffixes im Superlativ gr. ἡδισ-τος. Und dieser Superlativ übernimmt, wenn auch nicht immer und überall, in urgerm. Zeit gern die schwache Deklination des Komparativs. Zwar zeigt die Sprache des Heliand noch reichliche Spuren starker Biegung, aber sonst überwiegt die schwache Deklination.

Eine Reihe auffälliger Neuerungen zeigt das Germanische schließlich noch im Bereich der Fürwörter. Diese stammen teilweise aus vorgerm. Zeit, wie besonders die Übereinstimmung von nhd. er = got. is mit lat. is (altir. é) lehrt. Das gilt auch vom Fürwort der ersten und zweiten Person: got. ik = lat. ego gr. ἐγώ und got. thu = lat. tu gr. τύ (σύ). Aber in der Formengebung der ungeschlechtigen Fürwörter zeigt das Germanische für Einzahl, Mehrzahl und Zweizahl selbständige, zum Teil unerklärliche Formen ohne alle weiteren Anknüpfungen. Insbesondere gilt dies von den in got. unkis 'uns

Digitized by Google

beide' und inqis 'euch beide' enthaltenen Wortstämmen unk und enq, für die jede Anknüpfung und Erklärung fehlt. Auch sie gehören in die urgerm. Zeit. So sind auch die Dative und Akkusative got. mis mik, thus thuk, sis sik usw. Formen, für die außerhalb des Germanischen keine Entsprechungen vorliegen: unsere mir und mich, dir und dich usw. sind die späteren Nachklänge dieser urgerm. Neuerungen.

Noch nicht entwickelt war für die vorgerm. wie für die urgerm. Zeit ein Fürwort mit der hinweisenden Bedeutung von lat. ille gr. ἐκεῖνος. Seine Anfänge fallen wohl in die ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung. Wir schließen dies aus der entsprechenden Form von got. jains 'dieser' und aus der lautlichen Verschiedenheit von got. jains gegen ahd. jenêr und angls. geon.

Neu ist im Germanischen auch das Fürwort selbst (got. silba ahd. sëlb). Diesen Begriff hatte die idg. Sprachgemeinschaft noch nicht entwickelt, wie denn im Latein ipse und im Griechischen αὐτός dafür gelten. Aber bisher hat sich noch keine Möglichkeit gezeigt, das germ. sëlbo- in irgendwelchen außergermanischen Zusammenhang zu bringen.

Als hauptsächliches Kennzeichen des Germanentums läßt sich für den Sprachbau die Ausbildung des großen Unterschieds von starker und schwacher Konjugation und Deklination betrachten. Lautverschiebung und Erstbetonung (oben § 6) als lautliche Kennzeichen der germ. Eigenart sind und bleiben nicht die einzigen Merkmale. Freilich darf man von schwacher Deklination nur bei den Eigenschaftswörtern reden; denn schwach und stark besagt eigentlich nichts anderes als sekundär und primär. Nur die Beiwörter nehmen sekundärerweise eine n-Deklination an. Von Haus aus gibt es vorgermanisch überhaupt keine schwache oder sekundäre Deklination. Die Hauptwörter waren auf vorgerm. Stufe vokalische oder konsonantische Stämme, und unter den konsonantischen Stämmen spielten in der idg. Sprachgemeinschaft die n-Stämme nur eine kleine Rolle. Sächliche Wörter wie lat. nômen sêmen waren idg. Gebilde. Männliche Wörter wie lat. homo got. guma beanspruchen das gleiche hohe Alter wie gr. κύων 'Hund', κίων 'Säule', τέκτων 'Zimmermann'. Solche männliche n-Stämme hat das Urgermanische aus vorgerm. Zeit nicht viele geerbt: got. guma 'Mann' = lat. homo. Ihre Zahl war klein. Aber weibliche n-Stämme aus vorgerm. Zeit zeigen sich keine im ganzen germ. Bereich. In der Tat haben sich im Urgermanischen die weiblichen n-Stämme als Neuerung eingestellt, indem für lat.-griech. ā-Stämme wie lat. vidua und gr.

Digitized by Google

γυνή got. widuwô und qinô als n-Stämme auftreten. So wird lat. lingua (urſprgl. *dinguâ) zu got. tungô. Die n-Stämme nehmen innerhalb des Urgermaniſchen an Umfang bedeutend zu, und zwar unter dem Einfluß der ſchwachen Adjektivdeklination. Daher hat man ſich gewöhnt, auch von einer ſchwachen Subſtantivdeklination zu reden. Und ſo dürfen wir ſagen, daß die Ausbildung der ſtarken und ſchwachen Deklination germaniſche Eigenart iſt.

Die Miſchung von Altem und Neuem, von Erbgut und Neubildungen, das kennzeichnet die Entſtehung der germ. Sprachart, und unter gleichen Vorbedingungen ſteht auch die Sonderausbildung aller verwandten Sprachfamilien. Keine andern Bahnen führten zur Ausbildung der übrigen idg. Sprachen, die alle von den Samenkörnern herſtammen, die in der idg. Sprachgemeinſchaft keimten. Die vorhandenen Triebe entwickeln ſich unter neuen Lebensbedingungen, die Zeit und Raum beſtimmen. Überall ergibt ſich mit Naturnotwendigkeit eine Weiterentwicklung im Sinne eines Kulturfortſchritts. Aber wir müſſen hier auf eine Darſtellung der ſprachlichen Eigenart der übrigen idg. Stämme verzichten, wenn auch dadurch erſt die Entſtehung des Germanentums zur vollen Klarheit gebracht würde.

§ 10. Neuerungen im Wortſchatz. Die germ. Eigenart prägt ſich auch im Wortſchatz aus. Eine Reihe von Jahrhunderten war dafür nötig. An Sprachbau und Wortſchatz haben die Germanen der ſkandinaviſchen Halbinſel von jeher ſo völligen Anteil, daß dadurch die Ausbildung unſerer Sprachart hoch hinaufgerückt wird. Die Zeit, in der ſie den Flußnamen Albis nach Norwegen (altnord. elfr in Gotaelfr) verpflanzten, und die Auswanderung von Jütland über Seeland nach dem ſüdlichen Skandinavien werden wir vielleicht noch um 1000 v. Chr. zu verlegen haben. Jedenfalls haben wir das erſte Jahrtauſend v. Chr. als unſere urgerm. Zeit anzuſehen, und zwar dürfen wir für dieſen Zeitraum neben vielen ſprachlichen Neuerungen auch bedeutſame Kulturfortſchritte vorausſetzen. Dabei kann fremde Nachbarſchaft mitgewirkt haben, aber Anlage und Begabung waren das wertvollſte Erbe aller Indogermanen. Und ſo reichte das Erbe der Väter auch für die Germanen aus, um den Fortſchritten zu dienen, für die ſich die Bildſamkeit der Grundſprache bot: Keime genug, die neues Leben ermöglichten.

Der altgerm. Wortſchatz tritt uns in dem Sprachmaterial der erſten acht Jahrhunderte n. Chr. nur ſehr unvollkommen entgegen. Seine völkiſche Eigenart lernen wir in vollem Umfang nur durch Vergleichung der alten Literaturſprachen von Goten, Skandinaviern,

Digitized by Google

Angelsachsen, Friesen und Deutschen verstehen. Überall beharren Trümmer und Splitter aus der Vergangenheit, den vollen Besitz müssen wir einer älteren Vergangenheit für die germ. Völkerwelt zutrauen.

Wortschatz und Sprachbau der idg. Sprachgemeinschaft hatten Formen geschaffen, denen die Folgezeit für alle idg. Einzelsprachen eine Zukunft bereitete. Von den vielen Formmitteln des idg. Erbes hat das Urgermanische einzelne zu neuen Wortgebilden verwendet. So besaß die idg. Grundsprache die Silbe -jo zur Bildung von Beiwörtern wie lat. patrius regius neben pater und rex; vgl. sororius praetorius senatorius neben soror praetor senator. Es entsprechen griech. Bildungsweisen wie ἄγριος ἵππιος ξένιος πάτριος πόντιος neben ἀγρός ἵππος ξένος πατήρ πόντος. Diese Bildungssilbe, die in unsern geschichtlichen Jahrhunderten nicht mehr lebendig geblieben ist, war während des Übergangs von der vorgerm. zur urgerm. Zeit noch lebenskräftig genug, um Beiwörter zu bilden, die dann die Rolle von Hauptwörtern übernehmen konnten. So gehörten zu hērda 'Herde' und rīk-s 'König' die Beiwörter hērdjo-s 'zur Herde gehörig' und rīkjo-s 'dem König gehörig' (vgl. lat. regius in der Verbindung regia civitas 'Monarchie'), wie man schon auf vorgerm. Stufe patrios 'dem Vater gehörig' (lat. patrius gr. πάτριος) gebildet hatte. Nunmehr stellen sich hērdios (got. haírdeis) 'Hirt' und rīkjon (got. reiki) 'Königreich' als Substantivierungen ein, und bald sterben dann die zugrunde liegenden Beiwörter völlig ab. So ist germ. avia 'Insel' (unser Au) in Scadinavia (angls. Scedenig) ein substantiviertes Beiwort, das in lat. Lautgestalt *aquius (-a, -um) lauten und 'wässerig' bedeuten würde: avia 'Insel' eigtl. 'die wässerige Erde' neben got. ahwa = lat. aqua. Die Germanen besaßen ein altes hērsn 'Schädel' (oben S. 8) = anord. hjarse; dazu hat es ein altes Beiwort hērsnjo-s 'im Schädel befindlich' gegeben, und dies liegt substantiviert in unserm Hirn (ahd. hirni für *hirsni) vor. Ein dem lat. orbus 'verwaist' entsprechendes Substantiv mit der Bedeutung 'Waisenkind' haben wir eingebüßt, aber erst nachdem wir daraus ein Adjektiv 'dem Waisen gehörig' gebildet hatten: unser Erbe got. arbi runisch arbia ist dazu eine alte Substantivierung. Daß wir einmal ein dem lat. vadem (Nom. vas) 'Bürge' entsprechendes Wort in der vorgerm. Zeit besessen haben, zeigt die got.-germ. Bildung von got. wadi 'Bürgschaft', die aus einer adjektivischen Grundlage in derselben Weise erwachsen ist wie got. reiki neben reiks oder lat. somnium 'Traum' neben somnus 'Schlaf'.

Digitized by Google

Ferner wurde eine Neugestaltung des urgerm. Wortschatzes möglich, indem sich Verbaladjektiva von ihren Zeitwörtern loslösten und inhaltlich ganz selbständig wurden. So besaß das Urgermanische einmal ein mit lat. gelu 'Kälte' urverwandtes Zeitwort kalan (anord. kala) 'frieren', das auch noch in unserm kühl steckt. Von schweizerischen und nordischen Mundarten abgesehen, ist das Zeitwort fast überall zurückgetreten, aber das zugehörige Partizipium kaldos hat sich als schlichtes Eigenschaftswort urgermanisch mit der Bedeutung 'kalt' herausgebildet. So gehörte unser alt zur vorgerm. Wurzel von lat. alo als ein dem lat. altus entsprechendes Partizip, das im Germanischen eine zeitliche Bedeutung annahm, während es im Latein die räumliche Bedeutung 'hoch' entwickelte. In gleicher Weise hat sich lat. lassus 'müde' neben got. lêtan 'lassen' eingestellt, wie unser nhd. gelassen beweist. Indem sich alte Wortverbände auflösen und alte Verwandte absterben, vermindern sich die grundsprachlichen Zusammenhänge, und die germ. Eigenart bricht immer kräftiger durch. Das läßt sich hier nur in einigen Beispielen veranschaulichen, natürlich nicht erschöpfen, wie die Mittel der Grundsprache einen reichen Zuwachs ermöglichen.

Substantivierungen sind gern ein Mittel bei der Entfaltung sprachlicher Neuerungen. So weist unser Bär (ahd. bëro) auf das Adj. lit. beras 'braun' und unser Daumen (ahd.-andd. thûmo) auf ein Beiwort, das mit einem in lat. tumeo 'ich schwelle' steckenden vorgerm. tûmos 'stark' zusammenhängt. So ist mhd. molte 'Erde' ursprgl. 'Staub' ein substantiviertes Partizip zu germ. malan 'mahlen' und bedeutet 'die zerriebene' (ergänze 'Erde').

Eine kleine Wortgruppe klärt über das Verhältnis des Urgermanischen zum Indogermanischen auf: drei Wörter für den Begriff 'Kind', in dessen Wiedergabe das Indogermanische keine Einheit, nur Verschiedenheit aufweist. Drei gemeingerman. oder urgerm. Bezeichnungen liegen vor: ahd.-andd. barn kind thëgan, lauter ursprüngliche Verbaladjektiva mit der idg. Urbedeutung 'geboren'. Unser Kind steht mit lat. genitus neben der Wurzel von lat. gigno genus; bayr. Degen 'Knabe' — dem gr. τέκνον entsprechend — gehört zu gr. ἔτεκον τέτοκα und beschränkt sich auf das männliche Geschlecht; zu der Wurzel von gebären ist got. barn partizipiale Ableitung, die allerdings nur im Germanischen und Keltischen gilt. Die Gleichwertigkeit dieser drei Wortgebilde ist von geschichtlicher Notwendigkeit: der Urstoff, aus dem sie erschaffen sind, ist indogermanisch; als vorgermanisch darf vielleicht thëgan angesprochen werden, aber alle drei Wörter stellen für uns sprachliche Eigenart dar. So bezeichnen

Digitized by Google

wir als gemeingerm. Neuerungen auch die Hauptwörter Freund und Feind (got. frijônds und fijands): es sind substantivierte Präsenspartizipia mit der Bedeutung 'der Liebende', 'der Hassende' (got. frijôn 'lieben' und fijan 'hassen').

Man darf es wohl als Gesetz betrachten, daß die starken Zeitwörter aus idg. oder vorgerm. Erbe stammen. Wenn abgeleitete Zeitwörter wie lat. domâre = andd. tamon 'zähmen' auch hoch hinaufreichen, muß die Masse aller schwachen Zeitwörter jüngeren Alters sein. Und so sind die abgeleiteten Zeitwörter vielfach Träger von Begriffen geworden, denen wir kein idg. Alter zuerkennen; vgl. z. B. got. namnjan ahd. nennan 'nennen' neben lat. nominâre: vorgerm. Grundwort nōmn 'Name'. So sind got. laisjan 'lehren' und sandjan 'senden' germ. Neubildungen aus vorgerm. Stoff. Die ererbte Fähigkeit vielfältiger Ableitungen schafft verbale und nominale Neubildungen wie etwa got. gudja 'Priester', fiskja 'Fischer', um Personen oder Sachen zu kennzeichnen, deren Ursprünglichkeit in der Wortform ausgedrückt ist.

Viel altes Erbgut aus der idg. Urzeit geht zugrunde, aber zumeist geht es an neuen Wortgebilden zugrunde, die in idg. Erbe wurzeln. Der Ersatz scheint neu und ist doch aus älterem Stoff. Die Bildsamkeit der idg. Grundsprache mit ihren zahllosen Möglichkeiten von Ableitungsweisen gestattet neuen Zuwachs an Wörtern nach den Gesetzen der Formübertragung. Er dient dazu, Lücken im Wortschatz auszufüllen, Ausdrucksmöglichkeiten durch feste Wörter und Begriffe zu ersetzen, um die Sprache neuen Zeitverhältnissen anzupassen. Hinter jedem Worträtsel liegt ein Sprachrätsel, und die Lösung eines Sprachrätsels gibt oft genug auch eine geschichtliche oder urgeschichtliche Tatsache.

Änderungen im Wortschatz erleben alle Sprachen andauernd. Für vorgeschichtliche Zeiten sind solche Änderungen nur festzustellen, aber kaum nachweislich zu begründen. In urgerm. Zeit ist von dem idg. Erbe manches zurückgetreten und hat schließlich die christliche Zeitrechnung kaum noch erlebt. Die idg. Entsprechung von ind. dámas gr. δόμος lat. domus 'Haus' ist ganz zurückgetreten, um schließlich in unserm Haus (urgerm. hûson hûso) einen Ersatz zu finden. So hat das idg. ekvos (lat. equus ind. áçvas) 'Pferd' sich nur in bescheidenem Umfang gehalten; es trat hinter das von Kelten entlehnte marhos (oben S. 51) 'Roß' zurück, um schließlich an einer rein germ. Neubildung Roß (germ. hrussos) zu scheitern. Das dem lat. ursus gr. ἄρκτος ind. ṛkšas entsprechende Erbwort fehlt den Germanen überall.

Digitized by Google

Von den uralten Wurzeln haben i 'gehen' (lat. eo gr. εἶμι) und mṛ 'sterben' (lat. morior ind. mṛta 'gestorben') ihre verbale Kraft eingebüßt. Der Verbalstamm von gr. δέμω 'baue' und τέκτω 'baue' ist frühzeitig erloschen. Von Zeitwörtern vermissen wir noch eine Entsprechung von lat. dô (gr. δίδωμι) 'ich gebe', und so besitzt das Germanische auch nirgends mehr Entsprechungen von lat. dônum oder gr. δῶρον 'Geschenk'. Neben dem seit urgerm. Zeit herrschenden trinken (andd. drinkan) zeigt sich nicht ein einziger Nachklang der idg. Wz. pô 'trinken', die in lat. pôtus 'Trank' und pôculum 'Becher', sowie in äol. πώνω 'ich trinke' und πέπωκα 'ich habe getrunken' und in lat. bibo ind. pibâmi 'ich trinke' steckt. Wenn sich dafür in unserm trinken andd. drinkan ein urgerm. Ersatz eingestellt hat, so läßt sich die Quelle einer solchen Neuerung nicht aufdecken. Als Wurzelverb darf es wohl ein vorgerm. Alter beanspruchen, wie wir den ganzen Bestand an Wurzelverben mit ihren Ablautserscheinungen zu dem Grundstock unserer vorgerm. Sprachstufe rechnen, wenn es auch einen kleinen Vorrat starker Zeitwörter gibt, die vielleicht einer etwas jüngeren Schicht des Vorgermanischen angehören wie got. hlaupan 'laufen', slêpan 'schlafen', greipan 'greifen', saltan 'salzen'.

Bedeutungsverschiebungen sind gern die Triebkraft, die altes Erbgut auf eine neue Bahn treibt. Sprachwandel äußert sich in Bedeutungswandel, wenn z. B. dem lat. aqua 'Wasser' das germ. ahwa 'Fluß' entspricht: die germ. Bedeutung scheint jünger als die lat. Bedeutung zu sein. So hat die idg. (ind.) Wz. bhid 'spalten' von lat. findo in urgerm. Zeit fast durchgängig die Einschränkung auf die Tätigkeit der Zähne beim Essen (beißen engl. bite) angenommen; noch einen Schritt weiter auf dieser Bahn geht ein altes zugehöriges Beiwort bitter (nhd.-engl.), indem es ganz auf beißenden, scharfen Geschmack eingeschränkt wurde. Weder von der Bedeutung 'bitter' noch von der Bedeutung 'beißen' zeigt der uralte Wortstamm in den übrigen idg. Sprachen irgendwelche Spur. So gab es eine vorgerm. Wurzel mit der Bedeutung 'träge sein' in lat. pigeo. Das Germanische zeigt davon nur eine alte Ableitung, die ursprgl. 'todmüde' (unser feige) meint. Begrifflich ganz eigene Wege ging der Wortstamm unseres reiten, den das Germanische mit dem Keltischen teilt. Er bezog sich anfänglich auf das Fahren mit Wagen, aber im Germanischen erfährt er zuerst die Einschränkung auf das Reiten; denn diese Kunst verlegen wir noch nicht in die Grundstufe der idg. Sprachgemeinschaft, wie es denn auch kein idg. Wort dafür gab, was uns besonders durch die schwerfällige Umschreibung des entsprechenden lat. equo vehi nahegelegt wird. Man sieht in

Digitized by Google

diesem Falle deutlich einen Zusammenhang von Sprachwandel mit Kulturwandel. Der Fortschritt der Sprache bedeutet einen Fortschritt der Kultur. Die Sprache hält mit der Kultur Schritt, und das ist in der Bildsamkeit des Erbstoffes und der Erbformen ermöglicht.

Es gibt Fälle, in denen Begriffe schon idg. Wörter in der Grundsprache neben sich gehabt haben müssen, ohne daß wir ein gemeinsames Grundwort erschließen können. So gehen die idg. Sprachen z. B. in Wörtern für 'Hand' und 'Finger' beträchtlich auseinander (z. B. lat. manus = gr. χείρ). Gleiches gilt merkwürdigerweise auch von den Begriffen 'Ei' und 'Milch'. In solchen Fällen geht denn auch das Germanische seine eigenen Wege; vgl. got. handus und germ. mundus (z. B. in dem Eigennamen Segimundus eigtl. 'Sieghand'). Aber bei Hand und Finger scheint unsere Sprache vom idg. Erbgut ausgegangen zu sein, wenn jenes auf dem Begriff der Zehnheit von gr. τριά-κοντα, und dieses als 'Fünfer' auf dem Zahlwort lat. quinque = got. fimf beruhen kann.

Die Sprache selbst ist der einzige Gradmesser zur Bestimmung der Kulturfortschritte für die vorgeschichtlichen Zeitstufen. Konnte oben § 3 ein Bild der Kultur des Urvolks während der idg. Sprachgemeinschaft entworfen werden, so dürfen nunmehr auch mit den Mitteln der Vergleichung die späteren germ. Sprachen dazu verwendet werden, die gemeingerm. Kulturstufe zu bestimmen. Freilich wollen wir uns nicht vermessen zu glauben, daß wir den gemeinidg. Wortschatz erschöpfend kennen. Das wäre ein Irrtum. Der idg. Wortschatz kannte den Met als Süßtrunk, und doch gibt es kein idg. Wort für die Biene, die den Honig dazu liefert. Und wenn wir kein gemeinidg. Wort für Hand und Finger, für Ei und Milch kennen, sehen wir deutlich, wie für Rückschlüsse Vorsicht nötig ist. Wenn der Wortschatz trotzdem Rückschlüsse gestattet oder verlangt, so ruhen diese auf der Überzeugung, daß einzelne Begriffe vor andern einen Kulturinhalt bergen. Ist ein Begriff und Wort wie nackt gemeinindogermanisch, so setzt er zwar irgendwelche Hülle oder Schutz des Körpers gegen die Unbilden der Witterung voraus, auch wenn wir sprachlich diesen Schutz nicht näher bestimmen können. Wenn dann aber bei den idg. Einzelvölkern Wörter für Kleidung auftreten, so nehmen wir in der Tat einen Kulturfortschritt an. Und so begründen wir für die Indogermanen den Kulturfortschritt mit der Tatsache, daß Flachs und Hanf und die damit im Zusammenhang stehenden Handfertigkeiten beim Übergang der idg. Sprachgemeinschaft zur sprachlichen Sonderentwicklung der Germanen aufgekommen sind. So stellt sich ein germ. brâces 'Hosen' ein, das in

Digitized by Google

ndd. brôk 'Hose' = engl. breeches weiterlebt. Gemeingermanisch für Kleidungsstücke war auch Rock (anord. rokkr), aber für 'Mantel' fehlt eine alte Bezeichnung. Völlig unbekannt war auf lange Zeit noch unser Kleid. Ob wir unserm Hut = engl. hat als Teil der Kleidung urgerm. Alter geben dürfen, ist unsicher. Daß aber Tierfelle für die Kleidung eine Rolle spielten, lehrt nicht nur die Urgeschichte von got. paida 'Rock' (oben S. 51), sondern auch der sprachliche Zusammenhang von got. hakuls 'Mantel' mit ndl. hoekijn 'Ziege' (angls. hécen 'Zicklein'). Das Wort Schuh (germ. skôhôs) ist gemeingermanisch, aber Leder ist laut kelt. Entsprechung doch noch älter, und eine weit ältere Wurzel für Lederarbeit (idg. siw lat. sutor) haben wir oben S. 33 festgestellt.

Ackerbau und Viehzucht bedingen jede Neuerung in Kleidung und Nahrung. Eine Art Brot (got. hlaif = lit. klepas) deutet mit den Anfängen des Ackerbaus auf vorgerm. Alter. Der Käse, den schon Caesar Bell. Gall. VI 22 als Hauptnahrung der Germanen nennt, heißt jûstos (anord. ostr finn. juusto), dem ein idg. Wort für 'Brühe' (lat. jûs ind. juša) zugrunde liegt. Die Wortstämme sieden, braten und rösten sind urgermanisch ohne Anknüpfung an andere idg. Sprachen. Das Feuer diente für Speise und Trank, für Wärme und Licht. Ofen ist ein gemeingerm. Wort, hat sich aber aus einer älteren Bedeutung 'Topf' entwickelt, wie engl. oven neben dem urverwandten gr. ἰπνός 'Topf' lehrt. Der Herd (ahd. hërd engl. hearth) ist gemeingermanisch und scheint mit got. haúri 'Kohle' aus einer vorgerm. Wz. ker 'brennen' gebildet zu sein.

Fortschritte im Bereich von Ackerbau und Viehzucht, wie sie im Zusammenhang mit Grund und Boden hervortreten, mußten mit andern Lebensbedingungen auch den Wortschatz der Germanen beeinflussen und in dem sozialen Leben bedingte Neuerungen im Götterglauben auch sprachlichen Zuwachs hervorbringen. Stellte sich z. B. neben den uralten Met (oben S. 35) in urgerm. Zeit eine aluth genannte Bierart (vgl. andd. alu engl. ale) und blieb daneben nach Väterweise die Milch das wichtigste Nahrungsgetränk, wozu vielleicht noch in Ausnahmefällen und nur unter bestimmten Umständen das Blut von Tieren oder auch von Feinden treten konnte, so ahnen wir die Möglichkeit für mancherlei Arten von Trinken und Trinkgefäßen. Dazu tritt die Notwendigkeit für Bezeichnungen von Behältern und Gefäßen zur Aufbewahrung aller Flüssigkeiten; auch der Gebrauch von Getränken beim Opfer bedurfte notwendig eigener Ausdrücke. Denn als grundsprachlich lassen sich in dieser Richtung

Digitized by Google

wohl kaum Wörter erweisen. Wir können uns kaum vermessen, den einschlägigen Wortschatz der urgerm. Zeit zu ermitteln. Mit der Römerzeit dringen viele neue Wörter vor, die in fremder Mode bedingt waren und ältere Erbwörter zurückgedrängt haben werden. Wir müssen überall und immer wieder mit starken Verlusten rechnen. Somit können wir durch sprachliche Rückschlüsse nur Teile des idg. Wortschatzes im Germanischen feststellen.

Das alte Erbe der Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade war keineswegs überall gleichmäßig fest, war nicht unveräußerlich. Wie gr. ἀδελφός und ἀδελφή, wie lat. filius und filia alte Erbwörter völlig verdrängt haben, so sind auch im Germanischen Neuerungen möglich. Wenn wir von Tacitus lernen, was auch durch sonstige Zeugnisse feststeht, daß in der germ. Familie der Mutterbruder eine hohe Bedeutung hat, so verstehen wir auch, daß das Germanische für ihn eine eigene Benennung geprägt hat, die freilich nicht sicher deutbar ist: ahd. ôheim = angls. éam (*éaham). Die Germanen haben eine Reihe eigener Wörter für die aus einer zweiten Eheschließung sich ergebenden Verwandtschaftsverhältnisse: nhd. Stiefvater Stiefsohn = engl. stepfather stepson, von denen das erste Wortglied sich unserm vollen Verständnis entzieht. Die Wörter beweisen für die Gesetzmäßigkeit einer zweiten Ehe des Gatten. Witwen durften sich bei manchen Stämmen nicht wieder verheiraten, wie Tacitus ausdrücklich bezeugt: in quibusdam civitatibus virgines tantum nubunt (Kap. 19). Weder für den Mutterbruder, noch für Stiefeltern und Stiefkinder können wir ältere idg. Bezeichnungen wahrscheinlich machen. Das gemeingerm. Wort für 'Gesetz' (ahd. êwa) hat früh die Bedeutung 'Ehe' angenommen. Das wird als alt erwiesen, wenn schon auf einer römischen Inschrift Haeva als Göttin der Ehe neben einem Hercules Magusanus auftritt, der für Nachkommenschaft an Söhnen sorgt (vgl. die ind. Wz. san 'verschaffen'); Geburten von Töchtern waren nach älteren Anschauungen nichts Erstrebenswertes.

Wir haben den Begriff des Eigentums (oben S. 34) schon in die idg. Sprachgemeinschaft verlegt. In urgerm. Zeit wird sich der Begriff des Erblands eingestellt haben: ahd. uodal angls. édel 'Erbland' gehört zu der in edel und Adel steckenden Wz. ath 'angestammt', die auch in alten Namen wie Athanaricus vorliegt. Ein altes Wort für 'Landeigentum' ist angls. læd, wozu got. unlêds 'arm' eigtl. 'landlos'. In ein urgerm. Familienrecht weist uns auch unser Hagestolz, das in der Lautgestalt Hagustaldas als Männername auf einer frühen Runeninschrift des Nordens begegnet, insofern ahd. hagustalt

Digitized by Google

'Junggeselle' urspr̃gl. 'Hagbesitzer' bedeutet: der unverheiratete Sohn erhielt ein kleines Grundstück überwiesen.

Mit Eigentum und Familie gestalten sich die sittlichen Begriffe zu reicherer Bedeutung als in der idg. Sprachgemeinschaft. Kannte diese die in unserm Freund und Feind steckenden Wurzeln prī 'lieben' und pī 'hassen' und war auch der Begriff 'wahr' schon indogermanisch entwickelt (ind. satyas got. sunjis) und hatte sich am Schluß der vorgerm. Zeit auch die Grundlage der Gleichung ahd. wâr = lat. vêrus eingefunden, so fügt die urgerm. Zeit aus dem ererbten Wurzelvorrat noch Wörter hinzu wie gut und übel, lieb und gern, hold und treu, sowie Adel und Ehe. Aber wir bedürfen für den Umfang sittlicher Begriffe, die bei den Germanen der Urzeit herrschten, nicht der Sprachwissenschaft und der Wortforschung. Der Römer Tacitus bewunderte mit Ehrfurcht die Germanen und stellte ihre Tugend der Entartung der Kulturwelt Roms entgegen (Germ. 19: plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges). Noch im 5. Jahrhundert stellte in Gallien der christliche Presbyter Salvianus die Sittlichkeit der Goten der Unsittlichkeit der Römer gegenüber. Gesundheit an Seele und Leib war so das Erbe des Germanentums auf lange hinaus.

Mit dem Wachstum der sittlichen Begriffe steigert sich auch der ererbte Götterglaube. Die höchsten Höhen der völkischen Eigenart der Germanen gipfeln in ihren Göttern, die zugleich den Inhalt ihrer Dichtung, die Weisheit ihrer priesterlichen Sänger darstellen. Aus eigenstem Geist erwachsen, der das Volk in seiner Gesamtheit beseelte, stellten die Götterlieder im Munde der höchsten Volksvertreter die Ideale religiösen Denkens und Fühlens als Vorbilder für alle Germanen auf, indem sie Besitz und Macht, Krieg und Sieg, Treue und Liebe verherrlichten. Ihre Religion, die zugleich ihre Poesie war, spiegelt die Grundbedingung allen Fortschritts wider, den wir uns für das letzte Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung nicht groß genug denken können. Daß der Krieg ihren Götterglauben maßgebend bestimmte, ersehen wir aus der sprachlich gesicherten Tatsache, daß ihr Kriegsgott Tîwos schlechthin der Gott (lat. deus ind. dêvas) war. Der alte Himmelsgott aller Indogermanen (ind. Dyâus gr. Ζεύς lat. Juppiter) tritt zurück und verschwindet völlig, um dem Thonar (Thunoros) Platz zu machen. Der idg. Himmelsgott Diêus 'Zeus' hat zunächst nur das Beiwort 'Donnerer' gehabt, aber dieses Beiwort wurde nunmehr schnell sein heiliger Name. So gestaltet sich idg. Erbgut um. Die Göttin der Morgenröte (lat. Aurora gr. Ἠώς ind. Uśâs) wurde den Germanen

Digitized by Google

zur Frühlingsgöttin Ôstra (Austrôn). Das erste Frühlicht des Frühjahrs, womit das neue Jahr einsetzte, wurde mit Liedern zu ihrem Preise, mit Rückblicken und Ausblicken, mit Danksagungen und Wünschen und frommen Gebeten eingeleitet, die idg. Göttin des Frühlichts wurde die germ. Göttin des Frühlings.

Die Entwicklung unseres Götterglaubens hat sich stufenweise, allmählich vollzogen. Die verschiedenen Schichten lassen sich nicht streng auseinanderhalten. Für diese Urzeit bleibt alles unbestimmbar, und auch die Deutungen sind sprachlich oft unsicher. Manches kann zunächst Eigenart einzelner Stämme gewesen sein, und wir können für die vorgeschichtliche Zeit nicht ermessen, wie Stammeseigenart und Volkseigenart geschieden waren. Wodan war vielleicht in dieser Urzeit zunächst nur ein Stammgott. Wir wissen nicht, ob sein Name Wôdonoṡ ursprgl. 'Herr des Windes' (ind. vâtas 'Wind') oder 'Herr der Dichtung' (anglſ. wóđ 'Poesie' urverwandt mit lat. vâtes 'Sänger') bedeutete; die Wortbildung ist dieselbe wie lat. dominus 'Herr' eigtl. 'Hausherr' neben domus 'Haus' oder got. thiudans 'König' eigtl. 'Volksherr' neben thiuda 'Volk'. Einer Gruppe von Stämmen gibt Tacitus die Göttin Nerthus (anord. Njǫrđr). Ihr Name bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach 'Mannheit, Männlichkeit', was durch das entsprechende ind. nṛtus 'Mannheit' nahegelegt wird. Daß ein Göttername auf einem Abstraktum beruhen kann, bestätigt die Liebesgöttin lat. Venus als Entsprechung von ind. vánas 'Lust'. Unser Heide hatte frühzeitig (vgl. got. haithnô 'Heidin') religiösen Inhalt und deutet auf einen im nördlichen Norwegen wohnenden germ. Stamm Haiđnôs (= anord. Hainir), dessen Glaube auf niederer Stufe stehen geblieben sein mochte, während die übrigen Germanen fortgeschritteneren, höheren Anschauungen huldigten. So deutet vieles auf Stammesverschiedenheiten im Glauben wie in der ganzen Kultur hin, und ein Schlagwort wie „gemeingermanisch" kann immer nur mit Vorbehalt gebraucht werden.

Ein seltsames, neues gudon 'Gott' stellt sich ein und mit ihm der Priester (got. gudja). Die Götter wohnen in Hainen, die kein Menschenwerk geschaffen hat. Das Auge des Germanen sieht sie in ahnungsvollem Geist; sie umgeben ihn auch in Krieg und Sieg, er weiß es. Sie scheinen nicht mehr die Himmlischen zu sein, die sie vormals waren (oben S. 35). Der alte Name paßte nicht mehr, wenn sie jetzt in der Einsamkeit des Urwaldes leben, und so bedeutet das geheimnisvolle Auftreten des neuen Wortes Gott wohl einen Wandel in der Weltanschauung.

Digitized by Google

Aber der Götterglaube, der nunmehr reicher als bei den Urindogermanen entwickelt ist, bedingt auch Kulthandlungen, deren Anfänge wohl schon vorgermanisch waren, wenn sich lat. opus ind. apas (verwandt mit unserm üben und angls. æfnan 'ausüben') ursprünglich auf Kulthandlungen bezog. Unser singen (engl. sing) in seinem Zusammenhang mit gr. ὀμφή 'Orakel' (aus einer Wz. senghw), angls. wóð 'Gesang' im Zusammenhang mit lat. vâtes (altir. fáith) 'Seher' (vgl. lat. vati-cinium 'Prophezeiung'), got. blôtan 'opfern' im Zusammenhang mit lat. flâmen 'Opferpriester' (aus *flâdmen), got. guth im Zusammenhang mit der ind. Wz. hu 'Götter anrufen' — das alles deutet auf vorgerm. Alter von Kulthandlungen. Die Verbindung solcher Wortstämme für unsere Religion ist germ. Eigenart. Und diese Eigenart entfaltet sich im Bannkreis der größeren Götterwelt, die sie jetzt umgibt. Alle Arbeit — auch der Krieg zählt zu den Arbeiten — wird mit Glauben und Ehrfurcht umgeben. Mit Götterliedern zog man in den Kampf, und nicht erst im Zeitalter des Tacitus, der es Germ. 2 für seine Zeit bezeugt. Altehrwürdige Lieder über Mannus, seine Eltern und seine Söhne reichen in die Urzeit zurück. Und wenn unser Lied (vgl. got. liuthareis 'Sänger') eine gemeingerm. Bezeichnung ist, so beweist die Undeutbarkeit des Wortes ein vorgerm. Alter, wie wir den aus zwei achtsilbigen Kurzzeilen bestehenden Langvers und die aus drei oder vier Kurzzeilen aufgebaute Strophe nach Maßgabe der vedischen Hymnen schon in die idg. Sprachgemeinschaft verlegen. Aus dem Götterglauben entwickeln sich die Götterlieder. Die Priester waren Dichter und Sänger zugleich. Die Göttinnen hatten wohl gerne Priesterinnen in ihrem Dienst. Und die berühmte Seherin der Brukterer offenbart in ihrem Namen Veleda einen Zusammenhang mit altir. fili 'Dichter', das durch die Lautverschiebung aus *Velətâ zu Veleda geworden ist, also ursprünglich Kelten und Germanen gemeinsam war. Aus Mund und Lied von Priestern und Priesterinnen, Sehern und Seherinnen erfuhren Volk und Fürst die Geheimnisse der Zukunft. Und nicht nur sie allein verfügten über die Kunst des Stabreims: jedes Familienoberhaupt (Tac. Germ. 10) beherrschte sie; denn aus der Sippe hatte sich der Stamm entwickelt, und der Hausherr konnte das Stammesoberhaupt und zugleich den Priester ersetzen. Uralt ist neben dem Zeitwort singen ein gleichbedeutendes galan, aus dem unser Nachtigall eigtl. 'Nachtsängerin' stammt. Wie gr. ὀμφή, das mit unserm Sang urverwandt ist, sich auf Orakelsprüche bezieht, so geht unser galan gern auf den Zauberspruch.

Der umgebenden Welt gegenüber hat der Germane nunmehr einen

Digitized by Google

andern Standpunkt als sein Vorfahr während der idg. Sprachgemeinschaft, wenn der alte Zeus nicht mehr im Himmel und der neue Donar auf oder in den Donnersbergen lebt und die neue Frühlingsgöttin nicht mehr am Himmel wie die alte Aurora, sondern auf Erden weilt. So verändern sich Himmel und Erde in der germ. Urheimat, die nicht mehr die Heimat der Indogermanen war. In einer nördlicheren Zone stellt sich unser Nebel (lat. nebula) als Entsprechung von gr. νέφος (ind. nábhas 'Wolke') ein. Der Himmel verliert seinen alten Namen div, wie die Himmlischen jetzt kaum noch deivôs 'Himmlische' heißen. In den Nebeln der nördlichen Urwälder verliert der Himmel seine südlichere Klarheit, und mit dem Fehlen von Sternnamen und Sternsagen beweisen die Germanen nunmehr, daß ihnen der heitere Himmel Homers mit seiner bunt bewegten Götterwelt nicht gelächelt hat. Der Himmel Germaniens war wolkenbedeckt, und noch die spätere Stabreimdichtung der beiden sächsischen Stämme umschreibt gern die Formel „auf Erden" durch das charakteristischere „unter den Wolken". Die Germanen verlieren die ererbte Benennung der hellen Tageshälfte (vgl. got. sinteins 'täglich' und lat. nundinae 'Woche von neun Tagen' mit ind. dínam 'Tag') und führen dafür ein neues Tag (got. dags) ein. Der germ. Himmel heißt jetzt nicht nach Väterweise div, sondern hemenos (got. himins), und der alte Name für 'Erde' (gr. χθών) weicht einem neuen ërthâ, das mit ahd. ëro 'Erde' und gr. ἔραζε 'auf die Erde' zusammenhängt. Hießen früher die Menschen die Irdischen im Gegensatz zu den Himmlischen — lat. homo 'Mensch' ist mit gr. χθών 'Erde' urverwandt — so kann das entsprechende got.-germ. guma vielmehr in die Bedeutung 'Mann' übergehen (Bräutigam eigtl. 'Mann der Braut' d. h. der jungen Frau). Die Menschen sind dem Germanen nicht mehr dieselben wie vordem: er selber wird das Maß der Dinge und eignet sich für sein Germanentum an, was vordem in einen andern Bereich gehörte. Glaubten die Indogermanen ursprünglich an einen Urmenschen namens Manus (ind. Mánus), so ist der wesensgleiche Mannus bei Tacitus der Stammvater aller Germanen. Und doch schwankt das Wort auch bei uns nach der alten Seite hin, wenn es sowohl 'Mensch' wie 'Mann' bedeutet; und die Menschen, ahd. mẹnniskon, waren für die Germanen zweideutig, je nachdem man das Wort auf den idg. Urmenschen Manus oder auf den urgerm. Mannus bezog. Denn noch lebten alte Fabeln von der Entstehung des Menschengeschlechts, die mit der Flutsage zusammenhingen, wenn die Menschheit auf Gotisch manasêths 'Menschensaat' und in einer frühahd. Glosse die Erde

Digitized by Google

alt-hērda 'Menschenboden' heißt. Neue Wörter für die Menschen sind in dieser Urzeit aufgetreten wie andd. eldi und firihos. Jenes scheint ursprünglich ein Abstraktum gewesen zu sein, das in der Einzahl 'Leben' bedeutete, und dieses war ursprünglich ein Beiwort mit der Bedeutung 'lebendig', insofern es zu ahd.-andd. fērah 'Leben' gehört. Über die Ableitung mit -jo siehe oben S. 84.

Die Urheimat der Germanen war nicht die idg. Urheimat. Wenn diese in dem europäischen Südosten lag, so mußte die neue Heimat an den Gestaden der Ostsee neue wirtschaftliche Aufgaben stellen. Aber vorher ging zeitlich eine Nachbarschaft, die vielleicht in das Stromgebiet der unteren Donau fällt. Aus den vorgerm. Berührungen mit den Vorfahren der Römer und der übrigen Italiker behalten die Germanen die Entsprechung von lat. hortus got. gards eigtl. 'Hof' urspr gl. 'Gehege'. In der vorgerm. Nachbarschaft mit den Kelten wurzelt die Gleichheit von gall. dûnum 'Stadt' mit andd. tûn 'Zaun'. Aber nhd. (schwäb.) Etter 'Dorfzaun' (anglf. eodor 'Zaun') ist eine Weiterentwicklung aus einer idg. Bezeichnung für 'Gebüsch' (oben S. 56). Unser Hecke entspricht einem altgall. ca(g)ium 'Hecke'. So steht auch ahd. huoba 'Hufe' mit gr. κῆπος 'Garten' in einem vorgeschichtlichen Zusammenhang. So erkennen wir in der Sprache Fingerzeige für Siedlungen, deren Entstehung in die vorgerm. Zeit zurückreicht, und die Verwachsung solcher Einzelheiten in der germ. Sprachgemeinschaft ergibt eben eine neue völkische Eigenart. Unsern Burg, Dorf und Heim haben wir auch vorgerm. Alter zu geben. Unser Burg entspricht dem altir. brig 'Stadt', und beide hängen mit unserm bergen zusammen (Burg eigtl. 'Bergung'). Aber Dorf gehört zu einem gall. trebum, das in dem gall. Völkernamen Atrebates steckt. Begriff und Wort decken sich für got. haims = gr. κώμη, wodurch ein vorgerm. Alter für größere Niederlassungen erwiesen wird. Eine Wz. ki 'liegen' in gr. κεῖμαι 'ich liege' = ind. śī 'liegen' ist als Grundlage unzweifelhaft: 'Lager, Niederlassung' als Grundbedeutung deutet auf Einzelsiedlung. Unser Heim (mhd. heim 'nach Hause') hat noch heute den Sinn 'Haus' und hat sich von der Einzelsiedlung zur größeren Sippensiedlung und dann zum Dorf ausgewachsen. Eine vorgerm. Bezeichnung für Siedlungen war auch lat. vîcus (got. weihs 'Flecken'). Und daß wir uns die urgerm. Siedlungen nicht zu willkürlich und zufällig denken dürfen, schließen wir aus unserm alten Wort für 'Straße': got. gatwô (daraus lett. gatwa 'Gasse' entlehnt) unser Gasse. Das Wort hängt mit unserm zwei (got. twa) und mit ndd. twiete 'Gasse' (aus *twîtwa) zusammen.

Digitized by Google

Ein ganz neuer und reicher Wortschatz umgibt Haus und Hof der Germanen fortan. Das Haus tritt uns in reicher Gliederung entgegen, wenn Wörter wie got. ubiswa 'Vorhalle' und hrôt 'Dach', ahd. first und gibil, mndd. vlet und vlôr 'Tenne', ahd. swelli und tenni noch gemeingerm. Wörter der Urzeit widerspiegeln, die außerhalb des Germanischen nicht am Hausbau haften. Dazu kommen die unterirdischen Wohngruben, die von Tacitus und Plinius charakterisiert werden. Ein alter Name Dung lebt durch das Mittelalter und hat sich in Schwaben als Tunk bis in die Neuzeit gehalten.

Unter den Vögeln stellt sich in Haus und Hof das Geflügel ein, das die Indogermanen wohl noch nicht an das Haus gewöhnt hatten. Zwar haben Ente und Gans — wohl als Wildente und Wildgans — ihre Namen aus vorgerm. Zeit, aber für Hahn, Hühner und Hennen gibt es nur einzelsprachliche Benennungen. Ob Schwan und Taube sich in urgerm. Zeit schon an Haus und Hof gewöhnt hatten, bleibt eine offene Frage. Aber die Vögel aus Wald und Feld, denen vorgerm. Namen zumeist fehlen — nur Drossel und Star haben ältere Namen — treten jetzt mit gemeingerm. Bezeichnungen auf. Aar, Habicht, Storch, Häher und Reiher gehören den Germanen allein an. Einzelne Vögel haben vielleicht schallnachahmende Benennungen gehabt, andere Farbenbezeichnungen.

Unsere Urwälder erschallen von den Namen der Bären, Wisente, Auertiere, Elche, Hirsche, Hinden, Rehe; das waren Namen ohne außergermanische Entsprechungen, insofern der Auerochs nicht auch kelt. ûrus war. In den germ. Höfen hatte der Viehbestand seinen Stamm gemehrt: Schaf und Lamm, Rind und Kalb treten jetzt mit ihren Namen auf. Die Nord- und Ostsee und die germ. Landseen, Flüsse und Bäche beleben Wassertiere aller Größen, deren Namen nicht in frühere Zeiten zurückreichen: Seehund (sêlhos) und Möve, Forelle (forhna), Aal, Hecht, Krebs, Stör.

Von den Metallen hat das Erz (ahd.-andd. êr got. ais) einen idg. Namen (lat. aes ind. ayas), und die Bezeichnung Gold (eigtl. 'das Gelbe') ist vorgermanisch, insofern aslav. zlato = lett. zelts übereinstimmen, wie auch zwischen lat. aurum und lit. auksas eine auffallende Übereinstimmung besteht. Aber unser Eisen (got. eisarn) ist sicher ein Fremdwort (altir. iarn) und ebenso Silber, das zwar auch in den slav. Sprachen herrscht; es kann mit dem Namen der Stadt Alybe am Schwarzen Meer oder mit dem kelt. Namen der Silures (für *Silupres ?) zusammenhängen. Daß die Germanen der Urzeit zum Bergbau fortgeschritten waren, dafür fehlt jeder Anhalt, denn auch für Steinarten und Edelsteine fehlen alte Namen.

Digitized by Google

Aber im Bereich der Handfertigkeiten war die Kunst des Färbens entschieden schon ausgebildet. Wie wir oben S. 46 gesehen haben, stammen mehrere Farbenbenennungen doch schon aus vorgerm. Zeit. Aber sicher muß es für unsere urgerm. Zeit Geltung haben, wenn die Taciteischen Germanen ihre Schilde wie ihre Wohnungen kunstreich bemalten (Germ. 6 scuta lectissimis coloribus distinguunt — 16 ut picturam ac lineamenta colorum imitetur). Für das Waid, das fürs Färben eine Rolle spielte, hatten die Germanen mehrere alte Benennungen. Auch die Kunst des Tätowierens scheint ihnen nicht fremd gewesen zu sein.

Tages- und Jahreszeiten erhalten reichere Bezeichnungen. Frühling (lat. vêr anord. vár) und Sommer (ahd. sumar ind. sámâ) reichen in vorgerm. Zeit zurück; Herbst und Winter erhalten ihre Benennungen erst in urgerm. Zeit. Eine Entsprechung von lat. vesper gr. ἑσπέρα weicht dem germ. Abend. Der Morgen (got. maúrgins) hat außergermanisch keine Entsprechung, ebensowenig got. ûhtwô 'Morgendämmerung'. Während Jahr und Monat von vorgerm. Alter sind und sich got. aþns 'Jahr' mit lat. annus deckt, hatten wir für den Vollmond eine echtgerm. Bezeichnung in nhd. Wadel, Wädel. Monatsnamen fehlten den Germanen der Urzeit.

Die Himmelsrichtungen erhalten Bezeichnungen, die den älteren Indogermanen fremd gewesen sind. Osten und Süden erhalten die Namen 'Morgenseite' und 'Sonnenseite', insofern sie auf idg. aus- 'Morgenröte' und sun- 'Sonne' beruhen. Aber woher die Bezeichnungen Nord und West stammen, will nicht klar werden. Wahrscheinlich deutet die Ausbildung dieser gemeingerm. Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen auf ein seefahrendes Volk; im Innern des Festlands haben die Himmelsrichtungen wenigstens in geschichtlichen Zeiten niemals die gleiche Wichtigkeit wie bei Seefahrern. Die Germanen der Urzeit waren teilweise auch sicher Seefahrer im ganzen Bereich der Ostsee. Den alten Vorrat an Schifferwörtern (oben S. 33, 47) hat die urgerm. Zeit entschieden vermehrt mit den Wörtern Steuer und Segel, Dollen und Duchten, Nachen und Kiel.

Krieg und Jagd standen im Leben der freien Germanen zuhöchst. Der Krieg galt den Feinden, die Jagd den Raubtieren und dem Jagdwild, dessen Fleisch als Nahrung diente. Ger (lat. gaesum) und Spieß (mlat. speutum) waren die Hauptwaffen; das Schwert war ein zu kostbarer Besitz, als daß es in aller Händen hätte sein können (got. hairus = ind. çárus und got. swaírdus). Der Schild (got. skildus) war einfach, entweder aus Flechtwerk oder ein Brett

Digitized by Google

mit oder ohne Lederüberzug. Der Helm war noch eine Seltenheit (vix uni alterive cassis aut galea Germ. 6); gleiches gilt von der Brünne.

So einfach die Kampfmittel im Krieg und auf der Jagd waren, der Krieg wirkte in der ganzen Urzeit auf den Wortschatz ein. Unser Friede (got. frithus) bedeutet eigtl. 'Liebe, Zustand der Freundschaft' (got. frijôn 'lieben'): auf den Krieg bezogen ergibt es den gemeingerm. Wortinhalt von heute. Aus der vorgerm. Wurzel von gr. κότος 'Haß' entwickelt sich in der gleichen Weise das germ. hathuś 'Kampf' in Eigennamen wie Hadumâr, Hadubrant, Haduwîg. Die Entsprechung von gr. χαῖος 'Hirtenstab' hat bei den Germanen, allerdings auch bei den Kelten die Bedeutung 'Speer' angenommen. Der Krieg wirkt auch bestimmend auf den Götterglauben, indem Tîwoś zum Kriegsgott geworden ist (oben S. 91). Neu sind darin die Walkyren (frühangls. Wælcyrian), die im ersten Merseburger Zauberspruch idisi d. h. 'göttliche oder fürstliche Frauen' heißen. Das Ztw. angls. cringan 'hinfallen' bezieht sich mit Vorliebe auf den Tod im Kampf. Unser feige hat seinen Wortinhalt aus dem Krieg genommen; es bedeutet eigtl. 'todmüde' und ist mit lat. piger 'faul' wurzelverwandt. Unser kühn gehört sprachlich mit können und kennen zusammen wie anord. kœnn 'verständig', aber es wird gemeingermanisch auf tüchtiges Können in Krieg und Jagd bezogen und übernimmt zunächst in einer Zusammensetzung wie angls. gárcéne 'speerkühn' die spätere Bedeutung. Unsere spüren und sehen gehören ursprünglich in Krieg und Jagd; jenes hängt mit ahd. spurnan und nhd. Fußspur zusammen und bedeutet eigtl. 'die Spur machen'; dieses hängt zusammen mit lat. sequî gr. ἕπεσθαι 'folgen' und meint eigtl. 'mit den Augen verfolgen'. Unser suchen gehört zu lat. sâgîre 'aufspüren' und săgax 'scharfsinnig': die Nachforschung nach den Fußspuren von Feinden oder von Wild ist die frühste Äußerung menschlichen Scharfsinns; daraus entwickelte späterhin unser suchen seine allgemeine Bedeutung.

Kein Begriffsbereich bleibt unberührt, überall treten Neuerungen auf, und schließlich ist die Summe der Neuerungen doch größer als unser Bestand an festen Urwörtern, die geblieben sind. Aber der Wandel der Wörter bedeutet einen Wandel der Zeiten in der Entstehung des Germanentums. Die Kulturbedingungen gestalten sich um und bleiben nicht auf der Stufe der idg. Sprachgemeinschaft. Zwei Jahrtausende bedeuten in geschichtlichen Zeiten ungeheures Geschehen. Sollte es für die Urzeit nicht auch so sein? Aber klar ist, daß die Ausbildung von Wortschatz und Sprachbau nicht erst

Digitized by Google

nach der Durchführung von Lautverschiebung und Erstbetonung eingesetzt hat. Die Loslösung der Germanen aus dem Indogermanentum hat sich allmählich und langsam vorbereitet und angebahnt.

§ 11. Germanische Männernamen. Wie Vorgermanisch und Urgermanisch fest ineinander greifen, zeigt am besten die Bildung unserer alten Personennamen. Sie haben seit dem Auftreten der Cimbern und Teutonen völkische Eigenart, die bis in die christlichen Jahrhunderte im Zeitalter von Bonifatius und Karl dem Großen und darüber hinaus reicht, treu beharrt. Und doch stammt diese germ. Eigenart aus der idg. Sprachgemeinschaft. Aber während die neuere Sprachwissenschaft mit großem Erfolg sich darum bemüht hat, den gemeinidg. Wortschatz bis in kleinste Kleinigkeiten zu erschließen (oben § 1), läßt sich wohl im ganzen Umkreis der Indogermanen kein einziger Personenname gewinnen, dem wir das hohe Alter der Bezeichnungen von Verwandtschaftsgraden und Körperteilen (oben S. 8, 11) geben. Und wenn wir trotzdem die germ. Personennamen aus dem idg. Erbe herleiten, berechtigt uns dazu die Übereinstimmung im Bau der Namen, weil hier eine schöne Übereinstimmung zwischen Indern, Persern, Griechen, Kelten und Germanen für das Altertum hervortritt.

Die römischen Personennamen eignen sich am wenigsten zu einer Vergleichung. Die römische Namengebung hat für eine ererbte Einnamigkeit eine neue Dreinamigkeit durchgeführt, die für die germ. Namengebung keine Anknüpfung übrig läßt. Aber vor allem sticht eine überraschende Nüchternheit der lat. Personennamen hervor gegenüber dem vollen Klang und Inhalt so vieler Germanennamen. Nichts an die Seite zu setzen hat das Germanische der zahlenmäßigen Reihenfolge der Kinder, die sich in Namen wie Secundus, Quintus, Sextus, Septimus, Octavus, Nonus, Decimus äußert, woran sich wieder patronymische Bildungen wie Sextius, Septimius, Octavius (weiterhin Octavianus) anreihen. Nichts stellt das Germanische auch Namen wie Cicero (Erbsenmann), Fabius (Bohnenmann), P so (Wickenmann), Asinius (Eselmann) und Agricola (Landmann) an die Seite, ebensowenig den Namen Crispus (Kraus), Cato (Klug), Na o (Nas). Es ist hier gleichgültig, an welcher Stelle ihrer Dreinamigkeit die Römer solche Namen verwendeten. Charakteristisch aber sind sie um so mehr, als sie eine eigenste Errungenschaft des Römertums darstellen, die kaum etwas mit dem Erbe der idg. Grundsprache zu tun hat.

Wenn wir hier nur von Männernamen reden wollen, so zwingt uns dazu die spärliche Überlieferung von Mädchen- und Frauen-

Digitized by Google

namen für das germ. wie für das vorgerm. Altertum: der Stoff reicht hier nicht aus zu einer vergleichenden Betrachtung. Auch müssen wir weibliche Namen der Germanen nur mit germ. Mitteln erklären; denn sie beruhen auf den germ. Männernamen. Vielfach macht sich die Neigung geltend, das erste Wortglied männlicher Eigennamen für Frauennamen an die zweite Stelle zu rücken. Man beobachtet neben Guntheri eine Hildigund, neben Hiltibrant eine Brunnihilt, neben Gēbahart eine Anegēba, neben Bērnhart eine Osbirin, neben Wolfhart eine Heriulp, neben Burgrât eine Haduburg, neben Hartmuot eine Hiltigart, neben Neviogastus eine Baudonivia. Deutlich beruhen die Frauennamen hier auf den Männernamen, sind aus ihnen abgeleitet. So sehen wir hier von Frauennamen ab, weil wir für die urgerm. Zeit keine ausreichende Beglaubigung kennen (doch s. § 36). Aber für die Männernamen wird die Beglaubigung mit der Römerzeit reich und die Namengebung durchsichtig.

In der ältesten Namengebung der idg. Sprachgemeinschaft regte sich eine dichterische Anlage und Begabung des Urvolks. Und dieser dichterische Geist äußerte sich in Hoffnung und Wünschen, von denen die Eltern oder andere Angehörige bei der Geburt des Kindes beseelt waren. Stärke im Kampf, Ruhm beim eigenen Volk, Macht und Besitz sind bei begabten Naturvölkern, die im Kampf mit der Natur höheren Zielen zustreben, der Inbegriff aller Wünsche, der Ehrgeiz des Lebens. In solchen Schlagworten bewegen sich die ältesten erreichbaren Namen der Indogermanen. Ihren sprachlichen Ausdruck finden sie in alten Wortzusammensetzungen, deren Bestandteile vielfach sind, auch wenn wir keine Gleichungen durch Rückschlüsse gewinnen können. Beliebt vor allem für idg. Namengebung ist von jeher das Wort Wolf (idg. wl̥kos) gewesen in gr. Λυκομήδης Λυκόφρων und ind. Vṛkakarman. Der Zusammenhang mit unsern Namen wie Wolfhard liegt auf der Hand: der Kampf gegen räuberische Tiere des Urwalds war die Hauptaufgabe der Männer, und dem zu benennenden Knaben wünschte der Vater Kraft und Stärke eines Wolfes oder im Kampfe mit Wölfen. Der Besitz von Rossen war ein anderer Wunsch. Das idg. ekvos 'Roß' (oben S. 12) führt zu den ältesten Namen wie ind. Açvamêdhas Açvapatis gr. Ἱπποκράτης Ἱππόμαχος ahd. Ehomâr angls. Eómær. Die Ruhmbegierde schuf Namen wie ind. Çrutamaghas, Çrutumeda gr. Κλυτόμαχος, Κλυτομήδης und Κλεόμαχος germ. Hlothocharius und Hlewagastis. So kehren im Bereich der idg. Sprachen die gleichen Bestandteile in immer neuen Zusammensetzungen wieder. Sie waren

Digitized by Google

auch das germ. Erbteil aus der idg. Grundsprache. Unsere vorchristlichen Ahnen haben aber das idg. Erbe bedeutsam gemehrt und bereichert, ohne auf die Abwege zu geraten, die das Römervolk in die poesielose, weil wunschlose Öde seiner prosaischen Namen führte.

Nachdem wir oben festgestellt haben, daß die Kelten schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Nachbarn der Germanen waren, fällt auch mancherlei nähere Berührung zwischen kelt. und germ. Männernamen nicht auf. Und immer handelt es sich um die alte Zweistämmigkeit der Namen. Augenfällige Übereinstimmungen wie gall. Catumârus und ahd. Hadumâr, gall. Caturîx und ahd. Hadurîh, gall. Clutorîx und ahd. Ludrîh, gall. Teutomatus und ahd. Thiotmâr, gall. Segomârus und germ. Segimêrus, gall. Dumnorîx und germ. Mallorîx, gall. Catuvolcus und germ. Aldwalachus ahd. Haduwalh bestätigen die Erbhaftigkeit der vorgerm. Namenbildung und lehren zugleich einen nahen Zusammenhang zwischen Keltisch und Germanisch, von dem sich aber die Grundsprache des Lateins frühzeitig entfernt hat. Zum Teil handelt es sich hier um Neuerungen, die bei Kelten aufkommen und dann erst auf Germanen übergreifen. Insbesondere dürfen wir kelt. Vorbild annehmen, wenn germ. rîk 'König' in den alten Dietrich, Friedrich, Heinrich und den älteren Gegenstücken Mallorîx, Deudorîx steckt. Gelten doch die ältesten Belege für Boiorîx in der römischen Überlieferung des 2. vorchristlichen Jahrhunderts sowohl kelt. als auch germ. Königen. Wenn aber im homerischen Ilion der Königssohn Astyanax (vgl. ahd. Burgrîh) an solche kelt.-germ. Namen gemahnt, so ist ein Unterschied nicht zu übersehen: Astyanax darf und soll zur Königswürde heranwachsen und trägt doch nur einen ausnahmsweisen Namen, aber die kelt.-germ. Namen huldigen nur der Mode. Die Aussicht auf das Königtum wird den Trägern oft nur als eine ganz ferne Möglichkeit zugedacht sein. Hier verstehen wir übrigens auch die Tatsache, daß manche altgerm. Eigennamen der Römerzeit in altgallischer Lautgestalt auftreten können, wenn z. B. der Cimbernkönig Boiorîx, der Teutonenkönig Teutoboduus, der Suebenkönig Arioviſtus und der Markomannenkönig Maroboduus in ihren Namen eher keltisch als germanisch klingen.

Aber durchsichtiger als durch solche kelt. Entsprechungen wird die Erbhaftigkeit der germ. Personennamen durch vielfache griechische Gegenstücke. Männernamen wie gr. Κλεόξενος runisch Hlewagastiz, gr. Θρασύβουλος ahd. Kuonrât, gr. Ἱπποκράτης ahd. Wolfhard, gr. Δημόφιλος ahd. Volkwîn, gr. Πολύδωρος ahd. Gëbahart berühren sich in ihren Wortgliedern zu deutlich. Und wenn wir dann

Digitized by Google

noch feststellen, daß Namen wie Τηλέμαχος, Εὐρύμαχος, Ἱππόμαχος, Νεοπτόλεμος, Δημοπτόλεμος, Κλυτομήδης, Λυκομήδης, Πεισίστρατος schon dem altgriech. Heldensang Homers geläufig sind, so ist die Einheitlichkeit der idg. Namengebung auch ohne völlige Wortgleichungen durchaus gesichert. Hier erhält das oben S. 35 gezeichnete Kulturbild der Indogermanen mehr Inhalt und mehr Farbe, wenn Kampf und Ruhm schon in der ältesten Namengebung vorherrschten. Aber dieselben Ideale erhalten in der urgerm. Zeit eine immer wachsende Bedeutung.

Somit muß es klar sein, daß alle Personennamen unserer ältesten Zeit einen sprachgemäßen Inhalt haben, der den Regeln der Wortbildung und der Wortzusammensetzung entspricht: Wolfhard 'kühn wie Wölfe', Ehomâr 'berühmt durch Besitz an Rossen' (gebildet wie gr. ἐγχεσίμωρος 'speerberühmt'), so auch Inguiomêrus 'bei den Inguionen berühmt', Seg mêrus 'siegberühmt'. Grammatisch durchsichtig sind etwa Ermanaricus 'König der Erminonen', Mallorîx 'König der Volksversammlung' (mallum 'Versammlung'), dann auch Hartmuot 'kühnmutig'. So waren alle idg. Namen der erreichbar ältesten Grundsprache nicht bloß sinnreich, sondern auch sprachrichtig, grammatisch korrekt. Das läßt sich nun freilich nicht auch von allen unsern Namen des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung behaupten.

Den ältesten Vorrat der idg. Personennamen dürfen wir uns nicht beliebig groß denken. Vielleicht konnte es auch vorkommen, daß jemand keinen Namen besaß oder kannte, wie im Dreißigjährigen Krieg der junge Simplicius sich nur als Bub und den Vater nur als Knän kannte. In der engeren Umgebung kann man mit Alters- oder Verwandtschaftsnamen auskommen. Erst das öffentliche Leben und der Verkehr in Stämmen und Siedlungen, in größeren Wirtschaftsverbänden und Kriegsgemeinschaften der Erwachsenen macht die Namengebung immer notwendig und unumgänglich. So lehrt denn auch der Inhalt der ältesten Namen der Indogermanen die entwickeltere Kulturstufe bestimmen, wo Reichtum und Ruhm als Ideale galten. Je höher die materielle und geistige Kultur eines Naturvolks wächst, um so reicher entwickelt es auch mit dem Wachstum von Stämmen und Siedlungen seine Namenbildung. Es bilden sich immer neue Arten von Namen aus, wobei Familiensinn und persönliche Eigenart, auch wohl Verlegenheit, Scherz und Zufall eine Rolle spielen können. Der Anteil der Eltern und Verwandten kann in den Namen hundertfach zur Geltung gelangen. Und dann stellen sich Kreuzungen von zwei Personennamen ein, um einen

Digitized by Google

dritten zu schaffen, durch den eine verwandtschaftliche Beziehung angedeutet oder hergestellt werden soll. Wenn der Bedeutung nach unmögliche Wortgebilde wie Siegfried (d. h. Siegesfriede) oder Wolfram (d. h. Wolfrabe), angls. Heorogár (Schwertspeer) nach der Völkerwanderungszeit auftreten, so haben derartige Kreuzungsnamen für die Familie und Sippe einen verständlichen Sinn durch Beziehung auf Personen, die bei der Namengebung tatsächlich oder auch nur im Geist mitwirkten.

Aber hier, wo es sich zunächst nur um die urgerm. Zeit handelt, bemühen wir uns jetzt nicht um alle Möglichkeiten, die sich in der geschichtlichen Zeit einstellen. Wir können sie auch für die vorgeschichtlichen Jahrhunderte weder erweisen noch veranschaulichen. Hier kann es sich nur darum handeln, die Eigenart der gemeingerm. Namengebung im Zusammenhang mit ihrer Volksart klarzulegen. Dabei ergibt sich von selbst der Zusammenhang der Namengebung mit dem Waffenhandwerk. Nehmen wir Segimêrus oder Segimundus, Gunther, Gêrnôt und Giselher, Heorogár und Hróthgár, Hiltibrant und Hadubrant, sogar auch Walther und Hildegunde, Brünhilt und Kriemhilt — jeder Kenner des Altdeutschen hört aus solchen Namen Waffenlärm, Kriegsgetümmel und Siegesjubel heraus, in solchen Namen reizen Ruhm und Königswürde als Endziel von Krieg und Sieg und Frieden.

So lebt in unserm ältesten Wortschatz die völkische Sonderart, mit der wir bei Caesar und Tacitus in die Weltgeschichte eintreten. Die Charakteristik, die wir für die beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung im griech. und lat. Schrifttum erhalten, paßt auch auf das voraufliegende Jahrtausend, für das unsere Sprache die Beweise liefert.

Dem furor Teutonicus hat der römische Dichter Lucanus (gest. 65 n. Chr.) in seiner Pharsalia 1, 255 eine weltgeschichtliche Formel verliehen. Schon vorher — im Jahre 41 n. Chr. — hatte der Philosoph Seneca in seiner Schrift De ira 1, 11 die germ. Bestimmung zum Kriege in ihrer Furchtbarkeit ausgemalt: „Wer hat mehr Mut als die Germanen? Wer stürmt mit größerer Gewalt? Wer liebt leidenschaftlicher die Waffen, mit denen sie gleichsam geboren, in denen sie aufgezogen werden? Die allein sind ihre Sorge, alles andere kümmert sie wenig." Ein paar Jahrzehnte später redet bei dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus König Agrippa zu den Juden: „Ihr habt ohne Zweifel von den Germanen gehört. Ihr habt ihre Stärke gesehen und die Größe ihrer Gestalt. Sie haben aber einen Geist, der größer ist als ihre Leiber, eine Seele, die den

Digitized by Google

Tod verachtet, und einen grimmigern Zorn als die wilden Tiere." Das alles bestätigt und erweitert Tacitus: „nullus mortalium armis aut fide ante Germanos".

Aber das alles lebt auch in den Namen unserer Heldensage, im angls. Beowulflied wie im ahd. Hildebrandslied, im lat. Waltharius, in den mhd. Nibelungen und in der Gudrun. Und diese Namen gehören zumeist mit ihren Trägern hinein in die Geschichte der Völkerwanderungszeit. Geschichte und Sage spiegeln auch in den Namen Leben und Geist der deutschen Urzeit wider. Unser Heer spielt in den alten Namen eine Hauptrolle in Bildungen wie Herebeald, Heremód, Hereric = Heririh, Heribrand, Herwîg; im zweiten Wortglied steckt es vielleicht in der Bedeutung 'Krieger' in Aelfhere, Aeschere, Gunthaharius, Gislaharius, Waltharius. Auch Volk und Schar zeigen sich als 'Kriegshaufen' in Namen wie Folcwalda, Volkêr und Scaramundus. Endlos sind Namen, in denen die alten Wörter für Krieg und Kampf stecken: Gúdláf, Headoláf, Gunthaharius, Hiltibrant, Hadubrant, Hadawart, Patafrid, Wichart, Herwîg, Ludewîg. Unter den Waffen gibt der Ger die meisten Namen: Gármund, Gárulf, Gêrwît, Gêrnôt, Liudegêr, Rüedegêr; da der Speer auch einfach 'Eschenholz' (ask) heißt, zeigen sich Namen wie Aeschere; die Speerspitze erscheint als ort in Namen wie Ortliep, Ortwîn. Das älteste Wort für 'Schwert' (heru) steckt in Herogár Heoroweard, ein jüngeres brand in Heribrant, Hiltibrant, Hadubrant, Wolfbrant. Der Helm tritt verhältnismäßig spät und selten auf: Helmnód. Die Schwertschneide kommt zur Geltung in Namen wie Ecgláf, Ecgtheow, Ecgwela, Ekivrid, Eckewart. Auf den Schild bezieht sich Randolf, Hôrant.

Aber die wenigen Denkmäler der Heldensage, aus denen wir diese Namen geschöpft haben, geben keinen vollen Eindruck von dem großen Reichtum der urgerm. Zeit. Deutlich sehen wir, wie alle Namen auf den Ton der Kriegshörner und der Waffen gestimmt sind: zwischen Heldendichtung und Heldennamen besteht ein völliger Einklang. Die Kriegstüchtigkeit und der Idealismus einer hochstrebenden Ruhmbegier hat die Germanen auf den Schauplatz der Weltgeschichte geführt und begleitet. Gewohnt mit Nachbarn sich zu erproben und im Kampf mit den Elementen und den Gefahren von Meeren und Urwäldern, haben sie früh Wert und Unwert des Lebens erfahren. „Alles ist vergänglich, Reichtum und Freundschaft": in diesem Satz sind ein nordischer Eddadichter und ein angelsächsischer Spruchdichter einig; aber der Eddadichter fügt hinzu: „unvergänglich ist nur der Ruhm" — unzweifelhaft ein Lehrsatz germ. Weltanschauung aus

gemeingerm. Urzeit. So steht in der Namengebung das Mühen um Ruhm bedeutsam voran. Standen Namen mit idg. klevos 'Ruhm' und klutos 'berühmt' schon in Namen der vorgerm. Zeit obenan und führt die älteste Nachbarschaft mit den Kelten zu Namen mit mêros (kelt. mâros für *môros, vgl. gr. ἐγχεσίμωρος 'speerberühmt'), so sind Namen mit hrôth 'Ruhm' im ersten Wortglied germ. Sonderbesitz; vgl. angls. Hróthulf ahd. Ruodolf, angls. Hróthgâr ahd. Hruodgêr (Rüdiger, Rödiger). Solche Namen werden wir in die urgerm. Zeit zu versetzen haben, wenn schon bei Tacitus Namen wie Catumêrus, Inguiomêrus, Segimêrus begegnen. Der älteste germ. Name auf einer Runeninschrift heißt bezeichnenderweise Hlewagastis 'Ruhmgast', und seine Übereinstimmung mit gr. Κλεόξενος deutet auf vorgerm. Zusammenhänge.

Wir können nicht daran denken, alles Eigenartige in dem großen Vorrat unserer älteren Männernamen hervorzuheben, dürfen aber an einer Gruppe nicht vorbeigehen, für die die alten Griechen wohl kaum ein Beispiel, die alten Kelten nur sehr wenige Gegenstücke liefern. In unsern zweigliedrigen Männernamen sehen wir oft unsere Völkernamen und vereinzelt auch die keltische Nachbarschaft. So sind Engelhard und Dänert mit den Völkernamen der Angeln und Dänen zusammengesetzt: ahd. Engilhart 'kühn wie ein Angle' und Denihart 'kühn wie ein Däne'. So bedeutet ahd. Werinhart 'kühn wie ein Wariner'. So ist Inguiomêrus 'berühmt unter den Inguionen' und Teutomêrus 'berühmt unter den Teutonen'. Dann kann auch Theudorîx 'König über die Teutonen' bedeuten, wie Boiorîx 'König über die Bojer' und Ermanaricus 'König über die Erminonen'. Ähnlich wird ahd. Gôzwin 'Freund der Gauten' und Hôrant 'Schild der Chauken' bedeuten.

Nur selten treten unsere alten Gottheiten in der Namengebung auf. Heilige Scheu hat unsere Voreltern daran gehindert, und schließlich können auch die frühsten Glaubensboten des Christentums Bedenken gegen heidnische Anklänge bei der Namengebung gehabt haben. Im skandinavischen Norden erinnern an Thonar (Thór) Namen wie Thóroddr, Thórstein, Thórbjorn, und an Ing Namen wie ahd. Ingraban, Ingulf, Ingbert. Öfter zeigen sich die Asen oder Ansen (Gottheiten) als Namenswort z. B. in ahd. Anshêlm, Ansfrit, Ansgêr, und die Alben oder Elben erscheinen in Frauennamen wie Albrûna, aber auch in Männernamen wie angls. Aelfréd (ahd. Alprât), Aelfwine, Aelfhere. Aber unser Gott scheint in den ältesten Namen noch zu fehlen.

So sehen wir überall echtes Germanentum in charakteristischen

Digitized by Google

Männernamen, wenn auch das Prinzip der Zweigliedrigkeit aus älterem Erbe stammt und einige Namenworte weitreichende Anknüpfungen zulassen oder verlangen. Auch hier handelt es sich um fruchtbare Keime und Wurzeln, die bis auf spätere Zeiten tausendfältige Frucht getragen haben. Im wesentlichen stehen alle altgerm. Sprachgebiete mit ihren Namen in schöner Übereinstimmung, wie denn auch der Schmuck des Stabreims (oben S. 63) für die Namengebung innerhalb einer Familie schon in der urgerm. Zeit lebendig gewesen ist.

§ 12. Germanische Völkernamen. In Glaube und Dichtung feierten unsere Vorfahren in der Zeit von Roms Weltherrschaft — wie schon lange vorher — den göttlichen Ursprung des Germanentums. Wie mochten sie sich darin nennen? Sicher nicht Germanen, denn dieser weltgeschichtliche Name trägt lateinische Farbe. Aber der Anklang an lat. germanus 'echt' beruht auf einer wohl im Munde der in Gallien stehenden römischen Truppen vollzogenen Umdeutung einer germ. Namensform, der man durch lautliche Umbiegung ein lat. Aussehen nach Art von Romanus 'Römer' gab. Gern denkt man für Germani an kelt. Herkunft. Aber das heutige Geschlecht von keltischen Sprachforschern weiß keinen Rat: dum tacent clamant. Ihr beredtes Schweigen zwingt zu einer neuen Vermutung. Das germanische Grundwort, das fürs Latein eine leichte Umformung erfahren hat, lautete Ermanôs, wie es im Namen des um 375 gestorbenen Gotenkönigs Ermanarîcus steckt. Aber dieses Wort hat ursprünglich nicht alle Germanen im Sinne der neueren Sprachwissenschaft umfaßt, sondern nur einen Teil derselben. Die Germanen, die sich nach Tacitus als Nachkommen des Mannus fühlten, redeten von mehreren, wahrscheinlich drei Völkerfamilien, die sich nach den Mannussöhnen benannten. Und da ist der Name der Stammgruppe der Erminones ein und dasselbe mit den Ermanôs d. h. Germanen. Noch im Hildebrandslied bedeutet Irmindeot 'Erminonenvolk' das Germanenvolk, wie im Angelsächsischen die Germanen einmal (Beowulf V. 1957) als Eormencyn d. h. als das 'Ermanengeschlecht' begegnen. So ist Erminones und Ermanôs d. h. Germanen ein und dasselbe Wort. Offenkundig war Ermanôs eine ältere Lautform nach der starken Deklination, und erst später stellte sich dazu die Lautform Erminones nach der schwachen Deklination als eine jüngere Wortgestalt: Plinius und Tacitus schrieben nach neueren Feststellungen und gelehrten Ermittlungen, nachdem die ältere Lautform Ermanôs als Germanôs längst in den römischen Besitz übergegangen war. Der Inhalt des Namens war wohl nicht

Digitized by Google

zu allen Zeiten fest und scharf umgrenzt; der Götterglaube verband die Ingväonen, Erminonen und Istväonen durch drei göttliche Brüder, in denen die Familienähnlichkeit unverkennbar sein mußte.

Ein Teilname wie Erminones setzt aber einen Gesamtnamen für alle Germanen als Mannussöhne voraus. Hießen sie etwa Manniscones d. h. Menschen? Unser Wort Mensch bedeutet als Ableitung von Mann (Bedeutung 'Mensch') eigtl. 'Menschensohn, Menschenkind', und das kann getrost als 'Mannussohn, Mannuskind' aufgefaßt werden und aufgefaßt worden sein. Aber der Anklang dieses Manniscô 'Mannussohn' an des Mannus göttlichen Vater Tuiscô legt die Vermutung nahe, daß dieser Name auf einer unvollkommenen Überlieferung für Tîviscô beruht. Denkbar wäre es durchaus, daß sich die Germanen mit einem zusammenfassenden Namen auch als Tîviscones bezeichnet hätten, und dann würde ein solcher Name auf den altdeutschen Tiu (Tîwos), den Kriegsgott, zurückweisen. Jedenfalls können sich die Germanen der vorchristlichen Urzeit einmal zusammenfassend und einheitlich als Tîwiscones oder Manniscones in Leben und Dichtung gefühlt haben. Und so ergänzen unsere sprachlichen Vermutungen das lückenhafte Bild der geschichtlichen Überlieferung, die für alle Zeiten an der lateinischen Umtaufe Germanôs für Ermanôs festhält. Der Inhalt der Völkernamen ist nicht immer fest: Namen wie Franken, Sachsen, Preußen haben den Inhalt in geschichtlicher Zeit gewechselt. Aber die Wissenschaft braucht einen unzweideutigen Namen, und da hat die Weltgeschichte sich für die lateinische Umformung Germanen entschieden, wenn wir jetzt auch glauben, daß das germ. Grundwort Ermanôs, wie auch die Spielart Erminonen, ursprünglich nur eine der großen Völkerfamilien bezeichnet hat. Zwar scheint unsere Auffassung mit des Tacitus Angabe (Germ. Kap. 2), daß Germanôs ein neuer Name für den Stamm der Tungrôs gewesen, im Widerspruch zu stehen. Aber diese Angabe kann um deswillen nicht völlig richtig sein, weil damals der Völkername schon seit mehr als 150 Jahren den Römern geläufig war: Poseidonios von Apamea hatte ihn zuerst ums Jahr 73 v. Chr. gebraucht. Der Name und sein Inhalt muß daher viel weiter zurückdeuten.

Bedeutet Erminones — gleichsam als Familienname — die 'Erminus- oder Erminoleute', so sind die Ingvaeones, die in dem Eigennamen Inguiomêrus eigtl. 'bei den Ingvionen berühmt' durchschimmern und deren Stammvater Ingvos noch in angls. Stabreimdichtung als göttlicher Ing erscheint, die 'Ingleute oder Nachkommen Ings', aber der eigentliche Inhalt des Grundwortes Ingvos entzieht

Digitized by Google

sich unserer Beurteilung, während der göttliche Erminus (oder Ermino), von dem die Altsachsen des 10. Jahrhunderts noch als Irmin wußten, auf ein Eigenschaftswort mit der Bedeutung 'riesengroß, aufrecht' (vgl. gr. ὄρμενος) zurückdeutet, zu dem das Angelsächsische noch Belege besitzt. Aber der Name Itsvaeones soll auf einen Stammvater Istiô zurückgehen, und darin erkennt man leicht eine Substantivierung zu ind. ídya für *isdia 'verehrungswert'.

Indem diese Namen mit ihrem religiösen Inhalt auf die Urzeit des Germanentums zurückdeuten, beanspruchen sie offenkundig das höchste Alter. Bezeichnet Tacitus doch auch die germ. Lieder, die von der Entstehung des Germanentums sangen und sagten, ausdrücklich als alte Lieder. Und der Römer hat Recht, wenn er alsbald fortfährt, auch die Stammnamen Marsôs Gambriviôs Suêbôs Vandiliôs (Germ. Kap. 2) für alt zu erklären. Wie sie uns heute nicht deutbar sind, so waren sie auch den Germanen seiner Zeit wohl nicht mehr durchsichtig; ihre etymologische Dunkelheit spricht für ein höheres Alter.

Seit Caesars gallischen Kriegen (58—50 v. Chr.) lernen römische Heere und Behörden germanische Völkernamen in ständig wachsender Fülle kennen. Im Bellum Gallicum selbst stehen schon zwanzig: Batavôs, Caerœsôs, Cheruscôs, Cimbrôs, Condrusôs, Eburones, Harudes, Marcomanôs, Nemetes, Paemanôs, Sedusiôs, Suêbôs, Sugambrôs, Tencterôs, Teutonôs, Treverôs, Tribocôs, Tulingôs, Ubiôs, Usipetes, Vangiones. Nach 150 Jahren kennt Tacitus mehr als die doppelte Zahl, aber er erschöpft die Fülle der Stämme nicht, von der die Überlieferung der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte weiß. Vielleicht ist es kein Zufall, daß der bei Caesar überlieferte Stammname Tulingôs (lies Thulingôs), der noch in dem Ortsnamen Tüllingen (bei Lörrach) nachklingt, in der christlichen Zeitrechnung nicht wiederkehrt: der Stamm könnte in die benachbarten Kelten übergegangen und aufgegangen sein. Aber wir vermissen bei Tacitus auch Stammnamen wie Alamannôs, Ambrones, Burgundiôs, Chaednôs, Chattuariôs, Saxones, Scîrôs, Silingôs, Tuihanti und dürfen annehmen, daß in den ersten Jahrhunderten die Zahl der durch Namen gekennzeichneten Stämme wohl viel größer war, als damals die Schriftsteller der alten Welt überliefern. Da kommt besonders noch der Geograph Ptolemaeus (um 150) mit seinem Lehrbuch der Erdkunde in Betracht, worin Nordeuropa außer mit Orts- und Flußnamen auch mit Völkernamen vertreten ist; bei ihm tritt z. B. der Name der Sachsen zum ersten Male auf. Mit dem 3. Jahrhundert zeigen sich neue Stammnamen

Digitized by Google

wie Francôs, Gepides, Greutungôs, Juthungôs bei römischen Geschichtschreibern; bei Ammianus Marcellinus (um 390?) erscheinen die Namen der Bucinobantes und der Tervingôs; erst Jordanes nennt die Thuringôs, Torcilingôs und Prokop die Gautôs, bis dann etwa zwei Jahrhunderte später das angelsächsische Widsithlied — eine reichhaltigste Quelle für die alte Heldensage — etwa 50 Namen von germ. Völkern und Stämmen, dabei unter sehr vielen wohlbekannten Namen gegen 20 unbekannte liefert: Aenénas, Báningas, Brondingas, Deanas, Frumtingas, Gefflége, Glommas, Herefaran, Hócingas, Hronas, Istan, Myrgingas, Rondingas, Sweordweras, Sycgan, Wóingas, Wrosnan. Es war eine große Fülle von Völkern und Stämmen, über die das germ. Altertum verfügte. Aber die sprachlichen Tatsachen, die wir aus so vielen Stammnamen lernen, sind erfreulicherweise umfangreich genug, denn ein großer Teil derselben ist einwandfrei deutbar.

Wir beweisen das mit der Tatsache, daß der Name Teutonôs in vorgermanischer, also unverschobener Gestalt schon im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung — vielleicht im Gebiet der unteren Elbe — benachbarten Kelten des Westens geläufig wurde, um am Ende des 2. Jahrhunderts den Römern bekannt und furchtbar zu werden. Den Germanen blieb der Name späterhin mit dem Ausscheiden der Teutonen aus der Geschichte wohl wenig geläufig. Aber wir zweifeln nicht an seiner germanischen Echtheit. Denn wir kennen seinen Wortinhalt: got. thiudans = andd. thiodan 'König' ist dasselbe Wort. Der Volksname war klangvoll nach Art der gallischen Caturiges und Bituriges, deren Namen sicher 'Kampfkönige' und 'Weltkönige' bedeuten. Damit haben wir eine gute Erklärung unseres alten Volksnamens gefunden. Denn das Prahlen spielt im Leben von Naturvölkern eine wichtige Rolle, und die große Rede des Suebenkönigs Arioviſtus, mit der er sich vor Caesar ins rechte Licht stellte, verträgt sich sehr wohl mit der Kulturstufe und Stammesart, die Arioviſtus vertrat. So führt sich noch z. B. im Heldenepos Altenglands (8. Jahrhundert) der Haupthelb Beowulf vom schwedischen Stamm der Gauten am dänischen Hof selbst mit einer großen Prahlrede (angls. gylpcwide) ein. Das Prahlen (andd. gëlpan) war die notwendige Ergänzung der Heldentaten und des Heldentums.

Mit dem Namen Teutonôs (eigtl. 'Könige') steht der Name Herulôs (eigtl. Erulôs oder Erlôs) auf gleicher Stufe: er bedeutet 'Fürsten' (andd. ërlos angls. eorlas anord. jarlar 'Fürsten'). Der Name Alamannôs erinnert an got. alamans Plur. 'Menschheit' und

Digitized by Google

macht so auch den Eindruck eines Prahlnamens, mit dem ein großer Völkerbund seine Bedeutung herauszustreichen trachtete.

Neben die Prahlnamen stellen sich Schmucknamen, die an Beiwörter alter Heldendichtung erinnern, wie sie uns bei Homer und in der Beowulfdichtung begegnen. Der Stammname Sugambrôs bedeutet 'die sehr Tapfern', denn er gehört zu ahd. gambar 'tapfer' und enthält als erstes Wortglied eine Vorsilbe su- 'sehr, schön', die im Altindischen eine große Rolle spielt (vgl. auch gr. εὐ- 'schön'). Der Name der Hessen (ahd. Hessi) beruht wohl auf einem alten Beiwort chasso- 'ausgezeichnet', das mit gr. (dor.) κεκαδμένος 'sich auszeichnend' wurzelverwandt sein kann. Das Verhältnis beider Wörter wäre das gleiche wie bei lat. alumnus neben altus. Wurzelverwandt und bildungsgleich ist der dazu gehörige Name der Chatten (Chattôs), sofern dies ein Partizip mit der vorgerm. Grundform kad-no-s 'ausgezeichnet' sein kann; es würde sich zu dem eben besprochenen chassos verhalten wie lat. altus neben unserm all. Ob der Name der Schwaben als Suêbôs in der letzten Silbe mit lat. probus und lat. superbus und im Ganzen mit ind. su-âbhû 'sehr hilfreich' zusammenhängt, kann man bezweifeln. Ob der Stammname Chaucôs (besser Chauchôs) unser Wort hoch in der körperlichen Bedeutung oder besser in der Bedeutung 'heldenhaft' enthält, läßt sich nicht ausmachen. Der Name der Schweden, Svîones, beruht auf einem Beiwort, das 'eigen' in verwandtschaftlichem Sinne bedeutet; man könnte es mit 'Vettern' übersetzen, wie ahd. giswîun 'Schwager und Schwägerin' meint. So bezeichnen wir heute die Engländer als Vettern jenseits des Kanals. Aber wir können natürlich nicht ahnen, was zu der wohl ehrenvoll gemeinten Namengebung geführt hat. Der Volksname Arii Harii scheint 'Edle' (vgl. ind. arya-s 'edel') oder 'Krieger' (vgl. got. harjis 'Heer') zu besagen. Unklar ist, ob ein religiöser Inhalt in dem Völkernamen Seîrôs, d. h. 'die Reinen', enthalten ist. Die Sachsen, Saxones, sind 'die Schwertleute', wohl nicht nach dem Schwert als Waffe schlechthin, sondern eher weil ihre Stammsage sie vielleicht im Schwertkampf ruhmvoll auszeichnete.

Sonst konnten hervorstechende Kennzeichen, die auf einer früheren Entwicklungsstufe begründet waren, den Namen eines Stammes erklären, wie die Marcomanôs (besser wohl Marhomanôs) als 'Roßmänner', d. h. 'Reiter', und der spätere Name der Chattuariôs als 'Hutleute' (engl. hat angls. hætt 'Hut') zu deuten sind. Im 3. Jahrhundert zeigt sich der Stamm der Armalausi, d. h. 'die Ärmellosen'. So weiß die Stammsage die Langobarden, Langobardôs, als 'Langbärte' zu deuten.

Digitized by Google

Auch gibt es noch Fälle, in denen wohl nachbarlicher Spott zur Namengebung führte. Die Ubier, Ubiôs, sind 'die Üppigen' (ahd. uppi 'üppig'), und so werden östliche Nachbarn die von der römischen Kultur früh verführten Verwandten im Rheingebiet von Bonn bis Köln gehöhnt haben. Warum aber die Franci Francôs schlechthin 'die Frechen' heißen (anord. frakkr 'frech'), läßt sich nicht ahnen. Im Namen der Gepiden steckt wohl ein Spottwort, falls ursprünglicher Zusammenhang mit lat. hebes Mehrzahl hebetes 'träge, stumpf' anzunehmen ist.

Es gibt auch Stammnamen mit geographischer Grundlage. Die Aviones sind die 'Inselleute': avia 'Insel' (oben S. 84). Die Anglii waren die Leute aus Angeln. Die Amsivarii und Hasuarii sind die Leute von der Ems und von der Hase. Und wenn dann die Angrivarii in Engern wohnen, so ist ihr Bereich ein angerreiches Land (ahd. angar 'Anger'). Die im 6. Jahrhundert auftretenden Ripuarii sind die Leute von der rîpa, dem Rheinufer; das entsprechende ahd. Rîphera, das die zweite Lautverschiebung zeigt, steckt noch in dem Ortsnamen Reiferscheid. So bedeutet der Name der Nemetes (lies Nemethes) die 'Hainleute': andd. nimid 'Hain', wie die got. Greutungôs 'Strandleute' sind: greut 'Ufersand'. Nach ihrem Namen müssen die Vangiones einmal auf weiten Auen gewohnt haben: andd. wang 'Aue'. Der Name der Mercier in England (angls. Myrce) bedeutet 'Grenzleute' oder 'Waldleute'; vgl. angls. mearc 'Grenze' oder anord. mǫrk 'Wald'. Schließlich haben die Burgundii oder Burgundiones ihren Namen nach der Insel Burgund, dem heutigen Bornholm.

Gern spielen Himmelsrichtungen in Stammnamen eine Rolle wie bei den Angelsachsen Westsachsen, Südsachsen und Ostsachsen, bei den Niederdeutschen Ostfalen und Westfalen, auch schon bei den Ostgoten und Westgoten. Dabei kann in Namen wie Nordhumbrier und Nordalbinger von Flußnamen statt von Stammnamen ausgegangen werden.

Nicht immer kann die Deutung unserer alten Stammnamen gelingen, wie denn das zweite Wortglied in dem Namen der Canni- oder Canna-nefates, deren Endung an den gallischen Völkernamen der Atrebates erinnert, ebenso dunkel ist wie der ganze Name der Naharnavalôs. So können wir auch keine Deutung des Namens der Friesen, Fresiôs, erzwingen. Wir verlegen deshalb die Entstehung solcher undeutbaren Namen wie z. B. auch Marsôs und Gutones 'Goten' in die gleiche Zeit, in die wir aus lautgeschichtlichen Gründen auch den Namen Teutonôs verlegen.

Digitized by Google

Aber alle Namen waren frühzeitig eingewurzelt und triebkräftig. Aus ihnen konnten gewiß schon in vorchristlicher Zeit Zusammensetzungen nach Art des got. Gutthiuda 'Gotenvolk' gebildet werden. Unser Schweden ist ein anord. Svidiód d. h. 'Volk der Sviones', und England heißt in Quellen des 9. Jahrhunderts Angelthéod oder Angelcyn, wie Wales angls. Wealhcyn 'Walenvolk' heißt. Vielleicht war Irmindeot (Hildebrandslied) eine alte Bezeichnung aller Erminonen, wie im Beowulflied Eormencyn eine Gesamtbezeichnung aller Ermanen d. h. Germanen gewesen sein kann. Und Jordanes nennt in seiner Gotengeschichte ein nördliches Volk Liothida (für *Lio-thioda), das wohl eigentlich 'Volk der Liones' meinte.

Die Völkernamen waren für jede geographische Angabe so wichtig, daß eigentliche Ländernamen völlig fehlten; denn auch Böhmen (mhd. Bêheim) ist als altes Boiohaemum (Tac.) von ethnographischer Herkunft: 'Land (oder Stadt?) der Bojer' S. 122. In einer Zeit, als die alten Stämme ihre Sitze oft verschoben und verlegten, konnten Stammnamen auch als Personennamen auftreten: so heißt schon bei Tacitus ein Germane Vangiô nach dem Volksstamm der Vangionen, und wenn derselbe Geschichtschreiber noch einen Suebenkönig Sidô nennt, so ist Zusammenhang mit dem Völkernamen Sit(h)ones nicht zu beanstanden. Und wir haben bei früherer Gelegenheit (oben S. 105) darauf hingewiesen, daß die Völkernamen schon in der Römerzeit den Germanen Personennamen lieferten wie Inguiomêrus d. h. 'bei den Inguionen berühmt'.

Wir haben hier die große Fülle der germ. Völkernamen nicht erschöpfen können; nicht alle, die wir kennen, treten schon in der römischen Überlieferung auf. Die Jüten (anord. Jótar) zeigen sich mit ihrem Namen als Jutae zufrühst in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts in Bedas englischer Kirchengeschichte (Hist. eccl. 1, 15) und erst in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts zeigt sich bei Paulus Diaconus die altertümliche Benennung der Langobarden als Winili. Der sagenberühmte Stammname, der in dem südschwedischen Provinz- und Stadtnamen Götaborg steckt, zeigt sich als Gautôs erst im sechsten Jahrhundert in Prokops Vandalengeschichte, in der auch der Dänenname (Danôs) zufrühst auftritt. Aber wir dürfen doch bei der Mehrzahl der germ. Völkernamen sicher sein, daß es sich um eine Erbschaft handelt, die mindestens aus dem ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung stammt. Namen wie Amsivarii und Chasuarii, die nach den Flüssen Ems und Hase benannt sind, müssen natürlich verhältnismäßig jung sein, wenn man für ältere Zeit die

Digitized by Google

Weser oder gar die Elbe als Westgrenze für die Germanen annimmt. Aber wir haben doch auch sonst sprachliche Gründe, die Namengebung weit zurückzuverlegen, wenn z. B. die Guti: Gutones und Gautôs ablautende Spielarten ein und desselben Namens sind; denn so erklärt es sich auch wohl, wenn in ahd. Eigennamen wie Herigôz, Hiltigôz, Helmgôz usw. der Gotenname in der gaut-Form auftritt, obwohl zwischen Oberdeutschland und den schwedischen Gauten kein Zusammenhang besteht. Wie hier der Ablaut entscheidend ist für die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der beiden Stämme, so waltet Ablaut auch zwischen germ. Chauchôs und angls. Húgas mlat. Hûgones als Bezeichnung der Franken. Hier beweist der grammatische Wechsel im Verein mit dem Ablaut ein nahezu vorgerm. Alter des Namens (oben S. 56). Seine seltsame Übereinstimmung mit dem schon bei Homer bezeugten Namen der Καύκωνες (in Paphlagonien und in Elis) ist ebenso verblüffend, wie der Anklang der schon bei Homer bezeugten Ἐνετοί an des Tacitus Venetôs.

Aber wir haben kein Recht, unsern Völkernamen schon ein idg. Alter beizulegen. Auch außerhalb des Germanischen zeigen die Indogermanen keine Übereinstimmung in ihren mannigfaltigen Völkernamen. Und auch die nahe Verwandtschaft von Germanisch und Latein (oben S. 45) führt zu keinen übereinstimmenden Gleichungen. Die Ausbildung der germ. Völkernamen fällt wohl im wesentlichen in die ältere Heimat der geschichtlichen Germanen. Und so zeigen sich bei den Germanen fremde Völker mit Namen, die durch die urgerm. Lautgesetze hindurchgegangen sind. Von der Gleichung gall. Volcâs = germ. Walhôs war oben S. 49 die Rede. Dazu stimmt eine seltene Namensform für die Britannier: gr. Πρεττανοί = germ. Chorthonôs. Der angls. Name von Lappland als Cwénaland weist auf das Volk der Quänen hin, deren Name eins ist mit der bei Tacitus überlieferten Lautform Fennôs für die Finnen, wenn man dies aus einer vorgerm. Grundform Penwôs für Qenwôs ableitet. So sind eine Reihe von Völkernamen schon vor der ersten Lautverschiebung vorhanden gewesen, und so können wir hier das Bild ergänzen, das unser zweites Kapitel über die urgerm. Zeit entworfen hat.

§ 13. Älteste geschichtliche Nachbarschaft. Lehnbeziehungen hatten schon vor der Ausprägung der germ. Eigenart durch die Lautverschiebung auf unsere sprachlichen Schicksale eingewirkt. Auch für die urgerm. Zeit, die der Lautverschiebung folgte, haben den Germanen bedeutsame Nachbarschaften nicht gefehlt, deren Einfluß sprachlich zum Ausdruck kam. Die Nachbarvölker der ältesten

Digitized by Google

Germanen (oben § 5) sind auch durch das ganze letzte Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung zum größten Teil die gleichen geblieben wie am Ende der vorgerm. Zeit: im Süden und Westen Kelten, im Nordosten und Norden Finnen und Lappen.

Germanische Stämme übten auf keltische Nachbarschaft Einfluß aus, wie der Übergang eines lautverschobenen älteren germ. brâkes (jünger brôkis) in das Altgallische lehrt: ein lat. brâces (meist brâca), das schon im 2. vorchristlichen Jahrhundert bei dem römischen Dichter Lucilius vorkommt, ist germ. Eigentum, wie der Zusammenhang von angls. bróc 'Hose' mit lat. suffrago 'Hinterbug' (oben S. 88) beweist. Umgekehrt ist der gall. Name der Maas als Mosa vor dem Wandel von o in germ. a in unsern Besitz übergegangen (ahd. Masa angls. Masu). Das gilt auch bei der Übernahme von Vosegus mons, das im 8. Jahrhundert als Was(a)go vorliegt. Und wenn Paris (angls. Paris), ursprünglich Lutetia Parisiorum, bei den Angelsachsen urspr gl. æt Persum heißt, so beruht angls. Persas (Gen. Persa) auf einer sehr frühen Aneignung des gallischen Stammnamens Parisiôs. So wird der angls. Name der Marne (Mæthern) eine frühe Übernahme von gall. Matrôna sein. Damit ergibt sich auch die Möglichkeit einer Entlehnung von keltischen Stoffwörtern. Als schlagender Beweis gilt unser Eisen Grdf. îsarnon, ein Lehnwort der letzten vorchristlichen Jahrhunderte aus der gallischen Entsprechung, von der altir. iarn stammt.

So weist das Germanische der späteren Literatursprache manche Fremdlinge auf, die wir am ehesten noch in die vorchristliche Zeit verlegen müssen. Freilich haben an dem jüngeren Lehngut begreiflicherweise nicht alle Germanen immer gleichmäßigen Anteil. Wenn einzelne kelt. Lehnwörter dem germ. Norden fremd geblieben sind, kann es sich nur um einen Einfluß handeln, der in die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung fällt. Es handelt sich um ursprüngliche kelt. Wörter wie krumm (altir. cromm), die von ihren kelt. Entsprechungen nicht durch die erste Lautverschiebung getrennt sind. Ihre Zahl ist klein; die Lautform ist nicht immer ein zuverlässiger Führer.

Freilich können wir für die Jahrhunderte um Christi Geburt die Wechselbeziehungen zwischen Kelten und Germanen sprachlich nicht klar ermessen. Sie müssen aber sehr groß gewesen sein. Ein zwar unsicheres Zeugnis kann die Richtung andeuten, wie sich diese Wechselbeziehungen geäußert haben. Bei dem Stamm der Aeduer bezeugt Caesar den gallischen Namen Eporêdorix, und das bedeutet inhaltlich 'Reiterkönig'. Nun heißt die Reiterei bei den Angelsachsen éorod (éorád), und das wäre ein urgerm. echuo-raida

Digitized by Google

(ēhwo-raidô). Es handelt sich dabei um ein gemeinsames vorgerm. ekvos 'Pferd' und den keltogerm. Wortstamm unseres Ztw. reiten. Deutlich liegt hier ein Zusammenhang der beiden Sprachen vor. Aber wir glauben doch lieber, daß die Gallier das Vorbild für die Germanen waren als umgekehrt, nachdem wir oben S. 51 bei unserm Mähre (gall. markos) für keltischen Ursprung eingetreten sind. Deutlich läge hier der Fall einer halben Wortübersetzung vor, wenn gall. eporaeda und angls. éorod sich so nahe stehen. Aber man sieht zugleich, wie schwierig es ist, Klarheit in die Wechselbeziehungen von Kelten und Germanen für die Zeit vor Caesars Bellum Gallicum zu bringen.

Eine andere Gruppe von Lehnbeziehungen weist wieder nach dem Nordosten zu den Finnen. Aber hier waren die Germanen nicht die Empfangenden, sondern wieder wie vormals (oben S. 52) die Gebenden. Von der germ. Nachbarschaft erborgten die Finnen Wörter in der durch Verschiebung gekennzeichneten Lautgestalt wie ansos 'Balken' für ein germ. ansoś; das charakteristische o der Endung kehrt auch wieder in finn. juko 'Joch', juusto 'Käse', lukkaro 'Hobel', pelto 'Feld', die freilich schon die oben S. 72 vorausgesetzte Endung -n nicht mehr besaßen. Wir dürfen entsprechende Lautformen den letzten Jahrhunderten v. Chr. zutrauen. Mindestens ist hier die Fortdauer alter Einflüsse durchaus wahrscheinlich, wenn alle vorgeschichtlichen Kulturberührungen keineswegs mit Sicherheit bestimmt werden können. Denn auch sonst reichen unsere lautgeschichtlichen Gesichtspunkte nicht aus, helles Licht in das Dunkel der Urzeit zu bringen.

Glauben müssen wir aber auch noch wohl für das letzte vorchristliche Jahrtausend an völlig unklare Völkerbeziehungen, die uns einen Zuwachs zu unserm idg. oder vorgerm. Erbe brachten. Ein Wort wie unser Affe (engl. ape) fällt wohl in diese Zeit, aber wir ahnen nicht, auf welchem Wege es zu uns gekommen ist. Und so können wir auch die Herkunft von got. ulbandus 'Kamel' nicht feststellen; aber wenn das Tier entsprechend andd. olbend und angls. olfend lautet, dürfen wir es vielleicht für ein gemeingerm. Lehnwort alter Zeit halten, auch wenn das lautliche Verhältnis zu dem gleichbed. aslav. velĭbladŭ völlig dunkel ist.

Was Handel und Wandel im vorgeschichtlichen Völkerverkehr sprachlich bedeutet haben, bleibt für uns unbestimmbar. Der Handelswege gibt es viele, die in die Welt der Germanen führten. Scheint doch auch unser Pfad mit dem pf-Anlaut (andd. path) aus dem Südosten zu stammen und mit pers. patha 'Weg' im Zusammenhang

Digitized by Google

zu stehen. Ackerbau und Viehzucht waren hochentwickelt. Die Höhe unseres Eigenlebens war durch südliche Kulturfortschritte bedingt. Der Räderpflug war keine germ. Erfindung, er war ein Geschenk des Südens: von den Rhätern scheint er zu uns gekommen zu sein, wenn Plinius in seiner Nat. Hist. seine Erfindung als jung bezeichnet. Und unser Pflug mit seinem verdächtigen pf-Anlaut ist ein urgerm. Fremdwort, das z. B. bei den Angelsachsen erst um 1000 n. Chr. auftritt; für Teile Deutschlands werden wir seine Übernahme in die letzten Jahrhunderte v. Chr. verlegen, wenn das Althochdeutsche eine Doppelform g : h aufweist. Ein rhätisches *plôvum muß wohl vorausgesetzt werden.

Wo sich aber heute den Blicken der Sprachforscher nur einzelne Lehnbeziehungen zeigen, haben sie uns als Spuren von Kultureinflüssen zu gelten, die breiter und tiefer gewirkt haben müssen. Hinter Lehnwörtern wie Pfad aus dem Persischen, Pflug aus dem Rhätischen und Eisen aus dem Keltischen steht der Aufstieg des Germanentums aus dem geheimnisvollen Dunkel seiner Urwälder zum Morgengrauen der Geschichte, und wir nähern uns nunmehr unserer Frühzeit im Licht der römischen Überlieferung, zugleich aber wird sich Deutschland fortan immer mehr aus der Welt des Germanentums abheben.

Digitized by Google

III. Deutschlands geschichtliche Frühzeit.

§ 14. Die römische Überlieferung. Die sprachlichen Tatsachen, wie sie das vorliegende Buch verwertet, reichen zur Bestimmung unseres Volkstums nicht aus. Der Satz „deine Sprache verrät dich" würde den Schluß in sich bergen: Germane ist, wer germanisch redet. Aber Lautverschiebung und Erstbetonung wären eine dürftige Charakteristik des Germanentums. Allerdings hat uns der germ. Wortschatz wirkliche und bedeutsame Züge zur Kennzeichnung unseres ältesten Volkstums geliefert mit dem Nachweis, daß der kriegerische Bereich einen überraschenden Reichtum besitzt, und mit dem Gesetz der Personennamen, die alle irgendwie mit dem Krieg im Zusammenhang stehen müssen. Oder kann man die Charakteristik des Germanentums mit andern als mit sprachlichen Mitteln überhaupt unternehmen? Und doch besitzen wir Tatsachen zur Bestimmung des Germanentums, wenn nunmehr die geschichtliche Zeit für die Erhellung der vorgeschichtlichen Zeit zu dienen hat. Denn die geschichtliche Eigenart der alten Germanen war zugleich auch die vorgeschichtliche. Was am Schluß des ersten nachchristlichen Jahrhunderts der Römer Tacitus zur Charakteristik der alten Germanen weiß, hat sicherlich auch für viele vorchristliche Jahrhunderte zu gelten, wenn es einer wissenschaftlichen Prüfung standhält. Und für eine solche Prüfung stehen nicht nur die Zeugnisse der sonstigen römischen Überlieferung zur Verfügung, sondern auch Literatur und Geist des späteren Germanentums, wie es sich in Geschichte und Schrifttum offenbart. Zumal die nördlichen Germanen, die Schilderung des Beowulflieds und besonders die ehrwürdigen Eddalieder bestätigen und ergänzen die Züge, die Tacitus bei den Germanen seiner Zeit feststellte.

So glauben wir auch an die Blondheit des germ. Haares, auch wenn der sprachliche Beweis fehlt. Das Wort blond ist innerhalb des Deutschen ein später französischer Fremdling, aber es muß ein germ. Erbwort sein, auch wenn keine germ. Sprachquelle davon weiß. Für uns bleibt es eine offene Frage, wie sich die blonde Haarfarbe der Germanen zu dem Indogermanentum verhält. Aber die neuere Anthropologie erhebt es zu einem Dogma, daß Nord-

Digitized by Google

deutschland und in noch höherem Maße Skandinavien dem blonden Erbtypus der Germanen am treusten geblieben sind. Bewahrt doch der Norden überhaupt so vieles fester als der Süden, wo westliche und südliche Einflüsse zur Mischung von Blut und Kultur geführt haben.

Wichtiger ist für alle Germanen die Einheitlichkeit der Lebensanschauung und der Ideale. Sie umspannt alle festländischen Völker und zugleich alle, die von Jütland aus über die dänischen Inseln frühzeitig das südliche Schweden und Norwegen besetzt haben. Der Held des angls. Beowulflieds ist nicht eigentlich ein schwedischer Gaute, sondern des gleichen Blutes und des gleichen Volkstums wie Arminius, der Befreier Deutschlands vom Römerjoch. Und die Eddalieder, die am Anfang des 11. Jahrhunderts in dem weltabgeschiedenen Grönland entstanden, das eben erst von Island aus besetzt und besiedelt wurde, leben in dem Geist der Lieder von Siegfried und Brunhild, die vielleicht hundert Jahre früher in Norwegen gesungen wurden. Die gleiche Unbeugsamkeit und Todesverachtung lebt im alten Hildebrandslied und im lat. Walthariuslied. Und der Glanz von Heldenhaftigkeit und Todesmut, den die höfische Ritterdichtung um 1200 in unserm Nibelungenlied offenbart, gehört den weltgeschichtlichen Begebenheiten von der Mitte des 5. Jahrhunderts an, in denen sich aber die angesammelte Kraft frühreifer Weltanschauung eines Naturvolks äußert, das sich in seiner Rassenreinheit urzeitlich zu einer weltgeschichtlichen Laufbahn durch Gesundheit zur Tatkraft rüstete.

Die Spaltung des gemeingerm. Einheits- oder Urvolks, das wohl im Schoße des idg. Urvolks vielleicht noch als Einheit zu denken ist, hatte wohl schon vor der Lautverschiebung Stammunterschieden Platz gemacht. Aber indem man beisammenblieb und zusammenhielt, wurde die Eigenart durch neue Stammesmerkmale in Sprache, Sitte und Glauben auch im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung nicht so kräftig entwickelt, daß die späteren Germanen der Römerzeit ihre Einheitlichkeit verleugnet hätten. Hinter den vielfältigen Völkernamen (oben § 12) ahnen wir kaum Stammesunterschiede, die sicher doch vorhanden waren, und für die vorchristliche Zeit können wir nicht wohl sprachliche Merkmale für die Einzelvölker aufdecken. Für uns sind eben die Völkernamen der Wegweiser in die Geschichte, wenn nunmehr die alten Germanen für uns langsam aus dem Dunkel der Urzeit hervorbrechen.

In dem nächtlichen Dunkel der Urzeit, das nur der Sprachforscher für sternenklar halten kann, meldet sich als Vorbote der geschichtlichen Germanen (um 330—320 v. Chr.) zuerst der Grieche Pytheas

Digitized by Google

aus Marseille, ein Entdeckungsreisender, der, nach den Auszügen späterer Gelehrter, in seiner „Weltfahrt" von den Teutoni Gutones auf der jütischen Halbinsel berichtet; sein wichtiges Werk ist leider nicht auf die Nachwelt gekommen. Aber die Eigennamen, die er aufzeichnet, zeigen gallische Lautform und verstümmelte Überlieferung, so daß wir sprachlich durch solche bruchstückweisen Nachrichten nicht befriedigt werden. Dann überliefert um 180 v. Chr. eine griechische Inschrift aus der milesischen Kolonie Olbia an der Mündung des Hypanis = Bug (jetzt Nikolajew im südlichen Rußland am Schwarzen Meer) zum ersten Male den germ. Völkernamen der Skiren (Σκίροι Corp. inscr. Graec. II 2058). Mit der Wanderung der von Jütland stammenden Cimbern und Teutonen treten die Germanen dauernd in die geschichtliche Überlieferung, aber noch immer bleibt ihre Sprache im Dunkel verborgen: die wenigen Völker- und Königsnamen, die Plutarch (um 100 n. Chr.) im Leben des Marius bietet, tragen alle noch das Gepräge der Keltisierung (Cimbrones, Cimbri, Boiorîx). Der Germanenname selbst tritt zufrühst um 73 v. Chr. bei Posidonius von Apamea in einem bei Athenaeus überlieferten Auszug auf. Erst mit Caesars Bellum Gallicum (verfaßt 52 v. Chr.) dämmert es für die deutsche Sprache; aber außer den Völkernamen Cheruscôs, Cimbrôs, Harudes, Marcomannôs, Nemetes, Sedusiôs, Suêbôs, Sugambrôs, Tencterôs, Teutonôs, Tribocôs, Tulingôs, Tungrôs, Ubiôs, Usipetes, Vangiones und Königsnamen wie Ariovistus, Catuvolcus, Nasua bietet er doch nur erst zwei Stoffwörter: alcê 'Elch' und ûrus 'Auerochs'.

So spärlich sind für uns Spätgeborene die sprachlichen Zeugen aus der Zeit der römischen Republik. Erst um die Wende der heidnischen und christlichen Zeitrechnung mit den Kämpfen und Siegen des Cheruskers Arminius nimmt unser Wissen an Umfang zu: lat. Schriftsteller und Inschriften bieten jetzt immer neuen Sprachstoff. Und was die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung uns bieten, zeigt schon ein reichhaltiges Bild von unserer alten Sprache in guter Beglaubigung. Freilich ist genug Wertvolles aus der Feder von römischen Schriftstellern zu unserm großen Leidwesen zugrundegegangen. Was unter Kaiser Augustus der Geschichtschreiber Livius in den Büchern 104, 139—142 über die Germanen berichtet hat, davon geben nur dürftige Auszüge unzureichende Kunde. Aus der ersten Kaiserzeit, die uns in Strabos „Geographie" (18 n. Chr.) Wertvolles bietet, ist ein wichtiges Quellenwerk verloren gegangen, ein Bellum Germanicum von Aufidius Bassus. Wenn dann 30 n. Chr. Velleius Paterculus in seiner Historia Romana die

Digitized by Google

für die Germanengeschichte so wertvolle Zeit des Tiberius darstellt, so ist unwiederbringlich dahin, was der ältere Plinius als Kriegsteilnehmer über die Germanenkriege zu berichten gewußt hat; wir kennen die literaturgeschichtliche Tatsache nur aus einer Erwähnung in des Tacitus Annalen I 69. So schmerzlich wir solche Verluste beklagen, in denen gewiß unerwartete Aufschlüsse zutage treten würden, wir werden entschädigt durch die kleine, aber schwerwiegende „Germania" des Tacitus, die 98/99 entstanden ist. Aber seine Geschichtswerke, deren Überreste uns über die geschichtlichen Ereignisse auch für die germanische Welt Wertvolles bieten, sind wiederum nur zum kleinsten Teil auf uns gekommen. So sehr wir alle Verluste der griechisch-römischen Überlieferung beklagen müssen, so dankbar erkennen wir an, daß uns die Kulturwelt des Altertums für die Frühzeit unseres Volkes nicht nur die Anfänge deutscher Geschichte bietet, sondern auch die Beglaubigung für zahlreiche Tatsachen unseres älteren Sprachlebens.

Zum Glück für uns sind es hauptsächlich die später deutschen Gebiete, denen die Nachforschungen des Tacitus in erster Reihe gegolten haben; für den germ. Norden und Osten waren seine Nachrichten naturgemäß knapp und mehr zufällig. Im wesentlichen ist es Namengut, das die deutsche Sprachwissenschaft aus seiner Feder entgegennimmt. Zwar sind seine Nachrichten nirgends lückenlos; aber seine Kenntnis von Land und Leuten reicht in überraschende Höhen und Tiefen unseres alten Volkstums, wie sie für Altertum und Mittelalter nie wieder erreicht worden ist: die Germania hat im ganzen Schrifttum aller Zeiten und Völker kein ethnographisches Seitenstück von gleichem Wert und gleicher Bedeutung. Kein Vermächtnis des römischen Altertums ist uns heiliger, wir können dafür nicht dankbar genug sein. Es ist eine glückliche Fügung des Geschicks, daß uns die Germania vollständig erhalten geblieben ist, während wir die beiden großen Geschichtswerke des Tacitus nur in erheblichen Bruchstücken besitzen.

Und auch der Sprachforscher hat dem Schriftsteller nur wärmste Dankbarkeit zu zollen. Als echter Römer kannte er zwar noch keine rein sprachlichen Interessen unsern Vorfahren gegenüber. Er weiß wohl von der Sprache als Hauptkennzeichen für völkische Zugehörigkeit, wenn er Kap. 46 die Peucini (quos quidam Bastarnas vocant) um ihrer Sprache willen für Germanen und Kap. 43 die Marsigni und Buri für Sueben halten möchte; vgl. auch Kap. 43 Cotinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos mit Kap 28 Aravisci et Osi eodem adhuc sermone institutis moribus utuntur,

Digitized by Google

sowie Kap. 45 Aestiorum gentibus ritus habitusque Sueborum, lingua Britannicae proprior. Aber sprachlich waren auch in seinen Augen die Germanen nur Barbaren. So ging ihm, wie vorher Caesar und Plinius und nach ihm manchem andern römischen Schriftsteller, noch kein Verdacht auf von dem sprachlichen Zusammenhang, der die Germanen und die Römer und zudem noch die Griechen verbindet. Die Entdeckung der idg. Sprachzusammenhänge blieb erst deutschen Männern im Beginn des 19. Jahrhunderts vorbehalten. Und doch sind die Zusammenhänge zwischen Germanisch und Latein in vielen Dingen so offenkundig, daß wir uns wundern müßten, wenn aufgeweckten Kaufleuten oder Offizieren nicht eine Ahnung so mancher Übereinstimmungen aufgegangen wäre. Aber dem großen Geschichtschreiber ist der Verdacht nicht gekommen, denn sonst hätte er die Urwüchsigkeit und Selbständigkeit der Germanen nicht so stark betont (Germ. Kap. 2 ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos).

Aber er wußte doch mancherlei über die Sprache unserer Voreltern. So geht er gleich im Beginn seines Büchleins (Kap. 2) von Ursprung, Geschichte und Inhalt des Wortes Germanen aus — eine wichtige Stelle, die freilich oft behandelt und viel umstritten ist (oben S. 106). Die in Caesars Bell. Gall. und bei dem älteren Plinius auftretenden germ. Wörter alcê 'Elch' und ûrus 'Auerochs' und auch die bei Plinius bezeugten ganta 'Gans' und sâpo 'Schminke' (unser Seife) sind ihm zufällig nicht in die Feder gekommen. Dafür bezeugt er als erster framea 'Speer' — ein in keiner altgerm. Sprache erhaltenes Wort — und das der Sprache der Aestier zugeteilte glêsum (Plin. glaesum) 'Bernstein', das mit mndd. glâr 'Baumharz' und weiterhin auch mit unserm Glas zusammenhängt; ein sinnverwandtes sualiternicum begegnet nur bei Plinius. Tacitus überliefert auch barditus — ein durchaus unklares Wort — als die germ. Bezeichnung für den Klang der Kampflieder. Das ist im Grunde genommen alles.

Er deutet aber auch noch auf manche andere Wörter hin, wenn er die deutsche Treue (altgerm. treuva) kennt: ipsi fidem vocant Kap. 24. Er wußte von den Namen unserer Jahreszeiten: hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent, autumni perinde nomen ac bona ignorantur Kap. 26. Er wußte auch — wie vor ihm schon Caesar (Bell. Gall. VI 18) — von unserer Verwendung des Wortes „Nacht" für die Zeitrechnung: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant; nox ducere diem videtur Kap. 11. In dem gleichen Kapitel erinnert das Verspäten beim Erscheinen

Digitized by Google

in der Volksversammlung an die altdeutsche Formel den ban furisizzan Muspilli V. 33. In der Schilderung der Schlachtordnung (Kap. 6) zielt Tacitus wohl auf ein germ. famthiô, das sowohl das Fußvolk als auch den einzelnen Krieger zu Fuß meinte (angls. fêda 'Fußvolk' = ahd. fendo 'Fußsoldat'). Es war ursprünglich wohl ein Zahlbegriff (vgl. etwa Kompagnie) wie unsere Stiege und Schock, aber wenn das Wort die Doppelbedeutung 'Fußvolk' und 'Fußsoldat' hatte, konnte ein denkender Kopf darin eine ehrenvolle Auszeichnung vermuten, als ob der Einzelkrieger dem ganzen Fußvolk seiner Truppe gleichgeschätzt wurde. Den Beweis liefert eine angls. Dichterstelle: fêdan trymedon êoredcystum 'sie verstärkten das Fußvolk mit Elitereiterei' (Elene V. 36). Freilich legt eine andere angls. Dichterstelle (Exodus 230) auch die Möglichkeit eines altgerm. custis nahe, das eigtl. 'Vorzüglichkeit', dann 'vorzügliche Mannschaft' bedeutet; weniger kommt unser Tugend in Betracht, das urspргl. auch 'tüchtige Mannschaft' bedeuten konnte (angls. dugod). Tacitus weiß dann auch noch, daß die Götterhaine nach dem Namen der Götter benannt werden: lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident Kap. 9. Dazu stimmt die ausdrückliche Angabe: lucus quem Baduhennae vocant Annal. IV 73; vgl. an der Weser die silva Herculi sacra Annal. II 12. Schließlich weiß Tacitus (Kap. 28) auch, daß das erste Wortglied des Landschaftsnamens Boihaemum (mhd. Bêheim) den Namen des keltischen Volksstamms der Bojer meint, und vielleicht hatte er auch die Bedeutung des zweiten Wortglieds chaemum ermittelt, das mit unserm Heim ein und dasselbe ist. Ohne die ausdrückliche Angabe des Tacitus würde uns die Herkunft von mhd. Bêheim jedenfalls nicht ohne weiteres klar sein.

So überraschend dürftig aber alle ausdrücklichen Angaben in der Germania sind, so spiegelt doch jede Seite des wertvollen Büchleins in der Schilderung von Land und Leuten den germ. Wortschatz auch da, wo der Schriftsteller selber keine sprachlichen Nebenabsichten verfolgt. Wer denkt z. B. bei der Erwähnung der reges, principes und duces nicht gleich an deren altgerm. Entsprechungen: theudanôs (got. thiudanôs), erlôs (andd. êrlos), chariotuchônes (frühahd. herizohon)? Die adolescentuli (Kap. 13) scheinen Degen (thêgnôs) zu sein; die comites und der comitatus (Kap. 14) entsprechen den andd. gisîthos und gisîthi; die jungen Krieger in Auslandsdiensten (Kap. 14) fallen teilweise unter den germ. Reckenbegriff (altgerm. wrakiônes). So muß man bei der für Orakel-

Digitized by Google

zwecke gebrauchten virga arboris frug ferae, den notae und dem Ztw. tollere (Kap. 10) an ahd. buohstab, an marka und an das Ztw. lësan denken. Ebenso erinnert die candida vestis (Kap. 10) an ahd. gotowęppi andd. godowębbi 'feines Gewebe'. So könnte jedes Germaniakapitel mit unserm alten Wortschatz beleuchtet und aufgehellt werden, wofür uns hier jedoch der Raum fehlt.

Über zahlreiche Völkernamen, die Tacitus überliefert, hat unser § 12 Aufschlüsse gegeben. Hier bleibt nur der große Reichtum der Völkernamen in der Germania festzustellen. Hatte Caesars Bellum Gallicum etwa 20 Stämme namhaft gemacht, so bietet das Büchlein des Tacitus etwa 50. Der Schriftsteller kennt noch mehr, wenn er in seinen Geschichtswerken auch die Canninefates nennt, die in der Germania fehlen. Aber für mehrere Namen ist Tacitus für die ersten Jahrhunderte unser einziger Zeuge; nur bei ihm treten die Aviones, Fosi, Helisii, Lemovii, Manimi, Marsigni, Nahanarvali, Nuitones, Reudigni, Suardones, Suiones auf. Aber wenn andere römische Geschichtsquellen der beiden ersten Jahrhunderte n. Chr. noch einige wenige andere Stammnamen kennen, springt der Reichtum der Germania unmittelbar in die Augen, selbst wenn Tacitus eingestandenermaßen mit einigen Völkernamen keine klaren ethnographischen Anschauungen verbindet.

Machen wir hier noch die Völkernamen der Ams variôs, Angrivariôs und Chasuvariôs namhaft, so tun wir es um festzustellen, daß in diesen Völkernamen variôs 'Leute' bedeutet, wie es in anord. Rúmverjar 'Römer' und angls. Rómware 'Römer' und burgware 'Bürger, Städter' vorliegt: als selbständiges Wort sehr früh abgestorben, lebt es heute noch in der Endung -er von Kölner oder Freiburger, von Städter oder Bürger. In ähnlicher Weise lernen wir ein anderes Stoffwort aus der römischen Überlieferung kennen: avia 'Insel' in den bei Plinius bezeugten Scadinavia (angls. Scedenig) und Austeravia, dem Namen einer friesischen Bernsteininsel. Wenn sich zu diesem avia 'Insel' dann der nur bei Tacitus bezeugte Völkername Aviones d. h. 'Inselleute' stellt, so entnehmen wir aus dem Völkernamen Vangiones ein Grundwort, das dem andd. wang 'Aue' entspricht, aus dem Völkernamen Angrivariôs ein angris, das dem ahd. angar nhd. Anger entspricht. In dem Namen der Nemetes (eigtl. 'Hainleute') steckt ein Vorläufer des andd. nimid 'Hain' = kelt. nemeton 'Hain'. In dem Namen des berühmten Schlachtfeldes Idista-visô (Tac. Ann. II 16) hat man gern ein altgerm. wisô = ahd. wisa nhd. Wiese zu erkennen geglaubt, aber sicher ist diese Deutung nicht.

Digitized by Google

Auf solche Weise lernen wir in dem Namengut der Römerzeit die älteste Beglaubigung für manches Wort, das nachmals erst wieder in der Sprache der got. Bibel des Bischofs Ulfilas auftritt: unsere Beiwörter hoch und lang (got. háuhs und langs) erkennt man schnell in den Völkernamen der Chauchôs und Langobardôs.

Auf dem Wege der Zergliederung liefern zweiteilige Personennamen oder Stammnamen die ältesten Beweise für eine große Anzahl deutscher Wörter. Wenn Boihaemum (mhd. Bêheim) das 'Heim der Bojer' bedeutet, so ist das zweite Wortglied deutlich mit unserm Heim verwandt. Ein Personenname wie Segimundus enthält unzweideutig das ahd.-andd. Wort sigi 'Sieg' und zugleich ein altes mund 'Hand'. Auf solche Weise kann man aus Eigennamen wie Chathumêrus, Chariomêrus und Segimêrus altgerm. Hauptwörter und Beiwörter in großer Anzahl für die Römerzeit feststellen, wie wir es wiederholt in § 11 getan haben.

Die Übereinstimmung mit unserm Deutsch läßt keinen Zweifel an dem germ. Lautcharakter so vieler römischer Zeugnisse aufkommen, wenn wir z. B. unsere Burg und Furt in Ortsnamen wie Asciburgium und Lupfurdum wiedertreffen. Denn sicher war zur Römerzeit der germ. Sprachcharakter in allen wesentlichen Dingen, die in unserer bisherigen Darstellung zur Geltung gekommen sind, so vollständig ausgebildet, daß wir die römische Überlieferung in der schönsten Übereinstimmung mit allen Ergebnissen der neueren Sprachforschung treffen. Man muß aber bei dieser römischen Überlieferung in Anschlag bringen, daß den Römern die richtige Wiedergabe der germ. Laute nicht leicht gelingen konnte. Vielfach sind ihre schriftlichen Wiedergaben germ. Namen nur Annäherungswerte. So fassen wir es wenigstens auf, wenn die Römer gern ch oder gar c und t schrieben, wo die Germanen sicher h oder th sprachen: Catumêrus für Chathumêrus. Denn infolge der ersten Lautverschiebung (oben S. 55) hatten die Germanen in vorchristlicher Urzeit eine Reihe von Lauten angenommen, die dem Latein von jeher fremd waren. Die Römer konnten deshalb das Germanische im allgemeinen kaum richtig aussprechen, und so werden Klagen darüber laut, daß die germ. Wörter für sie unaussprechbar wären. So bei Pomponius Mela III 3 montium altissimi Taunus et Retico, nisi quorum nomina vix est eloqui ore Romano. Auch die germ. Erstbetonung (oben S. 60), die noch heute den Romanen beschwerlich wird, war sicher schon damals unbequem. Man wird z. B. Segimúndus Langobárdôs betont haben im Gegensatz zur echtgerm. Betonungsweise Ségimundus und Lángobardôs. Der Römer wird sich so alles mundgerecht ge-

Digitized by Google

macht haben, was er aus dem Germanischen brauchte, und doch sind wir sicher, daß uns die römische Überlieferung genau das erkennen läßt, was die heutige Sprachforschung für den damaligen Sprachzustand der Germanen vermuten muß.

So spärlich uns ausdrückliche Angaben römischer Schriftsteller germ. Sprachgut als solches überliefern, so ist doch aus dem vielen Namengut der römischen Kaiserzeit einiger Gewinn für die Geschichte unserer Sprache zu entnehmen. Und dahin gehört schließlich auch die sprachliche Tatsache des Stabreims, den uns Namengruppen wie Segestes Segimêrus Segimundus und Ingvaeones Erminones Istvaeones (oben § 7) gewährleisten. Aber der germ. Stabreim steht mit der germ. Erstbetonung in einem ursächlichen Zusammenhang: wir müssen Ségestes Ségimêrus Ségimundus betonen, und die Germanen sprachen auch Ingvaeones Erminones Istvaeones mit Erstbetonung. So war zur Römerzeit die sprachliche Eigenart des Germanentums längst erreicht, und wir entnehmen diese Tatsache somit schon der römischen Überlieferung.

Aber mit seinen Angaben über unsere alten Lieder von Mannus und Herkules liefert uns Tacitus (Germ. 2) nicht nur wertvolle literaturgeschichtliche Tatsachen. Er leugnet für uns alles Schrifttum, wenn er in seinen Bemerkungen über die Mannuslieder unseres Volkes Urgeschichte mit den Worten kennzeichnet: unum apud illos memoriae et annalium genus est. Germanisches Schrifttum hat also gefehlt; so müssen wir das römische Schrifttum mit Dankbarkeit begrüßen, wenn es uns mit manchen Einzelangaben entschädigt.

§ 15. Germanische Götternamen der Römerzeit. Was wir von der altgerm. Götterwelt unserer heidnischen Vorzeit aus deutschen Sprachquellen wissen, sind einige wenige Namen, die in einer Abschwörungsformel aus Karls des Großen Zeit und einem etwa hundert Jahre später aufgezeichneten Zauberspruch vorkommen: jener nennt Wôdan, Thonar und Sachsnôt, dieser Phol und Wôdan und die beiden Schwesterpaare Frija und Folla, Sinthgunth und Sunna — zunächst nur Namen ohne klaren religiösen Inhalt. Durch die Helianddichtung hindurch leuchtet das Verhängnis als Schicksalsgöttin Wurd, die der ängstlichen Scheu angelsächsischer Dichter eine Wyrd séo mære, Wyrd séo svíðe ist.

So dürftiger Überlieferung gegenüber, die freilich der skandinavische Norden bedeutsam ergänzen kann, sind die deutschen Lande zur Römerzeit mit einer Fülle von Götternamen belebt. Wieder ist Tacitus hauptsächlich in seiner Germania mit seinen breiten und vielseitigen Ermittelungen der erste und beste Gewährsmann für uns.

Digitized by Google

Caesar (Bell. Gall. VI 21) war von seinen gallischen Beratern wohl unzulänglich und irrtümlich berichtet, wenn er Sonne, Mond und Feuer als die Gottheiten unserer Voreltern hinstellt. Ernsthaft und glaubwürdig aber sind die vielen tatsächlichen Angaben bei Tacitus, der die Götternamen zumeist auch mit Götterglauben umgibt. Für beides kennt er zum Teil Liedquellen, die er ausdrücklich als altertümlich bezeichnet, wenn er die Anfänge des Germanentums auf den göttlichen Ahnherrn Mannus und dessen Vater Tuiscô (lies Tîviscô) zurückführt: nach ihren drei Söhnen und Enkeln haben die Stammverbände der Ingvaeones, Erminones und Istvaeones ihre altehrwürdigen Namen, die alle weit in die vorchristliche Zeit zurückreichen müssen. Aber des Tacitus Ermittelungen reichen nicht nur weit zurück in die Vergangenheit, sie erstrecken sich auch von der römischen Reichsgrenze bis an die Gebiete der Ostsee: er weiß nicht nur von einem Tempel der Tanfana bei den Marsen in Westfalen und einem Hain der Baduhenna bei den Friesen in seinen Geschichtswerken (Annal. I 51; IV 73), seine Ermittelungen erstrecken sich auch auf die dem nordischen Gott Niǫrdr entsprechende Göttin Nerthus und ihren Kult auf einer westlichen Ostseeinsel, und er macht bei den nordöstlichen Nahanarvalen das göttliche Brüderpaar Alc(h)ôs namhaft, das er den Dioskuren vergleicht. Und wenn er dann auf dem rechten Ufer der untern Elbe die Semnonen mit einer Gottheit kennt, die er als regnator omnium benennt, so ist dies ein Widerspiel einer altgerm. Benennung *Alowaldô, die der Heliand mit seiner Bezeichnung von Gott und Christus als alowaldo dem neuen Glauben dienstbar gemacht hat. Aber auch sonst verschweigt Tacitus mehrfach unsere echten Erbnamen, wenn er seinen Römern die germ. Götterwelt näherbringen will. Er kann den Römern die obersten Gottheiten der Germanen nur auf dem Umwege der interpretatio Romana, die freilich eine Beeinträchtigung unseres deutschsprachlichen Wissens bedeutet, leicht und bequem anschaulich machen, wenn er sie mit lat. Namen als Mercurius, Mars und Hercules (Germ. 9) bezeichnet: es wäre uns lieber gewesen, wenn er sie mit ihren germ. Namen als Vôdanus, Tîvus und Thunarus genannt hätte, denn es handelt sich in der Tat um Wôdan, Tîw und Thonar. Den Sueben gibt er eine Göttin, die er der in Rom verehrten, ursprünglich ägyptischen Isis vergleicht (Kap. 9), ohne ihren germ. Namen zu nennen. In Kap. 40 heißt es von den Nerthus-Völkern: Nerthum id est Terram matrem colunt. Von den göttlichen Alc(h)ôs der Nahanarvalen heißt es Kap. 43: deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant.

Digitized by Google

Außer Tacitus schweigen alle römischen Schriftsteller der Kaiserzeit, die auf uns gekommen sind, von unserm Götterglauben; um so wunderbarer ist es für uns, daß die Steine reden. Zahlreiche lat. Inschriften bes. der Rheinlande nördlich von Mainz an überliefern uns aus dem 2./3. Jahrhundert eine überraschende Fülle von göttlichen Namen, und seltsamerweise sind es zumeist Namen von Göttinnen. In einer Gruppe derselben lernen wir ein altgerm. ansa als Bezeichnung für 'Göttin' kennen: Vih-ansa (CIL. XIII 3592) 'Kampfgöttin' (zu andd. wîg 'Kampf') und Hari-a(n)sa (CIL. XIII 8185) 'Heergöttin' (zu andd. heri 'Heer'). Dazu ein im ersten Wortglied dunkles Idb-ansa (wohl für Idv-, Idu-ansa), wozu vielleicht auch die dea Idbansa Gabia (CIL. XIII 7867). Die ersten beiden werden wir den späteren Idisen oder Walküren einzureihen haben, zu denen wir auch die dea Harimella (CIL. VII 1065) zählen.

Aber die meisten inschriftlich beglaubigten Gottheiten sind unwichtige Ortsgöttinnen ohne weitreichende Bedeutung. Nur die von Tacitus für die Sueben als suebische Hauptgottheit bezeugte Isis kehrt als Nehalennia auf vielen Steinen im Lande der Ubier und zugleich auch auf der Insel Walcheren bei der Scheldemündung wieder: es war eine Frühlingsgöttin, die mit Kennzeichen der Schiffahrt und des Fruchtsegens dargestellt wurde. Leider ist ihr Name nicht sicher zu erfassen; das zweite Wortglied scheint mit dem in Frauennamen wie ahd. Sigilind eins zu sein und 'gnädig' bedeutet zu haben (andd. lîdi 'gnädig' aus *lenthia?). Einer dea Hlûdana (Hlûdena) sind auf niederrheinischem Boden mehrfach Inschriftsteine gesetzt: in Münstereifel, Beetgum und Xanten (CIL. XIII 8611, 8830, 8723); aber Name und Wesenheit der Göttin ist unklar. Inschriftlich begegnet in der Rheinprovinz wiederholt eine Vagdavercustis; während das erste Wortglied zweifelhaft bleibt, ist Vercust s eine germanisierte Virtus, denn vercustis deckt sich mit andd. gumkust, beides bedeutet 'Mannstüchtigkeit'. Im Namen der Atufrafinehae genannten Göttinnen scheint der Anklang an germ. hathu 'Kampf' auf kriegerische Göttinnen zu deuten, und im zweiten Wortglied könnte ein mit angls. frófor 'Trost' verwandtes Wort stecken; vgl. angls. hildefrófor 'Kampftrost' als Bezeichnung für ein Schwert. Als Matronen (Idise) wurden verehrt die Saitchamiae, die man sich wohl als geflügelte Walküren mit Zauberhemden dachte; vgl. anord. seidr 'Zauber' und andd. fëdarhamo 'Federkleid'.

Andere inschriftlich beglaubigte Göttinnen stehen im Zusammenhang mit Örtlichkeiten der niederrheinischen Lande: eine dea Sandraudia (CIL. XIII 8774; geschrieben steht Sandraudiga) gehört zu einer

Digitized by Google

Ortschaft Groot Zundert (älter Sandert) in Nordbrabant. Wiederholt zeitigt eine Matronenverehrung, die auch durch die angls. Benennung für 'Weihnachten' als módra niht d. h. 'Müttertage' vielleicht noch hindurchschimmert, lat. Inschriften von örtlicher Bedeutung. Die unsicheren matronae Albiahenae sollen auf den Ort Elvenich (*Albiniacum) weisen. Die matronae Caimineae sind aber wohl als Schutzgeister einer Dorfschaft (got. haims) anzusehen und nicht als Eigennamen aufzufassen. Die matronae Cuchinehae bezieht man auf den Ortsnamen Kuchenheim. Die Fernovineae könnten zu dem Ortsnamen Wershoven gehören. Die Hamavehae scheinen Matronen der Chamavôs zu sein. Die Mahlinehae haben ihren Namen von Mecheln. Die Nersihenae hatten eine Inschrift bei dem Flüßchen Niers in der Rheinprovinz. Die Vacalinehae gehören zu einem alten Ortsnamen Wachalincheim, die Veteranehae zu den römischen Castra Vetera. Etwa achtmal sind inschriftlich hauptsächlich in der Gegend von Zülpich bezeugt die deae oder matronae Gabiae, worunter vielleicht Gaugottheiten zu verstehen sind (got. gawi 'Gau'). Zweimal treten sie zweinamig mit der interpretatio Romana auf als Junonibus Gabiabus (CIL. XIII 8192) und Junonibus sive Gabiabus (CIL. XIII 8612).

Männliche Gottheiten sind auf lat. Inschriften seltener. Zweinamig erscheinen ein Mercurius Chamninus, ein Hercules Magusanus, ein Mars Halamardus und ein Mars Thingsus: auch hier verbindet sich die interpretatio Romana mit den altgerm. Götternamen. Der Thingsus war in der Tat eine Art Mars, denn sein Name lebt noch in dem Namen Dienstag (mndd. dingesdach), der in der römischen Kaiserzeit lateinisch dies Martis heißt. Es waren friesische Söldner vom Stamm der Tuihantôs, d. h. aus dem Gebiet der heutigen Landschaft Twenthe, die um 230 am Hadrianswall in Nordengland standen. Sie haben dort zwei Altäre mit Inschriften errichtet, die wichtigste derselben lautet: Deo Marti Thingso et duabus Alaisiagis Bede et Fimmilenie et numinibus Augustorum Germani cives Tuihanti votum solverunt libenter merito. Von allen lat. Inschriften der römischen Kaiserzeit ist diese für uns die wichtigste, weil sie uns ein altes Sprachrätsel, den Ursprung unseres Wortes Dienstag, aufgeklärt hat. Sie ist aber auch zugleich eine der reichhaltigsten, weil sie noch die Namen von zwei Göttinnen, Beda und Fimmilenia, überliefert, die als Alaisiagae zusammengefaßt werden. Der Name der Fimmilenia erinnert an Odins eddischen Namen Fimbultýr und an fries. fimelthing, wie der Name Beda an fries. bodthing erinnert: sie waren, wie der Thingsus selbst, Gottheiten

Digitized by Google

des Thing (altgerm. thing 'Volksversammlung'). Wir heben auch noch den nur auf den beiden nordenglischen Altären bezeugten Namen des frief. Stammes der Tuihantôs hervor, weil er zuerst den ndl. Gaunamen Twenthe erklärt und damit zugleich Aufschluß über den ndl. Gaunamen Drenthe gebracht hat.

Der religiöse Inhalt der altgerm. Götternamen, die in der römischen Überlieferung der Kaiserzeit auftreten, läßt sich nur in den allerwenigsten Fällen erraten. Aber wir dürfen sicher sein, daß die religiösen Anschauungen der Germanen dieser Zeit nicht immer auf dem Standpunkt der vorchristlichen Jahrhunderte stehen geblieben waren. Was sich im Halbdunkel ihrer Urwälder regte, konnte ähnlich auch im Römerheer leben und erst von dort aus in die Welt unserer kriegerischen Vorfahren dringen. In der Göttin Vercustis, die allerdings immer als Vagdavercustis auftritt, erkennen wir eine Nachbildung der römischen Virtus, die auf einigen Soldateninschriften gefeiert wird. Und wenn wir im Kreise Jülich matronae Alaferhviae, d. h. 'Mütter der ganzen Welt' (CIL. XIII 12012), inschriftlich antreffen, in deren Namen got. fairhwus 'Welt' (vgl. auch angls. midfeorwe 'adolescentia') steckt, so liegt nur eine Nachahmung davon in den matronae omnium gentium, die man auf römischen Inschriften findet. So treten die Germanen durch Roms Weltreich in die Weltbegebenheiten, in denen sie schnell eine Hauptrolle spielen sollten. Soweit die Germanen im römischen Heer ausgebreitet waren, so weit hatten ihre Gottheiten sie begleitet. In einer Inschrift der Stadt Rom vom Jahre 219 widmen batavische Reiter der Kaisergarde dem Hercules Mac(h)usanus einen Altar. Und die nördlichste Inschrift zeigt der dem Mars Thingsus gewidmete Altar in Nordengland.

Auf ihrem Siegeszug haben die Götter der Heimat, die nicht an die Scholle gebunden waren, die Germanen begleitet. Das waren vor allem die Gottheiten des Krieges und des Sieges. Im Gefolge des Kriegsgottes, der der Gott der Götter war (angls. Tíw anord. Týr = lat. deus), dessen Name in engl. Tuesday alemann. Zîstig = Martis dies nachklingt, denken wir uns die Baduhenna, die Vihansa, Hariansa, denken wir uns auch die Vercustis und gewiß auch den Hercules Magusanus, den ihre Heldenlieder beim Auszug gegen die Feinde preisen. Sie alle waren germ. Eigenart.

§ 16. Lateinisches Lehngut. Die römische Kaiserzeit eröffnet sprachlich das neue, d. h. das geschichtliche Zeitalter unserer Sprache, insofern der gleiche Feind, der unsere Lebensverhältnisse bedrohte, fortan durch alle Jahrhunderte seine sprachliche Macht immer gesteigert hat.

Digitized by Google

Während aber das Latein, das uns seit dem 16. Jahrhundert aufgezwungen, im wesentlichen eine literarische Macht für literarische Kreise geblieben ist, war das Latein der römischen Kaiserzeit — wie teilweise auch später das Latein des frühen Christentums (S. 160) — eine allgemeine Kulturmacht, wie die Weltmacht Roms eine Tatsache war, in die sich auch die Welt des Germanentums einzufügen hatte. Die Kulturstufe des Naturvolks einer nördlicheren Zone mochte in dem starken Pathos volkhafter Eigenart sich stark fühlen und den Römern auch immer Achtung einflößen. Neue Lebensbedingungen, die unter dem südlichen Himmel Italiens und unter dem Einfluß fremder Weltteile herangereift waren, gestatteten Genuß und Behagen, die sich mit dem Kriegsgeist einer Herrenkaste sicher wohl vertrugen: der völkische Geist der Vorfahren blieb, aber die Lebensweise der neuen Geschlechter mußte langsam von der altväterlichen Einfachheit zu einer neumodischen Lebenshaltung nach römischem Vorbild übergehen.

Der römische Kultureinfluß spiegelt sich sprachlich in einer Fülle von Fremdwörtern, die sich in der Kaiserzeit von Westen nach Osten und von Süden nach Norden vorschieben; als Lehnwörter erhalten und behalten sie dann Bürgerrecht bei allen Germanen. Mancher örtliche Einfluß kann vorübergehend stärker gewesen sein, kann auch durch zeitliche Umstände rückgängig gemacht sein. Die Gewalt der fremden Kulturmacht wird bei den nördlichen und östlichen Germanen naturgemäß schwächer gewesen sein als im Westen, wo in den Gebieten des mittleren und des unteren Rheinlaufs die unmittelbarste und stärkste Beeinflussung des Germanentums durch das Römertum stattfand.

Freilich tritt das lat. Lehngut dieser frühen Zeit für unser Deutsch erst im 8. Jahrhundert mit dem Schrifttum der Karolingerzeit in die Erscheinung. Aber manches findet sich schon im 4. Jahrhundert im Osten an der unteren Donau bei den neubekehrten Goten des Bischofs Ulfilas bezeugt. In seinem Gotisch erscheint akeit 'Essig' lat. acētum, annô 'Sold' lat. annōna, arka 'Kiste' lat. arca, asilus 'Esel' lat. asinus, assarjus 'Pfennig' lat. assārius, aúrali 'Schweißtuch' lat. ōrārium, aúrkjus 'Krug' lat. urceus, aúrtigardo 'Garten' und aúrtja 'Gärtner' nach lat. hortus, balsan 'Balsam' mit Suffixvertauschung für *balsam aus lat. balsamum, fâski 'Binde' lat. fâscia, káisar 'Kaiser' lat. Caesar, kapillôn 'die Haare abschneiden lassen' zu lat. capillus, karakra 'Kerker' lat. carcer, katils 'Kessel' lat. catillus, kaupôn 'Handel treiben' zu lat. caupo, kubitus 'Lager am Tisch' lat. cubitus,

Digitized by Google

anakumbjan 'sich lagern' zu lat. accumbo, lukarn 'Leuchte' lat. lucerna, mês 'Tisch' lat. mensa, militôn 'Kriegsdienste tun' lat. militâre, paúrpura 'Purpur' lat. purpura, plapja 'Straße' lat. platea, pund 'Pfund' lat. pondo, rathjô 'Zahl' (angelehnt an das Ztw. rathjan 'zählen') aus lat. ratio, saban 'feine Leinwand' spätlat. sabanum, sakkus 'Sack' lat. saccus, skip 'Schiff' aus vulgärlat. scipo = lat. scyphus, sinâp 'Senf' lat. sinâpi, skaúrpjô 'Skorpion' lat. scorpio, sulja 'Sohle' lat. solea, wein 'Wein' lat. vînum, gaweisôn 'besuchen' lat. vîsere. Diese verhältnismäßig reiche Liste stammt unmöglich vom Balkan und aus östlichen Einwirkungen des Lateins; es handelt sich vielmehr um Lehnwörter, die vom deutschen Boden aus in den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten in die Urheimat der Goten an der untern Weichsel vorgedrungen sind und zweifellos anfänglich nur am Rhein und am obern Donaulauf Heimatrecht gehabt haben. Sie dürfen deshalb hier als deutsche Wortzeugnisse Verwendung finden, wenn auch einzelne von ihnen späterhin in unserer Muttersprache nicht nachzuweisen sind.

Bezeugen doch auch manche lat. Inschriften besonders am Mittel- und Niederrhein das Bestreben der germ. Naturvölker, sich mit dem Latein in Beziehung zu setzen. In denselben begegnen uns gelegentlich lat. Wörter, die erst seit dem 8. Jahrhundert in deutschen Quellen auftreten: lat. vîvârium 'Tiergarten, Fischweier' (CIL. XIII 8174) ist das älteste deutsche Zeugnis für unser Weiher ahd. wîwâri. Ganz geläufig ist auf den römischen Inschriften lat. mîlia = unser Meile. Solche Inschriften enthalten gern wichtiges germ. Namengut (z. B. Crotilo Germanus, ein deutscher Hrôthilô CIL. VII 326), aber sie beweisen zugleich, daß es Germanen genug gab, die Latein verstanden, wie der Annal. II 13 erwähnte Germane (latinae linguae sciens) und wie nach des Tacitus ausdrücklichem Zeugnis Arminius als römischer Offizier (ut qui Romanis in castris ductor popularium meruisset, Annal. II 10) auch Latein verstand, ebenso wie der Römerfreund Segestes, der Annal. I 58 Latein mit den Römern redet. Nach des jüngeren Plinius Panegyricus 56 scheint sogar unter Kaiser Trajan die Rechtspflege in Germanien ohne Dolmetscher geschehen zu sein.

Von westlichen Gebieten links vom Mittel- und Niederrhein schoben sich die fremden Sprachelemente nach Osten und Nordosten vor. Sie waren im 2. Jahrhundert bei den Goten an der untern Weichsel angelangt, ehe diese nach Südosten auswanderten, waren auch von der untern Elbe aus auf der jütischen Halbinsel eingebürgert, ehe die Angelsachsen im 5./6. Jahrhundert nach Britannien

Digitized by Google

übersiedelten. Sie waren schnell gemeingermanisch geworden, und damit hatte der altgerm. Sprachschatz jetzt einen fremden und zugleich einen modernen Zuwachs bekommen. Zwar sind unsere deutschen Gebiete und Stämme zumeist betroffen; hier blieb der Verkehr und Austausch mit den Römern noch lange unmittelbar wirksam, und alle Wege zu den entfernteren Germanen im Norden und Osten fand das fremde Sprachgut naturgemäß vom Mittel- und Niederrhein aus.

Handelswaren behielten ihren lat. Namen: lat. vīnum got. wein, acētum got. akeit 'Essig', mustum ahd. most, sapa 'Saft' ahd. saf, cāseus 'Käse' ahd.-andd. kâsi, piper andd. pipar ahd. pfëffar, cumīnum ahd. kumîn 'Kümmel', sināpi got. sinâp ahd. sënaf. Für die Küche kommen in Betracht lat. catīnus ahd. kezzî 'Kessel', pātīna ahd. pfanna und cucuma ahd. kuhma 'Topf'. Lat. discus und scutella 'Schüssel' erscheinen in den gleichbed. angls. disc ahd. tisc und ahd. scuzzila. Zu diesen Küchengeräten gesellen sich die Trinkgefäße: lat. calicem ahd. kelih 'Kelch', das nicht erst christlich sein kann, sowie lat. cuppa ahd. kopf 'Becher'. Bezeichnungen für 'Krug' werden lat. olla ahd.-andd. ûla, orca andd. ork und urceus got. aúrkjus. Zu den Gefäßnamen gesellt sich noch lat. scapha in andd. skap ahd. skaph 'Bottich'. Das lat. pondo 'Gewicht' wurde jetzt ein germ.-got. pund (ahd.-mhd. pfunt). Lat. modius erscheint später als andd. muddi ahd. mutti 'Scheffel' und lat. monēta als andd. munita ahd. munizza 'Münze' wieder. Daher erscheinen lat. saccus 'Sack' und corbis 'Korb' als Lehnwörter: ahd.-mhd. sac und korp; vgl. auch ahd. seckil 'Geldbeutel' aus dem gleichbed. lat. saccellus, sowie angls. cylle 'Ledersack' aus dem gleichbed. lat. culleus. Im Gefolge des Handels dringt lat. asinus und mûlus bei uns durch: got. asilus ahd. esil 'Esel' und ahd.-mhd. mûl 'Maultier'.

In der lat. Überlieferung bestätigen römische Geschichtschreiber vielfach den Handelsverkehr. Schon Caesar weiß von Handelsbeziehungen der Römer zu den Ubiern und Sueben (Bell. Gall. 4, 2. 3), die Germania des Tacitus im allgemeinen von Handelsbeziehungen mit Geldverkehr und Tauschhandel (Kap. 5); sie hebt den römischen Weinhandel im Rheingebiet hervor (Kap. 23). Hist. 4, 15 erwähnt Tacitus regen Handelsverkehr der Römer im Gebiet des Niederrheins auf einer Insel der Bataver. Die Tencterer haben mit dem römischen Köln rege Geschäftsbeziehungen (Hist. 4, 63—65). Sogar im Osten am markomannischen Hof des Königs Maroboduus haben römische Händler rechtlichen Schutz (Ann. 2, 62). An der Donau bestätigt Germania 41 Handel der Römer in dem rhätischen Augsburg (Augusta Vindelicorum) mit den nördlicheren Hermunduren.

Wenn neben so vielen Zeugnissen, die sich für die nächsten Jahrhunderte nach Tacitus vermehren lassen, der römische Handel auch durch so manche Lehnwörter bestätigt wird, die oben bei weitem nicht erschöpft sind, so glaubt das Auge des Sprachforschers die römischen Händler leibhaftig vor sich zu sehen, wie sie vom linken Rheinufer aus auch die rechtsrheinischen Gebiete des freien Germaniens auf den neugebauten Römerstraßen (strâta) durchziehen. Die fremden Händler führen fremde Maultiere (mûlus) und Esel (asinus). Hinter den fremden Lastwagen (canthus in mhd. kanzwagen) hängt der vierrädrige Handkarren (carrus carrûca). Ihre vielbegehrten Waren führen die Händler in fremden Säcken und Körben, gefüllt mit fremdem Obst und Gemüse, in fremden Krügen fremden Wein und fremden Obstsaft. Und in diesem Bilde fehlt der Geldseckel (lat. saccellus) nicht; römische Münzen, Maße und Gewichte sind die Begleiter der Handelsleute. Das Auge des Altertumsforschers fügt vervollständigend hinzu, daß die römischen Tonwaren zum Teil in Mainz (Moguntiâcum) und Xanten (Castra Vetera) hergestellt wurden, um im Innern Deutschlands abgesetzt zu werden.

Solche Händler werden in den Geschichtsquellen mit ihren lat. Namen mercatores und negotiatores genannt; keine germ. Sprache jedoch zeigt von diesen Wörtern eine Spur. Wie kommt es dann aber, daß lat. caupo 'Schenkwirt, Kantinenwirt' mit der Bedeutung 'Kaufmann' in das Lehngut gehört, das damals dem Germanischen einverleibt wurde? Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ahd.-mhd. koufman eine verdeutlichende Zusammensetzung darstellt, wie etwa engl. orchard anglf. ortgeard 'Garten' (vgl. got. aúrtigards) neben seinem Grundwort lat. hortus. Offenbar ging der älteste Handel auf linksrheinischem Boden zufrühst von den römischen Heerlagern aus, wie in deren nächster Nähe die Kantinen Handelsgelegenheit aller Art bieten mochten. So wurde der Kantinenwirt der Vorläufer des eigentlichen Kaufmanns. Denn auch der Halbbruder des Kantinenwirts, der Marketender, durchzog Germanien: römische lixae sehen wir bei Tacitus Ann. II 62 am markomannischen Hof des Königs Marobodnus (18/19 n. Chr.) und inschriftlich in Nymwegen (CIL. XIII 8732). So kam auch lat. mango 'Händler, Sklavenhändler' in den germ. Wortschatz: es ist die Quelle von ahd. mangôn 'handeln' und ahd. mangari 'Händler'. Mit den Heeren und durch die Kriege fand der Handel seine Wege, er entfaltete sich unter dem Schutz der Militärmacht des Weltreichs.

Und aus dem Bereich des Heerwesens lernt die Welt des Germanentums neue Begriffe und Wörter kennen, die sie vorher nicht

Digitized by Google

besessen hatte. Aus der römischen Heeressprache drang ein lat. mîlitem ahd. mîliz (vgl. got. militôn 'Kriegsdienste tun') ein; aus lat. schola 'Kriegertrupp' stammt andd. skola 'Schar'. Dem lat. hasta entspricht frühahd. ast 'Speer' (auch in jüngeren Männernamen wie Tanast und Astolt), und lat. pîlum 'Wurfspieß' übernimmt in ahd.-mhd. pfîl die Bedeutung 'Pfeil'. Lat. pâlus ist das spätere ahd.-mhd. pfâl. Lat. signum 'Feldzeichen' ist angls. segn 'Feldzeichen'. Die römische Heerstraße bekommt den spätlat. (viertes Jahrhundert) Namen strâta andd. strâta, und das Wegmaß der römischen mîlia bürgert sich ein, ehe sich das gallische leuga in der linksrheinischen Provinzialsprache durchsetzte: ahd. mîla mhd. mîle.

Der Bereich des Staatslebens weist Lehnwörter auf wie lat. Caesar got. kaisar, tribûtum ahd. tribûz, causa ahd. kôsa 'Rechtshandel', secûrus andd. sikur ahd. sihhur 'sicher', carcer got. karkara ahd. karkâri 'Kerker', catêna mndl. ketene 'Kette'.

Wir verweilen einen Augenblick noch bei zwei Lehnwörtern der Kaiserzeit: unsern Kaiser und Kampf. Der Titel der römischen Caesaren drang um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. in weite Bereiche der alten Welt; frühzeitig ist er in indische Volkssprachen übernommen worden, frühzeitig hat sich auch das Wort im Rheingebiet eingebürgert, und mit ihm steht ein großer Teil deutscher Geschichte in engstem Zusammenhang. Aber wir dürfen hier nicht von den lautlichen Schwierigkeiten reden, die bei den germ. Entlehnungen eine Rolle spielen, und wollen nur feststellen, daß die Schreibung unseres Kaiser mit ai nicht auf die römische Schreibung mit ae zurückweist; es ist vielmehr die lautgerechte Schreibung der österreichischen Kanzleien des 16. Jahrhunderts (unten § 42). — Gegen die Entlehnung unseres Kampf aus lat. campus fällt ins Gewicht, daß alle Germanen frühzeitig eine Fülle von Wörtern für Krieg und Schlacht hatten, und wer da weiß und bedenkt, daß mhd. kampf noch dem Nibelungenlied fehlt, dessen zweiter Teil von Waffenlärm und Völkerschlacht widerhallt, kann die landläufige Deutung beanstanden; denn wirklich fehlt es unserm ältesten Schrifttum, das es erst im 12. Jahrhundert aufnimmt und langsam anerkennt. Es zeigt sich zudem im 12./13. Jahrhundert in der Bedeutung 'Zweikampf', die dem lat. campus gänzlich fehlt. Und doch darf man an campus als Grundwort für Kampf nicht irre werden. Das beweisen wir zunächst mit angls. comp 'Kampf' und cempa 'Kämpfer', in denen nichts auf Zweikampf hinweist. Auch ist lat. campus eins mit dem entlehnten ndd. kamp 'eingehegtes

Digitized by Google

Feld', für das Entlehnung leicht begreiflich ist: es wird als Rechtswort seine Aufnahme gefunden haben, und das westliche Niederdeutsch hat es vom Niederrhein her übernommen. Aber vom Niederrhein aus muß sich lat. campus auch in der Bedeutung 'Schlachtfeld' und 'Schlacht' bis in die Urheimat der Angelsachsen nördlich der Niederelbe ausgebreitet haben. Aber woher dann die Bedeutung von mhd. kampf 'Zweikampf'? Es muß seinen Herd im römischen Zirkus und Amphitheater und in den Gladiatorenkämpfen gehabt haben. Lat. campus war auch Exerzier- und Sportplatz der Soldaten und Gladiatoren. Und nun ist noch eins wichtig genug, um hervorgehoben zu werden. Man glaubt gern an lat. campio 'Kämpfer', aber das gibt es nicht. Das zufrühst im 7. Jahrhundert auftretende campio ist nicht nach der Weise einer lat. Wortbildung geschaffen, sondern ist vielmehr eine germ. Neubildung zu dem entlehnten *kamp und teilt mit diesem die doppelte Ausprägung des Wortinhalts, wenn es sowohl 'Kämpfer' (angls. cempa), als auch 'Zweikämpfer' (ahd. kempfo) meint. So steht schließlich unser Kampf doch in einem guten Zusammenhang mit der fremden Kultur, die in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeitrechnung auf uns einwirkt.

In den Römerstädten westlich vom Rhein lernten die Germanen das römische Steinhaus kennen und führten es neben dem altväterischen Fachwerkbau ein. Man übernahm lat. camera ahd. kamara, camînum ahd. chemîn 'Kamin', coquîna ahd. kuhhîna 'Küche', culîna angls. cylene 'Küche', cellarium ahd. këllâri, sôlârium ahd. sôlari 'Söller', scindula Nebenform von scandula ahd. skintala 'Schindel', fenestra ahd. fënstar, porta andd. porta 'Pforte', pîlarium ahd. pfîlari 'Pfeiler', tëgula ahd. ziagal, calcem ahd. mhd. kalk, mûrus ahd. mûra, vallum andd. wal, puteus ndd. pütt 'Ziehbrunnen', arca got. arka 'Kiste', cista ahd. kista 'Kiste', scrînium ahd. scrîni 'Schrein', mensa ahd. mias 'Tisch'.

Der neumodische Steinbau bedingte auch eine neue Art der Beleuchtung und der Heizung, und es stellten sich gleich auch Wörter im Germanischen ein, die sich darauf bezogen: got. lukarn lat. lucerna, ahd. fackala lat. facula, ahd. kentilstab lat. candêla (alte Form der Entlehnung kantîl). Lat. charta, das im Romanischen 'Papier' bedeutet, zeigt in dem verschobenen ahd. karz 'Lampendocht' (daher unser Kerze) die gleiche Bedeutungsentwicklung wie lat. papyrus in der frühen Entlehnung angls. tapor engl. taper 'Kerze'. Unser Stube ist schwer zu beurteilen, weil die frz. Entsprechung étuve ein û, aber ahd. stuba ein ü vorausseţt und ein lat. stŭba

Digitized by Google

fehlt; das entsprechende angls. stofa bedeutet 'Badestube'. Lat. clibanus 'Ofen' erscheint als angls. cleofa 'Stube', begegnet aber einmal in einer frühmittellat. Glosse auch als 'Stube'. Ein spätlat. pensile 'Heizvorrichtung' ergibt durch eine Mittelform pês(i)le ein urdeutsches pêsl (ahd. pfiasal) oder pîsl (angls. pisle).

Luxus mancherlei Art drängt sich jetzt ins deutsche Haus und in den deutschen Hof vornehmer Herren: lat. pâvo 'Pfau' ahd. pfâwo, pulvînum ahd. pfuliwîn 'Pfühl', plûma ahd. pflûma 'Flaumfeder', buxus angls. box 'Buchsbaum', tabula 'Spielbrett' ahd. zabal 'Spielbrett'. Aus römischen Heerlagern und aus römischen Villen übernehmen wir coquus ahd. mhd. koch und pistor ahd. pfistûr 'Bäcker'.

Südländischer Obst- und Gemüsebau gedeiht bald in neumodischen Gärten, die zu Tacitus' Zeit (Germ. 26) unsern Voreltern noch fehlen: aus lat. hortus 'Garten' stammt ahd. orzôn 'anbauen', sowie engl. orchard angls. ortgeard got. aúrtigards, und unser pflanzen ahd. pflanzôn ist frühe Entlehnung aus lat. plantare. Von Gemüsen bürgern sich ein lat. caulis ahd.-mhd. kôl, radîcem ahd.-mhd. râtîch 'Rettig', nâpus 'Steckrübe' angls. næp, pisum 'Erbse' angls. pise, cicer mhd. kicher, vicia 'Wicke' ahd. wicka, cucurbita ahd. kurbiz 'Kürbis', apium 'Sellerie' ahd. epfi 'Eppich', cêpa und ünio 'Zwiebel' angls. cipe und ynne, mentha ahd. minza 'Minze'. Südliches Obst wird eingeführt: lat. pîrum angls. peru engl. pear 'Birne', cerasum mhd. kirse 'Kirsche', pûrnum ahd. pflûma 'Pflaume' und persicum nhd. Pfirsich.

Das fremde Sprachgut, das damals in den Besitz der Germanen überging, war an Zahl sehr beträchtlich und für die Folgezeit von durchschlagender Lebenskraft, insofern es eine völlige Umgestaltung der Kultur begleitete. Die Lehnwörter waren keine vorübergehende Erscheinung von kurzer Lebensdauer. Eine genauere Alters- und Heimatsbestimmung so vieler Lehnwörter ist für die römische Kaiserzeit allerdings unmöglich. Eine Zeitgrenze der Übernahme muß für uns die um 500 durchdringende zweite Lautverschiebung (unten § 28) sein, wenn z. B. ahd. pfëffar auf lat. piper, ahd. pflanzôn auf lat. plantare, ahd. munizza auf lat. monêta, ahd. mîliz auf lat. mîlitem, ahd. kohhôn auf lat. coquere beruhen. Ein Beweis für das Alter von Entlehnungen liegt in der Bewahrung von kurzen Tonvokalen des Lateins in Fällen wie lat. ăsinus got. ăsilus, cămera ahd. kămera, weil im Mittellatein âsinus und câmera gesprochen wurde. Ein wichtiger Beweis für das Alter der Entlehnungen steckt auch in der k-Aussprache von lat. c vor hellen Vokalen, wo im Mittelalter

Digitized by Google

seit dem 6./7. Jahrhundert vielmehr ts gesprochen wurde: Caesar got. kaisar, cista ahd. kista, calcem ahd.-mhd. kalc, cerasum andd. kërsa, vicia ahd. wicka. Die Altertümlichkeit unserer Entlehnungen ergibt sich dann noch aus der Tatsache, daß unser Lehngut lat. Wörter enthält, die im Französischen fehlen, weil sie im gallischen Provinziallatein an neueren Ersatzwörtern schon zugrunde gegangen waren: lat. câseus 'Käse' hat sich in ahd.-andd. kâsi erhalten, wurde aber im Französischen früh durch lat. formaticus (frz. fromage) ersetzt. So ist lat. Solis dies in unserm Sonntag geblieben, aber frz. dimanche aus lat. Dominica dies ist ein christliches Ersatzwort dafür. So lebt lat. Caesar in unserm Kaiser im Gegensatz zu frz. empereur = lat. imperatorem.

Die Verteilung so vieler Entlehnungen der Römerzeit auf die Zeit von Caesar bis zur Völkerwanderung — von den spätlat. Entlehnungen des 5./6. Jahrhunderts soll erst unten S. 159 gehandelt werden — stößt auf lauter Schwierigkeiten. Aber volkssprachliche Neuerungen wie das schon bei Plautus vorkommende facula (unser Fackel) oder das im 4. Jahrhundert n. Chr. auftauchende molînae (unser Mühle), wofür im guten Latein fax und mola galten, zählen wir doch noch zu der älteren Lehnschicht, auch wenn keine entscheidenden Kennzeichen der zweiten Lautverschiebung in Frage kommen. Auch sind lat. strâta andd. strâta 'Straße' und schola andd. skola 'Kriegertrupp' zwar erst in der Latinität des 4. Jahrhunderts bezeugt, wir dürfen sie aber der Volkssprache wohl etwas früher zutrauen. Lat. discus, das Grundwort von nhd. Tisch engl. dish, tritt erst in der zweiten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts in der Bedeutung 'Schüssel, Teller' auf und kann daher etwa erst seit 200 den Weg ins Germanische gefunden haben. Denn die lat. Volkssprache — und nicht die Literatursprache — war für unsere Entlehnungen maßgebend. Vulgärlat. Vokalkürzungen im Vorton wie sĕcûrus für sêcûrus und sŏlârium für sôlârium spiegeln sich in unsern entlehnten sicher und Söller wieder.

Vornehme und reiche Germanen müssen es zunächst gewesen sein, die dem römischen Luxus und der römischen Mode huldigten. Das altdeutsche Haus mit seinen vier Pfählen und den Wänden aus Flechtwerk und Lehm weicht dem neumodischen Steinhaus nach römischem Vorbild nicht so schnell; die Einrichtung war zu kostbar und nicht immer bequem zu beschaffen. Vielfach kann die Entlehnung sich zunächst bloß auf die Sprache beschränkt haben, wenn Germanen Sachen oder Einrichtungen im römischen Heer oder in Villen vornehmer Römer sahen. Aber schließlich eigneten sich die Germanen

Digitized by Google

nach den Wörtern doch meist auch die Sachen an. Oft war ein Handelsartikel nur fremder Ersatz, wenn z. B. die Germanen schon längst den eigenen selbstgemachten Käse kannten, ehe die fremden Händler ausländischen Käse (lat. câseus ahd. kâsi) einführten; denn wir wissen aus Caesars Bericht (Bell. Gall. VI 22), daß unter den Nahrungsmitteln der Germanen der Käse eine Rolle spielte, und wir kennen dafür sogar ein urgerm. Erbwort, das in anord. ostr und fin. juusto 'Käse' steckt. So hatten die Germanen längst ihre Pfeile für Krieg und Jagd (got. arhwaśna urverwandt mit lat. arcus 'Bogen'), ehe sie das lat. pîlum mit der Bedeutung 'Pfeil' aufnahmen. Aber es ist eine schöne Bestätigung für die Bedeutung des lat. Lehnguts, wenn z. B. Tacitus den Germanen die Verwendung von Ziegeln abspricht (ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus, Germ. 16), und nunmehr lat. têgula ahd. ziagal in unsern Wortschatz übergeht, und wenn dann zum Jahre 360 der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus (XVII 1, 7) in den Maingegenden domicilia curatius ritu Romano constructa erwähnt. Wenn Tacitus (Germ. 26) für Germanien Gärten und zumal Obstgärten ausdrücklich leugnet, so dringt nunmehr lat. hortus vor, das in got. aúrtja 'Gärtner' und aúrtigards (ursprgl. *aúrtagards = aslav. vrütogradŭ) 'Garten' vorliegt.

Freilich sind einige Lehnwörter dieser Zeit weder damals noch später in das germ. Leben eingedrungen. Es ist zwar denkbar, daß germ. Römlinge in ihren Hof den Pfau (lat. pâvo ahd. pfâwo) sich gelegentlich als Zierde verschafften, aber lat. elephantus, das in einer vulgären Aussprache elpantus im germ. Munde zu elpandus wurde, kann doch nur ausnahmsweise in den Gesichtskreis der Germanen getreten sein, obwohl die Lautgestaltung von angls. elpend, umgebildet ahd. hëlfant, auf völlige Einbürgerung des lat. Wortes deutet: im römischen Heer oder im römischen Amphitheater trat das Tier so bedeutsam in den Gesichtskreis der Germanen.

Aber nicht alles, was in der römischen Kaiserzeit in den Gesichtskreis unserer Vorfahren trat, behielt seinen lat. Namen bei. Man konnte deutsches Sprachgut umwerten, wenn man unbequemen Lateinwörtern aus dem Wege gehen wollte. Ein Wort wie lat. amphitheatrum vertrug damals für uns keine Entlehnung. Aber wenn Germanen in der Kaiserzeit zu Köln, Trier und Augst (Augusta Rauracorum) bei Basel die neu entstandenen Amphitheater der Römer besuchten, so stellte sich die Notwendigkeit einer festen Bezeichnung ein. Und wie half man sich? Wahrscheinlich hatten unsere Vorfahren Bärenhetzen als weidmännisches Schauspiel für Alt und

Digitized by Google

Jung. Mehrfach sind seit dem Mittelalter auf Hügeln Örtlichkeiten als Berleiche bekannt. Den Germanen zuliebe wird man solche Bärenhetzen in den neuen Amphitheatern eingeführt haben. Ist doch vor einigen Jahren zu Köln in der Nähe des Doms eine lat. Inschrift des 2. Jahrhunderts ausgegraben worden, in der ein römischer Offizier der Jagdgöttin Diana dankt für das Einbringen von 50 Bären während sechs Monaten (CIL. XIII 12048). In Köln, wo ein Platz „Auf dem Berlich" heißt, befand sich in römischer Zeit ein Amphitheater, und wenn noch heute in den Ruinen des Amphitheaters zu Augst eine besondere Stelle Bärlisgrueb heißt, so erkennt man darin mit Recht den Ausläufer eines alten bërleich, das in lat. Gestalt *berolaecum heißen würde, wenn es in der Römerzeit überliefert wäre. Das Wort, das urspr. 'Bärenspiel' = Bärenhatz bedeutet hat, tritt in etwas abweichender Gestalt und zwar in ausgesprochen langobardischer Lautform um 800 in oberitalienischen Städten (Lucca und Rieti) als perolâsium mit der Bedeutung 'Theater' auf.

So konnten sich die Germanen wohl auch sonst mit einheimischem Sprachgut helfen, wenn sie fremde Einrichtungen kennen lernten. Das Gewerbe des Bäckers war den Germanen so unbekannt wie die meisten andern Gewerbe und Handwerke. Fällt doch von jeher der Hausfrau die Pflicht des Brotbackens zu, und bekanntlich ist engl. lady (angls. hlǽfdige) eigtl. die 'Brotkneterin'. Jetzt aber konnte man am Oberrhein lat. pistor übernehmen (mhd.-nhd. pfister 'Bäcker'), man konnte jedoch auch aus dem Wortstamm backen ein neues Wort (ahd. becko) bilden. Trat jetzt lat. aureus (ergänze nummus) — die Quelle von anord. eyrer — mit der Bedeutung 'Goldstück' bei den Germanen auf, so konnte es bald ersetzt werden durch ein scheinbar heimisches keisuring, an dem allerdings nur die Ableitungssilbe (nhd. Pfenning Schilling engl. farthing) heimisch ist. Zu den Neuerungen im Wortschatz dieser Zeit dürfen wir vielleicht eine germ. Nachbildung von lat. lingua mit der Bedeutung 'Sprache' zählen. Das ursprüngliche Wort dafür war ein germ.-got. rasda (angls. reord). Aber sowohl ahd. zunga wie angls. tunge treten frühzeitig für 'Sprache' auf, während die Germanen von Haus aus den Mund schlechtweg als den Sitz der menschlichen Sprache ansahen (andd. mûd antlûkan = angls. wordhord onlúcan unten § 26). Heimischen Ersatz bot die erbhafte Bildsamkeit unserer Sprache von selbst dar.

Im großen und ganzen überwiegen die Hauptwörter innerhalb des Lehnguts; nur sehr wenige Eigenschaftswörter kommen in Frage und auch nur eine kleine Anzahl von Zeitwörtern. Das sind Tatsachen,

Digitized by Google

die sich im Bereich der Entlehnungen zu allen Zeiten und an allen Orten wiederholen. Die Hauptwörter stellen den wesentlichsten Sprachstoff dar, weil sie zumeist Stoffwörter sind, und aus dieser wichtigen Tatsache heraus ergibt sich die völlige Berechtigung der Sprachlehre, die Hauptwörter eben auch als Hauptwörter zu bezeichnen. Neben die vielen Dutzende entlehnter Hauptwörter stellen sich als Beiwörter außer secûrus 'sicher' nur calvus ahd. kalo 'kahl' und crispus ahd. mhd. krisp 'kraus'; vielleicht auch zart aus lat. tardus 'langsam', falls 'zimperlich' der Mittelbegriff ist. An Zeitwörtern nennen wir lat. plantare andd. plantôn, coquere hd. kochen, mîlitâre got. militôn 'Kriegsdienste tun', saltare in ahd. salzôn 'tanzen'. So werden nur Teile des Sprachschatzes durch Fremdgut bereichert, aber der innere Sprachbau und das eigentliche Leben der Sprache hat durch die fremden Einmischungen keinen Schaden davongetragen.

Das viele Lehngut, das im Gefolge der Römerzeit Boden faßte, gehört nicht nur dem deutschen Sprachgebiet und der deutschen Sprachgeschichte an; denn bald haben alle Germanen an dem neumodischen Besitz Anteil, und die römische Kultur beeinflußt nach und nach sie alle. Aber der Ausstrahlungsherd so vieler lat. Lehnwörter ist hauptsächlich das Rheingebiet von Mainz bis zum Meer. Einige wenige Lehnwörter weisen nach dem deutschen Südwesten, wenn sich z. B. lat. pistor (ahd. pfistûr mhd. pfister) auf später alemannischem Boden einbürgert. Auf elsässisches Gebiet deutet die Entlehnung von lat. carrûca, das sich als Karch (ahd. karûh) am Mittelrhein gehalten hat. Aber am Niederrhein zeigen sich festgewurzelte Entlehnungen in größerer Zahl: auf ndl. Boden spiegelt pepel das lat. papilio 'Schmetterling' als alte Entlehnung wider. Ndl. ketene ist lat. catêna in alter Lautform, und lat. castra hat sich als Ortsname Kaester in Flandern festgesetzt, hat aber auch den Weg vom Niederrhein nach der untern Elbe gefunden, um im 5. Jahrhundert von sächsischen Stämmen mit nach England verpflanzt zu werden (angls. ceaster 'Stadt').

Unser Anker (engl. anchor) ist eigentlich kein hochdeutsches Wort. Erst ganz spät wird es in Mittel- und Süddeutschland heimisch. Aber die Angelsachsen haben es sicher im 5. Jahrhundert vom Festland in die neue Heimat mitgebracht. Seine ursprüngliche Heimat ist der deutsche Nordwesten. Das schon im Beowulf auftretende angls. oncor war auch von jeher im Niederdeutschen heimisch und gehört eigentlich der Zeit an, als Tiberius auf der Ems eine Flotte hielt. Durch die Römer lernten die Germanen den eisernen Anker erst kennen, und eine schöne Bestätigung dafür ist der jütische

Fund (im Nydamsmoor) eines eisernen Ankers neben römischen Münzen aus dem 2. Jahrhundert. Jetzt verstehen wir auch die frühe Übernahme unseres gemeingerm. skip 'Schiff'. Die Engländer haben ihr ship aus der festländischen Heimat auf der jütischen Halbinsel über die Nordsee mit hinübergenommen. Die zweite Lautverschiebung erweist unser Schiff am Rhein und an der Donau mindestens für das 5. Jahrhundert als heimisch. Die römischen Heere müssen lat. scyphus in ihrer Schiffersprache auch als *scipus (Akk. scipum) besessen haben; wie unser Gefäß auch für 'Schiff' möglich ist, dürfen wir das lat. Wort als Fachausdruck annehmen, den die Germanen sich leicht aneigneten.

Die Sprache Englands birgt auch sonst lat. Lehngut, wenn lat. clibanus 'Stube' in angls. cleofa 'Stube' weiterlebt. Das auffälligste Beispiel einer lat. Entlehnung liefert das Altnordische: der Münzname eyrer 'Öre' geht auf lat. aureus (nummus) 'Goldstück' zurück, er muß im Zeitalter des Geschichtschreibers Tacitus den Weg vom Niederrhein zur untern Elbe und von da aus bald über Jütland nach Skandinavien gefunden haben. Aber kein hoch- oder niederdeutsches Sprachdenkmal älterer oder neuerer Zeit weist von dem lat. aureus eine Spur auf. Wenn Tacitus von dem Umlauf römischer Goldstücke in Deutschland wußte, so muß auch das alte Germanien links- und rechtsrheinisch das Fremdwort aufgenommen haben. Es starb jedoch völlig aus, als sich ein einheimischer Ersatz in Kaisering (oben S. 139) einstellte.

§ 17. Rheinische Ortsnamen der Römerzeit. Alle Quellen der römischen Kaiserzeit, die uns germ. Völker- und Götternamen in so reichem Maße überliefern, sind zugleich auch wertvolle Zeugen für das Alter so vieler Ortsnamen, zumal in den rheinischen Gebieten des Westens und des Südens. Sie treten uns aber zunächst nicht entgegen als deutsches, sondern als vordeutsches Sprachgut und haben als Wortzeugnisse für Kelten und Römer zu gelten. Jedoch die Germanen, die dann das Rheingebiet besetzen und besiedeln, übernehmen gern die älteren Benennungen und fügen sie fest in ihren Wortschatz ein, so daß die keltischen und römischen Wortzeugnisse in der Folgezeit auch für die deutsche Sprachgeschichte urkundliche Bedeutung erlangen.

Den Germanen waren in den Jahrhunderten um Christi Geburt Ortsnamen beinahe fremd. Ihrem ältesten Wortschatz können wir mit Hilfe der Vergleichung zwischen den vielen Germanen der Folgezeit auf dem Wege von Rückschlüssen keine gemeinsamen Ortsnamen zuweisen, in denen sich die Bewohner Skandinaviens und

Digitized by Google

Altenglands mit den deutschen Stämmen des Festlands vereinigten. Es hängt mit ihrer Siedlungsweise in Sippendörfern zusammen, wenn alte Ortsnamen für die vorchristliche Zeit von der Vergleichung der germ. Sprachen untereinander nicht zu erwarten sind. Zwar bestanden Begriffe und Wörter wie „Burg", „Dorf" und „Heim", aber sie zeigen sich überall nur in zusammengesetzten, also jüngeren Wortgebilden, die nicht weit in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichen können. Und noch in den beiden ersten Jahrhunderten n. Chr. ist die Zahl rechtsrheinischer Ortsnamen für Norddeutschland äußerst gering. Zudem ist eine Bildungsweise wie Alisô (jetzt Elsen), das bei Velleius und Tacitus begegnet, von Haus aus wohl nichts anders als der Baumname Erle (ahd. elira) und als Ortsname unursprünglich. Am Niederrhein ist durch Tacitus Asciburgium (jetzt Asberg bei Mörs) bezeugt, worin das zweite Wortelement zu germ. burg 'Stadt' gehört, und zwar in einer dem ahd. furiburgi N. 'Vorstadt' entsprechenden Weiterbildung (oben S. 45); das erste Wortelement ist unser Esche. Der saltus Teutoburgiensis muß auf einen Ortsnamen Teutoburgium eigtl. 'Teutonenstadt' zurückweisen. Der in der Geographie des Ptolemaeus überlieferte Ortsname Λούπφουρδον war eine Siedlung an einer Furt, wie Τουλίφουρδον bei Ptolemaeus und späterhin Herford, Schweinfurt und engl. Oxford. Das germ. Wort verlangt als alter u-Stamm in der Tat eine Latinisierung furdus Akk. furdum, so daß eine Siedlung an einer Furt durch die Lippe (lat. Lupia) allerdings Lup(i)furdus im Nominativ geheißen hat. Im Hessenland erwähnt Tacitus Ann. I 56 die Ortschaft Mattium (jetzt Metze bei Gudensberg), ein seltener Fall eines nicht zusammengesetzten Ortsnamens ohne klaren Inhalt..

Wenn Tacitus (Germ. 16) als eine bekannte Tatsache hinstellt, daß die Germanen nicht in Städten, sondern in Einzelsiedlungen (ut fons, ut campus, ut nemus placuit) wohnten, so kann es doch nicht bezweifelt werden, daß es in dieser Frühzeit auch schon größere Ortschaften bei den Germanen gegeben hat. Hatte doch schon Caesar für einzelne Stämme feste Plätze angegeben: oppida und vici bei den Tulingern (B. G. 1, 5), vici aedificiaque bei den Sugambrern und oppida bei den Sueben (4, 19), oppida bei den Ubiern (6, 10), vici bei den Menapiern (4, 4). Und auch Tacitus weiß gelegentlich von Ortschaften bei den Germanen etwas zu sagen: eine Ehebrecherin wird vom Gatten mit Schlägen per omnem vicum getrieben (Germ. 19). Ein Batavorum oppidum begegnet Hist. 5, 19; oppida Ubiorum werden Annal. 1, 36 und 12, 27 erwähnt.

Aber das westliche wie das südliche Deutschland war in den letzten

Digitized by Google

vorchristlichen und den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nicht von Haus aus germ. Grund und Boden gewesen, sondern keltischer. Die Kelten hatten im Norden linksrheinisch und ebenso am Oberrhein auf beiden Ufern schon lange ihre Siedlungen, festen Plätze und Ortschaften. Sie fielen in den Besitz der Germanen und wurden bald germ. Städte unter Belassung der kelt. Namen. Wir besitzen noch heute im deutschen Westen und Süden zahlreiche Ortsnamen, die als kelt. Wortformen schnell zu erkennen sind, weil sie Wortglieder enthalten, die man seit den Tagen Caesars in Gallien und Britannien und überall da, wo sonst noch Spuren des Keltentums bestehen, während der römischen Kaiserzeit antrifft. Die altgall. dûnum, dûrus, die in Caesars Bellum Gallicum für kelt. Ortsnamen (Melodûnum, Noviodûnum, Uxellodûnum, Vellaunodûnum, Octodûrus) kennzeichnend sind, trifft man im 2./3. Jahrhundert. Wie das einfache Thun am Thunersee das gall. dûnum unmittelbar widerspiegelt, erkennt man in dem alten Cambodûnum das heutige Kempten und in Zarten (Kirchzarten bei Freiburg) das alte Tarodûnum bei Ptolemaeus. Ein inschriftliches Lopodûnum ist das heutige Ladenburg bei Heidelberg.

Ein altgall. dûrum 'Festung', das z. B. in Batavodûrum bei Tacitus und in dem gleichfalls bei Tacitus bezeugten ältesten Namen von Metz als Dîvodûrum vorliegt, steckt noch in Düren, das in der römischen Kaiserzeit Marcodûrum hieß. Die Ortschaft Tüddern in der Rheinprovinz hieß in alter Zeit Teudûrum. So sind Solothurn und Winterthur alte Salodûrum und Vitudûrum.

Ein altgall. magus 'Feld' begegnet reichlich in gall. Ortsnamen wie Caesaromagus, Eburomagus, Juliomagus, Mosomagus, Noviomagus. In der Rheinprovinz zeigen Dormagen, Marmagen, Neumagen, Remagen noch jetzt deutlich Abbilder der altüberlieferten Benennungen Durnomagus, Marcomagus, Noviomagus, Rigomagus. Nymwegen war Noviomagus Batavorum; auch Speier hieß einmal Noviomagus, und am Oberrhein bei Staufen weist der Bach Neumagen auf den gleichen Ortsnamen. Das elsäss. Brumath ist ein altes Brocomagus. Aber das alte Borbetomagus steckt im verkürzten Worms mhd. Wormze aus Wormeta.

Eine dritte Gruppe von gall. Ortsnamen endet auf -âcum wie im Bellum Gallicum Caesars auf linksrheinischem Boden Jülich Juliâcum, Mainz (ahd. Maginza) Moguntiâcum (6. Jahrhundert Magantia). Tolbiâcum ist Zülpich und Tiberiâcum Zieverich Reg.-Bez. Köln (urkundlich 898 Civiraha). Breisach am Oberrhein ist ein altes Brisiâcum, aber das alte Contionâcum ist jetzt Conz an der Saar.

Digitized by Google

In der Rheinprovinz lebt noch heute eine endlose Fülle alter Ortsnamen auf -ich (-rich, -nich), denen man altkeltischen Ursprung beilegt und deren Zusammenhang mit den hundertfältigen Ortsnamen Galliens auf -âcum im großen und ganzen feststeht; so wird der Ortsname Mechernich (Kreis Schleiden, Reg.-Bez. Aachen) auf eine Grundform Macriniâcum zurückgeführt und Enkirch (Kreis Zell Reg.-Bez. Koblenz) soll ein altes Anchiriacum sein; auch soll Dillingen a. d. Saar auf den häufigen Ortsnamen Tilliacum zurückweisen. Sonst kommen noch einzelne Orte von gall. Herkunft in Frage, wie Alteia Alzey, Antonnâcum Anedrnach, Ausava Oos Reg.-Bez. Trier, Baudobriga Boppard, auch Bupprich (Kreis Saarlouis), Beda Bittburg (Reg.-Bez. Trier), Bingium Bingen, Bonna Bonn, Brigantium Bregenz, Cambete Kembs (Oberelsaß), Divitia Deutz, Dumnissus Denzen (Kreis Simmern), Gelduba Gellep (urkundlich 904 Geldapa), Lentia Linz an der Donau, Nov(a)esium Neuß, Saletio Selz (Unterelsaß), Tasgaetium Eschenz bei Stein im Thurgau, Turicum Zürich, Vindonissa Windisch.

Bei manchen Ortsnamen kelt. Herkunft wird sich wohl nie entscheiden lassen, ob wir sie aus keltischem Munde als keltisches Sprachgut oder aus römischem oder romanisiertem Latein übernommen haben. Denn die Kelten und ihr Sprachgut wurden frühzeitig romanisiert. Wahrscheinlich hatten die germ. Ansiedler und Eroberer solcher Gebiete sich mit den romanisierten Galliern zu vertragen. Ein Ortsname wie Trier mhd. Triere weist sicher auf den Stamm der Treverer zurück, aber die Römer hatten der Stadt den Namen Augusta Trevirorum verliehen, und erst bei den Kaisern des 4. Jahrhunderts erscheint Trêveris als die schlichte Ortsbenennung, wie Lutetia Parisiorum fortan schlechtweg Parisii heißt. So weist Metz mhd. Metze(n) durch die zweite Lautverschiebung auf ein frühmlat. (5./6. Jahrhundert) Mettis Dat. Plur., bei den Galliern war es das Divodûrum Mediomatricorum.

Keltenstädte konnten zu Römerstädten werden, und vielfach schlossen sich an die Lager römischer Heere Lagerdörfer oder Siedlungen für Händler (lat. canabae) an, die den Heeren und zugleich ihren Feinden dienten. So setzten sich lat. Ortsbenennungen fest. Daher treffen wir linksrheinisch auch lat. Namen für alte Städte. Eine römische Neugründung ist Köln lat. Colonia Claudia Augusta Agrippinensium; sie trägt ihren Namen zu Ehren der Kaiserin Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius. Die Stadt der Moselmündung heißt Koblenz lat. Confluentes (schon bei Sueton und Ammian), wofür im 7. Jahrhundert Co(n)b(u)lantia erscheint. Unser Aachen

ist als alter Badeort Aquae. Das Örtchen Quint in der Rheinprovinz hieß ad Quintum Lapidem. Altrip (bei Mannheim) war Alta Ripa, zusammengerückt Alt(a)rippa gesprochen. Das alte Argentoratum an einer Straßenkreuzung wird jetzt latinisiert Strâtae genannt, deutsch Straßburg. Das elsässische Zabern ist ein lat. Tabernae. Lat. trajectum 'Überfahrt, Überfahrtsort' steckt in Utrecht (spätahd. 11. Jahrhundert Úztreht) und in Mastricht (Mosae Trajectus). Hafenplätze am Niederrhein haben in der römischen Kaiserzeit den Namen Port, Portz = lat. portus 'Hafen' bekommen. Lat. castellum ist die alte Grundlage für den Städtenamen Kastel; vgl. Mosel neben lat. Mosella. Wohl nur der alten Zeit kann Kehl den Namen verdanken, der auf lat. canal s beruht. Die beiden oberdeutschen Augsburg und Augst (bei Basel) waren die alten Augusta Vindelicorum und Augusta Rauracorum. Pfunzen am Inn ist ein lat. Pons (pontem) Aeni, Pfinn im Thurgau ein altes ad Fines. Pforzheim war ein altes Porta. Ein vicus Brittannorum heißt jetzt Bretzenheim bei Mainz, wie Passau (früher Batavia?) auf ein Lager von Batavern weist. Konstanz (ahd. Costinza) hieß einst Co(n)stantia. Alte Wortübersetzung ist Baden für lat. Aquae.

Dem Germanischen waren mithin heimische Ortsnamen beinahe fremd. Wenn das altdeutsche Hildebrandslied und das altengl. Beowulfepos, dessen erste Hälfte in der dänischen Hauptstadt auf Seeland spielt, ganz ohne Ortsnamen auskommen konnten, so beruht das auf der Tatsache, daß alle geographische Orientierung in der alten Zeit wesentlich mit den Völkernamen auskam. Aber das Germanische besaß seit vorchristlicher Zeit alte Grundwörter wie burg eigtl. 'Bergung, Schutz', heim 'Dorf' eigtl. 'Niederlassung, Ruhestätte' (gr. κεῖμαι 'ich liege' — κώμη), Dorf = got. thaúrb 'Feld'. Wie im Heliand biblische Städte Bethlêmaburg, Jerichoburg, Nazarethburg und Rûmuburg (got. bloß Rûma) heißen, so heißt das alte Augusta Vindelicorum schon in ahd. Zeit Augsburg, ein lat. Strâtae Straßburg, ein altes Wurzis des 7. Jahrhunderts fortan Wirzburg Würzburg. So sind Beda zu Bittburg und Lopodûnum (urkundlich 764 Lobuduna) zu Ladenburg erweitert worden, ebenso Porta (7. Jahrhundert Porza) zu Pforzheim und Ascaffa zu Aschaffenburg.

Aber die römische Kaiserzeit, in die so viele alte Ortsnamen zurückreichen, bietet nicht nur die frühsten Beglaubigungen von kelt. und lat. Ortsnamen, die in unsern Besitz übergingen. Zum alten Lehngut haben wir auch die Übernahme von lat. vîcus und portus zu

Digitized by Google

rechnen. Hafenplätze der Nordseeküste und des Rheinstroms wurden als wichtige Handelsplätze für die Welt der Germanen bedeutsam. Wie Vigo im nordwestlichen Spanien (an der Bucht von Vigo) auf lat. vîcus 'Flecken' zurückweist, haben engl. Greenwich, Woolwich usw. ihren Ursprung im Lehnwort wik(us); es herrscht bei allen Sachsen und allen Franken im 8. Jahrhundert, reicht aber notwendig in die Römerzeit zurück (vgl. Braunschweig aus Brünswik und Bardewiek). Ist doch auch anord. vîk 'Bucht' wohl nichts anderes als die alte Entlehnung des lat. vîcus. Einen beschränkteren Geltungsbereich hat das entlehnte lat. portus, das in den Niederlanden und in Altengland Fuß gefaßt hat; aber es gilt auch an der Mosel und im ripuarischen Gebiet. So hat sich auch lat. castra 'Lager' vom römischen Feldlager aus festgesetzt; das wird nicht nur durch angls. ceaster 'Stadt' und durch englische Ortsnamen wie Chester, Leicester, Lancaster, Worcester erwiesen, sondern auch durch flämische Orte des Namens Kaester. Für die Übernahme von lat. castellum sprechen an der Mosel und am Mittelrhein Ortsnamen wie Kastel, Bernkastel. In die Anfänge der Merowingerzeit verlegen wir dann noch die Übernahme von lat. villâre 'Weiler' auf den fränkischen Gebieten. Hier handelt es sich nicht um ein gutes lat. Wort; denn es tritt nicht vor dem 6. Jahrhundert auf und kann bei den rheinischen Franken daher auch noch nicht ins 5. Jahrhundert verlegt werden.

Aber alle diese Entlehnungen erweisen doch übereinstimmend den Anteil des Römertums an der deutschen Siedlungsgeschichte, während anderseits über die Völkerwanderungszeit hinaus, mit der die Neuordnung Deutschlands anhebt, noch die Weise der Väter gilt: ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

§ 18. Die Sprache der ältesten Runeninschriften. Der römische Süden Italiens hat uns das Licht der Geschichte beschert und damit zugleich Sprachgut in frühster Beglaubigung. Wir stehen noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und können eigentlich vom Norden Europas aus kein Licht für unsere Geschichte und für unsere Sprache erwarten. Und doch bietet uns der Norden zwei bedeutsame Sprachquellen, die einen Platz in der deutschen Sprachgeschichte beanspruchen, wenn auch unsere Muttersprache und unser Vaterland dabei nicht unmittelbar in Betracht kommen. Alte Runeninschriften des Nordens und frühe Lehnwörter im Finnischen erhellen den altgerm. Sprachcharakter so vielseitig und überzeugend, daß auch unser Deutsch für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung damit an Klarheit gewinnt.

Digitized by Google

Hatte uns der germ. Sprachſtoff der römiſchen Überlieferung einen Einblick in unſern Sprachbau geſtattet, der durch die lat. Lehnwörter innerhalb des Germaniſchen nur beſtätigt wurde, ſo gibt die Sprache der älteſten Runeninſchriften den unmittelbaren Eindruck, daß ſie den idg. Erbcharakter in den Endungen noch gut auswies und doch ein vollentwickeltes Germaniſch offenbarte. Schon die älteſte Runeninſchrift gibt uns dafür die volle Gewißheit. Sie ſteht auf einem mit Gold beſchlagenen Trinkhorn, das im 18. Jahrhundert in Gallehus bei Tondern im Moor gefunden wurde. Die Inſchrift lautet: ek Hlewagastiz Holtingaz horna tawidô 'ich Liegaſt, der Holting, habe das Horn gemacht' (d. h. 'machen laſſen'). Der Name des Beſitzers gehört zu den nicht ſeltenen Namen auf unſer Gast (vgl. Liudegast im Nibelungenlied), wofür ſchon in der Römerzeit Arbogastes als Seitenſtück auftritt, und das erſte Wortglied erinnert an gr. κλέος 'Ruhm' in Eigennamen wie Κλεομέδων Κλεόμαχος (oben S. 100). Der Zuſatz Holtingaz bezeichnet vielleicht einen Holzbewohner, etwa einen Holſteiner (mhd. Holtsæze). Die Verbalform tawidô deckt ſich mit got. tawida 'ich machte' (zu taujan 'machen'). Wenn unſer Horn hier als horna erſcheint, ſo beweiſt es mit den Endungen von Hlewagastiz und Holtingaz, daß wir damals noch volle Endungen beſaßen, die ſpäterhin abgeſtoßen wurden. In bibelgotiſche Sprache übertragen würde der Satz lauten müſſen: ik Hliugasts Hultings haúrn tawida.

Eine wertvolle Grabinſchrift in Norwegen lautet in alten Runen: Hadulaikaz ek Hagustaldaz hlaaiwidô magu mîninô 'Haduleich (ruht hier). Ich Haguſtald habe meinen Sohn begraben'. Die Verbalform hlaaiwidô gemahnt an die Form tawidô der erſten Inſchrift und gehört zu einem Ztw. hlaiwjan 'begraben' (zu got. hlaiw 'Grab'). Der Perſonenname Hagustaldaz deckt ſich mit andd. (Hel.) hagustald 'Jüngling', womit unſer nhd. Hagestolz zuſammenhängt. Auf gotiſch hätte die Runeninſchrift zu lauten: Hadulaiks. ik Hagustalds hlaiwida magu meinana.

Von einer größeren norwegiſchen Grabinſchrift lautet der erſte Satz: ek Wîwaz after Wôdurîdê witadahalaiban worahtô rûnôs 'ich Wiw habe die Runen für Wodurid, meinen Satzungsgenoſſen, gemacht'. Der Schlußſatz der Inſchrift beginnt mit den Worten: thrijôs dohtriz dalidun (verſchrieben für dailidun) arbija 'drei Töchter haben das Erbe geteilt'. Zwar iſt die Inſchrift lückenhaft und das hier Fortgelaſſene nicht ganz einwandfrei. Klar iſt der Name Wîwaz, der z. B. in dem angls. Königsnamen Oswîw und ſonſt wiederkehrt. Die Präpoſition after 'nach' (engl. after) ſteht

Digitized by Google

hier in der Bedeutung 'zur Erinnerung an'. Ein altes witadahlaibô stellt sich zu got. gahlaiba 'Genosse' (eigtl. 'Brotgenosse' zu got. hlaifs 'Brot') und enthält im ersten Wortglied eine alte Entsprechung von got. witôth 'Gesetz' = andl. witad ndl. wet 'Gesetz'; vielleicht wird mit der Zusammensetzung auf die Verbrüderung eines Geheimbundes hingedeutet. Der Akkusativ arbija 'Erbe' stimmt zu got. arbi 'Erbe', wie das runische horna 'Horn' zu got. haúrn 'Horn'.

Diese drei Runeninschriften stimmen nicht bloß im Anfangswort ek 'ich' (got.-andd. ik) überein, das durch mehrere andere Runeninschriften bestätigt wird, sie treffen überraschenderweise auch in der gleichen Sprachstufe völlig zusammen. Zwar ist ihr Alter nicht genau zu bestimmen; aber wenn das goldene Horn von Tondern nach allgemeiner Annahme seine Inschrift um 300 n. Chr. erhalten hat, so werden die beiden andern Inschriften wohl auch noch dem vierten Jahrhundert angehören. Die heutige Wissenschaft bezeichnet den runischen Sprachcharakter gern als urnordisch, aber mit gleichem Fug und Recht dürfen wir ihn als gemeingermanisch in Anspruch nehmen, wenn auch die Fundorte der Inschriften in den Nordlanden liegen. Manche andere Inschriften und Trümmer von Inschriften von gleicher Durchsichtigkeit und Deutbarkeit stehen uns in nicht geringer Zahl zur Verfügung, und so haben wir eine leidlich klare Vorstellung von eben diesem Gemeingermanisch, wie es noch im 4. Jahrhundert vor der Ausbildung germanischer Sondersprachen überall gegolten hat.

Nehmen wir die gesamten älteren Inschriften, die als gemeingermanisch in Betracht kommen, zur Vergleichung hinzu, so beanspruchen einige Ergebnisse der Vergleichung besonderen Wert. Unser Hagestolz setzt einen gemeingerm. Nominativ hagustaldas voraus; unsere Tag und Rabe (ahd. hraban) lauteten runisch dagas und hrabnas; für mhd. leich und louch gelten runisch laikas und laukas; unsere Beiwörter lieb, wacker und weit waren im Nom. leubas, wakras und wîdas; unser Gast lautete runisch im Nom. gastis. Der Nom. got. thius 'Diener' war runisch thewas. So treffen wir auf alten Runeninschriften den Nom. stainas 'Stein' und zugleich den Akk. staina 'den Stein', die sächlichen arbija 'Erbe', hlaiwa 'Grabhügel', horna 'Horn', und von einem u-Stamm den Akk. magu 'Knabe, Sohn' (= got. magu). Für Genitiv und Dativ von a-Stämmen bieten sich nur spärliche Belege, die wir übergehen. Formen der Mehrzahl sind auf den Inschriften selten bezeugt; hervorzuheben sind die Nom. rûnôs 'Runen' und dohtris 'Töchter'. Zum Zeitwort liefern alte Inschriften Formen der ersten Person der Ver-

Digitized by Google

gangenheit: tawidô 'ich machte', faihidô 'ich schrieb', worahtô 'ich wirkte', hlaaiwidô 'ich begrub', satidô 'ich setzte'. Wichtig und alt sind die Fugenvokale in den Zusammensetzungen wie Hagustaldas und Hadulaikas, Wôdurîdas und Ansugîs(a)las, Hlewagastis und Kunimundus.

Mit solchen Wort- und Lautformen sind aber die Wörter selber als gemeingermanisch bestätigt. Und so treten manche deutsche Wörter in der gemeingerm. Sprache dieser ältesten Runeninschriften uns zum ersten Male entgegen. Unser Horn erhält durch runisch horna seine frühste Beglaubigung um 300, während got. haúrn erst um 350 geschrieben vorliegt. Gleiches gilt für Gast in gastis für got. gasts (lat. hostis). Ein runischer Eigenname Ansugis(a)las, der um 400 auftritt, enthält zwei gemeingerm. Wortelemente, die dann erst wieder im 6. Jahrhundert in lat. und griech. Werken bezeugt werden (vgl. anses 'Götter' bei Jordanes und die Eigennamen Gislaharius in der Lex Burgundionum um 500 und Θευδέγισκλος bei Prokop) und steht in guter Übereinstimmung mit dem ahd. Mannsnamen Ansgisal.

Wertvoll wie die urnordischen Runeninschriften mit ihren vielfältigen Aufschlüssen sind, muß uns lebhaftes Bedauern erfüllen, daß Deutschland keine heimischen Gegenstücke zu bieten vermag. Erst im 6./7. Jahrhundert haben wir einige wenige deutsche Runeninschriften, und diese wenigen lassen sich an Bedeutung mit den alten Runeninschriften des Nordens nicht vergleichen. Wie erklären wir uns das Schweigen Deutschlands? Das Rheinland war voller Latein, und die Gegenstücke der urnordischen Runeninschriften sind eben die lat. Inschriften der Römerzeit: sie sind erfreulich reich und haben unserer bisherigen Betrachtung reichen Stoff geliefert. Das ändert nichts an der Tatsache, daß sich schon hier das Latein als der gefährliche Gegner einstellt, der es für alle Folgezeit bleiben sollte.

§ 19. Altgermanisches im Finnischen. Nordeuropa, das uns in den ältesten Runeninschriften so wertvolle Zeugnisse zur altdeutschen Sprachgeschichte geliefert hat, weiß noch von einer andern Sprachquelle für uns. Diese Quelle ist das heutige Finnisch, das seit den Anfängen seines Schrifttums im 16. Jahrhundert eine Fülle von altem Sprachstoff bezeugt, den es in früher Urzeit von Germanen übernommen haben muß. Die germ. Lehnwörter im Finnischen sind weit altertümlicher als die Sprachformen im Gotischen des Ulfilas.

Die Zeit solcher Entlehnungen muß teilweise sicher vor Ulfilas liegen. Zwar können wir uns in der Lebenszeit des Gotenapostels geschichtlich wohl Beziehungen zwischen Goten und Finnen denken.

Digitized by Google

Um 350, als Ulfilas die Goten an der unteren Donau für das Christentum gewann, beherrschte der Ostgotenkönig Ermanarich im Innern Rußlands auch nördliche Völkerschaften: Jordanes erwähnt um 550 in seiner Gotengeschichte Kap. 116 unter den Völkern des Ermanarich den Stamm der Mordens, der heute allgemein als der dem finnisch-ugrischen Sprachstamm angehörige Stamm der Mordwinen anerkannt ist. Aber das 4. Jahrhundert, in dem wir die gotische Sprache in der Bibelübersetzung des Ulfilas kennen, ist als Zeitalter der Entlehnungen viel zu spät.

Daß im ersten nachchristlichen Jahrhundert das Germanentum Beziehungen zu der Welt des Nordens hatte, folgt mit Notwendigkeit aus der Tatsache, daß Tacitus am Schluß seiner Germania in der Lage gewesen ist, uns eine erste Nachricht über die im innern Rußland seßhaften Fennôs zu geben. Germanen müssen seine Gewährsmänner gewesen sein. Aber was Tacitus über die Fennôs seiner Zeit ermittelt hat, ist lehrreich für unser Sprachproblem. Er schildert ihre Lebensweise als armselig und kümmerlich; sie haben weder Haus noch Hof, weder Pferde noch Waffen, sie wohnen in Laubhütten aus Reisigwerk und leben von der Jagd. Solche Kunde hat der römische Forscher unmittelbar oder mittelbar nur von Germanen erzielen können.

Nun hat uns die neuere Sprachwissenschaft zu dem sicheren Ergebnis geführt, daß die Finnen in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt — und vielleicht schon viel früher, oben S. 52 — seitens der Germanen starke Einflüsse erfuhren, die noch im heutigen Finnisch nachwirken. Das Maß dieser Entlehnungen ist überaus groß. Das kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß finn. ja 'und' sich mit got. jah 'und' deckt. Man wird nicht leicht wieder eine Sprache finden, die ein solches Formwörtlein aus einer andern erborgt. Aber ebenso deckt sich finn. sama 'derselbe' mit got. sama (engl. same) 'derselbe'. Nur höchst selten wandern Fürwörter oder Partikeln aus einer Sprache in die andere. So ist es auch noch auffällig, daß zweigliedrige Wortgebilde aus dem Germanischen ins Finnische gedrungen sind: finn. napakaira 'Bohrer' ist von Haus aus eine germ. Zusammensetzung mit der Bedeutung 'Nabenger' (ahd. nabagêr), und finn. marhaminta 'Halfterriemen' enthält deutlich das germ. Wort marha 'Roß', ist aber auch im zweiten Wortglied sicher germanisch. In Finnland ist Hariavalta der Name einer kleinen Gemeinde, und darin ist ein altgerm. Personenname, wie der aus Tacitus (Ann. II 11) geläufige Hariovalda, nicht zu verkennen.

Die Altertümlichkeit der Entlehnungen erkennt man schnell an

Digitized by Google

einigen kennzeichnenden Lauterscheinungen, be denen der Vokalwandel des Umlauts eine Rolle spielt. Unser deutsches Esse* = finn. ahjo, unser Kessel = finn. katila, unser Bett = finn. patja 'Polster' zeigen auch noch auf der got. Sprachstufe den a-Vokal der Wurzelsilbe, der im späteren Deutschen durch das ableitende i umgefärbt worden ist; vgl. got. katils 'Kessel' und badi 'Bett'. Eindrucksvoll wie die Lautgestalt solcher finn. Lehnwörter ist, ist doch die Beweiskraft der vollen Endungen für den geschulten Sprachforscher viel sicherer und überzeugender, und alle wissenschaftliche Beweisführung, die auf Chronologie abzielt, muß sich auf dem Verhalten der Endungen aufbauen.

Wenn in der Sprache der alten Runeninschriften unsere Gast und Horn zweisilbig als gastiz und horna erscheinen, während sie bei Ulfilas im 4. Jahrhundert schon einsilbig gasts und haúrn lauten, herrscht in den finn. Entlehnungen Zweisilbigkeit für die neuere Einsilbigkeit, Dreisilbigkeit für die neuere Zweisilbigkeit. So finden wir anstelle unseres Eigenschaftsworts weise (ahd. wîs) im Finnischen ein zweisilbiges viisas, für unser arm (got. arms) im Finnischen ein zweisilbiges armas 'lieb', für unser gern (got. gaírns) im Finnischen kernas, für unser Gold (got. gulth) ein finn. kulta, für unser Reif (got. raip) ein finn. raippa, für unser Strom ein finn. rauma, anstelle unseres König (ahd. kuning) ein finn. kuningas, für unser Honig (ahd. honag) ein finn. hunaja, für unser Sattel (ahd. satul) ein finn. satula, für unser Morgen (got. maúrgins) ein finn. murkina 'Frühstück'. Die große Fülle solcher Beispiele schließt die Möglichkeit des Zufalls vollständig aus. Die finn. Entlehnungen decken sich völlig mit unseren sprachlichen Forderungen, wie sie durch die Runeninschriften und alle sonstigen altgerm. Zeugnisse der Sprachvergleichung gewonnen werden. Unser schön wird durch ahd. sköni und got. skauns 'schön' aus einem älteren *skaunis erklärt, und das entlehnte finn. kaunis 'schön' ist die erwünschteste Bestätigung dafür. So weist auch unser teuer (anord. dýrr) auf eine Grdf. diuriˢ, die durch finn. tiuris bestätigt wird.

Zunächst bleibt das Ergebnis freilich etwas unbestimmt, wenn wir immer nur von der Altertümlichkeit solcher Entlehnungen reden. Auch die Feststellung, daß die Sprachstufe vorulfilanisch sein muß, ist doch sehr unbestimmt, wenn wir uns an die Tatsache zurückerinnern, daß die Germanen sicher schon im letzten vorchristlichen Jahrtausend in Beziehungen zu Völkern lebten, die sie als Finnen bezeichneten (oben § 5). Dann möchten wir auch gern wissen: mit was für Germanen standen diese Finnen in Beziehung?

Digitized by Google

Die Lappländer, die von den Germanen unter dem Namen Finnen mitverstanden wurden, haben als Bewohner der nördlichen Teile Skandinaviens wesentlich unter den Einflüssen von germ. Skandinaviern gestanden. Freilich reichten die Lappen noch lange hinüber bis nach Rußland hinein. Wir sehen jedoch hier von den schwierigen Verhältnissen der lappischen Entlehnungen ab und halten uns an das Ostseefinnische.

Die chronologische Frage, die für das Finnische so erheblich ist, umfaßt zugleich auch das geographische Problem, wo denn die Finnen sich mit den Germanen berühren konnten; denn sie haben nicht immer in ihren heutigen Sitzen gewohnt. Die finn.-ugrische Sprachwissenschaft nimmt an, daß die Finnen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ihre gegenwärtigen Sitze besetzt haben, während sie vorher weiter östlich von Estland und Finnland, etwa am Ladogasee gewohnt haben. Jedenfalls herrscht jetzt der Glaube, daß der urzeitliche Einfluß der Germanen auf die Finnen sich nicht im heutigen Finnland vollzogen haben kann, sondern mehr nach dem innern Rußland zu und etwas südlich vom finnischen Meerbusen. So schwierig unser ganzes Sprachproblem schon an und für sich ist, um so schwieriger wird es durch die geographische Frage nach den Gebieten, in denen sich Finnen und Germanen urzeitlich berührt haben. Ist nun die räumliche Frage ebenso schwierig wie die zeitliche, so darf wohl von vornherein der Vermutung Raum gegeben werden, daß unser urzeitlicher Einfluß, den das Germanische auf das ältere Finnisch ausgeübt hat, vielleicht von verschiedenen germ. Stämmen und auch zu verschiedenen Zeiten erfolgt sein kann.

Unter den finn. Entlehnungen aus dem Altgermanischen hebt sich eine kleine Schicht ab, die anstelle des geläufigen Endungs-a vielmehr ein -o aufweist. Es gibt nämlich unter den Lehnwörtern nicht bloß germ. Neutra wie kulta 'Gold', huotra 'Scheide' (got. fôdr), patja 'Polster', lattia 'Tenne'; es gibt auch germ. Neutra mit o-Ausgang im Finnischen wie juko 'Joch', juusto 'Käse' und pelto 'Feld'. Nun weiß man nicht bloß durch die Ergebnisse der Sprachvergleichung, sondern auch durch germ. Wortgut bei den Römern (vgl. das mittlere o in Ariovistus, Hariovalda, Langobardôs), daß das Endungs-a in Fällen wie horna 'Horn' oder armas 'lieb' oder kuningas 'König' im ersten nachchristlichen Jahrhundert wie in der vorchristlichen Zeit zumeist ein o gewesen sein muß. Zwar ist got. juk 'Joch' zunächst auf juka zurückzuführen, aber der a-Ausgang setzt eine ältere Stufe mit -o in der Endung voraus, das uns an gr. ζυγόν (lat. jugum für *jugom) erinnert. Wir nehmen

Digitized by Google

also auf Grund der verwandten Sprachen und der römischen Überlieferung für den Beginn der christlichen Zeitrechnung eine germ. Grdf. juko an und finden diese durch das finn. juko bestätigt (oben S. 115). So wird der germ. Einfluß auf das Finnische in dem ersten vorchristlichen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert begonnen haben, als wir langos und noch nicht langas für unser lang, dagos und noch nicht dagas für unser Tag, wulfos und noch nicht wulfas für unser Wolf gesagt haben.

In diese älteste Schicht müßte man dann aber auch eine Gruppe von Lehnwörtern mit dem Ausgang -o verlegen, in denen germ. Feminina auf -ô vorliegen: finn. airo 'Ruder' = anglf. ár aus *airô, kuuro 'Regenschauer' = got. skûra, surko 'Mitleid' = got. saúrga aus *surgô, runo 'Gedicht' = got. rûna aus *rûnô. Insofern der finn. o-Ausgang hier die Fortsetzung eines urgerm. Ausgangs mit ô sein muß, sind die eben behandelten Feminina des Germanischen im Finnischen als ältere Entlehnungen anzusehen gegenüber finn. Wörtern wie akana 'Spreu', kansa 'Volk', multa 'Staub', niekla 'Nadel', paita 'Hemd', die mit got. Femininen des 4. Jahrhunderts (got. ahana, hansa, mulda, nêthla, paida) in auffälliger Übereinstimmung stehen.

So haben also die Finnen nicht beliebig lange vor der christlichen Zeit sprachlich unter germ. Einflüssen gestanden, sondern hauptsächlich wohl erst mit dem letzten vorchristlichen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Aber dann wird sich die Einwirkung, die von Germanen herrührt, wohl durch mehrere Jahrhunderte bis auf das Zeitalter Ermanarichs hingezogen haben, in denen das Germanische seinerseits allerlei Lautwandlungen durchmachte.

Die Vorfahren der Goten des Ulfilas und des Ermanarich kommen natürlich in erster Linie mit in Frage. Sie wohnten im Zeitalter des Tacitus am untern Lauf der Weichsel und drangen im 2. Jahrhundert nach Nordosten vor. Damals haben sie noch sicher auf einer ursprünglicheren Lautstufe gestanden als zur Zeit des Ulfilas. Der got. Sprachtypus, wie er uns in den Bibeltexten entgegentritt, wird erst im Beginn des 4. Jahrhunderts durchgedrungen sein. Wie schon bemerkt, können aber einige got. Elemente auch erst im 4. Jahrhundert unter Ermanarich zu den finn. Stämmen gedrungen sein, wenn finn. multa 'Staub' und paita 'Hemd' in der Endung mit den bibelgotischen Formen mulda und paida übereinstimmen.

Anderseits läßt sich aber doch nicht leugnen, daß in einigen Fällen der Verdacht auf frühe skandinavische Einwirkung weist, die auch

Digitized by Google

in den ersten Jahrhunderten vom Finnischen Meerbusen aus nach Südosten vorgedrungen wäre. Denn einigen finn. Wörtern entsprechen nordische Wörter, die man bei den übrigen Germanen vergebens sucht: finn. aalto 'Woge' anord. alda 'Woge', finn. arpa 'Botschaftsstock' anord. ǫr, finn. antura 'Sohle des Schlittens' anord. ǫndurr 'Schneeschuhe', finn. kinnas 'Handschuh' anord. skinn 'Leder'.

Es gibt nämlich einige sichere Fälle, in denen wir gezwungen sind, vom Gotischen abzusehen. So kann kaira 'Bohrer' nicht gotisch sein, weil das got. Wort *gais (für *gaīsa) lauten müßte. Anderseits darf man für finn. kuningas 'König' oder hunaja 'Honig' weder an das Gotische noch an das Nordische denken: der König heißt auf got. thiudans oder reiks und der Honig milith, und im Altnordischen entsprechen konungr 'König' und hunang 'Honig'. Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß noch ein dritter germ. Stamm in Frage kommt, den man zu den westgerm. Sprachen rechnen müßte. Jedenfalls steht die finn. Lautform kuningas 'König' dem altdeutschen kuning zunächst und hunaja 'Honig' dem altdeutschen honag.

So werden verschiedene germ. Stämme auf das Urfinnische eingewirkt haben. Man wird nicht jedem Wort ohne weiteres irgendeinen mundartlichen Charakter abmerken können. Aber wer will für die in Frage kommenden Jahrhunderte, denen keine literarische Beglaubigung zur Seite steht, hier endgültig urteilen? Das aber müssen wir mit Bestimmtheit hervorheben: der germ. Spracheinfluß war zugleich ein mächtiger Kultureinfluß von seiten der Germanen auf die Finnen. Wie bedeutsam redet ein Lehnwort wie finn. runo 'Gedicht, Zauberlied'! Es ist unser germ. Wort Rune (Runen spielten im Bereich der Zauberei eine große Rolle). Werden wir dann nicht auch annehmen müssen, daß die Finnen ihre Alliterationstechnik, wie sie sich im Kalewala-Epos äußert, auch von den Germanen übernommen haben? Wenn sich aber keine Spur der germ. Runenzeichen in Finnland gefunden hat, so mag das verhältnismäßig junge Alter der Runenschrift dabei in Anschlag zu bringen sein.

Wir nehmen in der Tat an, daß der Kulturzustand der Finnen, den Tacitus im letzten Kapitel der Germania nach guten Ermittlungen dargestellt hat, durch die Berührung mit den Germanen bedeutend gehoben wurde. Einerlei ob dieser älteste Einfluß sich durch vier oder mehr Jahrhunderte hinzog, er brachte den Finnen Errungenschaften, in deren Besitz die kulturell überlegenen Germanen schon sehr lange gewesen sind. Berichtet Tacitus, daß die Finnen

Digitized by Google

von Waffen nur den mit Knochenspitze versehenen Pfeil gekannt haben, so werden sie erst durch die Germanen das Schwert (finn. miekka got. mêkeis) und die Schwertscheide (finn. huotra got. fôdr), auch den Spieß (finn. keihäs nhd. Ger) kennengelernt haben. Wenn das Pferd den Finnen nach Tacitus unbekannt war, so spricht der germ. Ursprung von marhaminta 'Halfterriemen', juko 'Joch', satula 'Sattel', silat 'Siele' für die Richtigkeit der Taciteischen Behauptung. Erst durch die Germanen lernten die Finnen den Hausbau kennen: finn. ansas 'Balken' got. ans 'Balken', lattia 'Fußboden' andd. flet, arina 'Herd' nhd. Ehren (ahd. erin), ahjo 'Esse' nhd. Esse, patja 'Polster' nhd. Bett; dazu die Gerätschaftsbezeichnungen kaira 'Bohrer', nakla 'Nagel', saha 'Säge'. Auch eine reichere Lebensführung wurde von den Germanen gelernt: finn. paita 'Hemd' got. paida, vantus 'Handschuh' ndd. Wante' Matrosenhandschuh', kinnas 'Faustshandschuh' anord. skinn 'Leder', panka 'Spange' nhd. Spange, rengas 'Ring' nhd. Ring, kulta 'Gold' nhd. Gold, niekla 'Nadel' nhd. Nadel, katila 'Kessel' nhd. Kessel. Auf Schiffahrt und Fischfang beziehen sich germ. Entlehnungen wie finn. keula 'Vordersteven' nhd. Kiel, airo 'Ruder' engl. oar 'Ruder', tauko 'Tau' nhd. Tau, vatas 'Zugnetz' ndd. Watt, aalto 'Woge', rauma 'Strom', holma 'stilles Wasser', turskas 'Dorsch', tulla 'Ruderdolle', valas 'Walfisch'. Auf Ackerbau und Viehzucht geht noch eine größere Anzahl von germ. Entlehnungen: finn. pelto 'Acker', multa 'Stauberde', ruis 'Roggen' anord. rugr, kakra 'Hafer', laukka 'Zwiebel', atra 'Pflug', haasia 'Heudörre', kuokka 'Rasenhacke', tunkio 'Misthaufen', lanta 'Mist, Dünger', kura 'Kot', saatto 'Heuhaufen', akana 'Spreu' kara 'Pflugschar', teuras 'Schlachtvieh' ahd. zëbar, lammas 'Schaf', nauta 'Rind' ahd. nôz, kauris 'Bock', kana 'Huhn'.

Wir fragen noch nach dem s-Laut des Urgermanischen, wie er uns in den Runeninschriften so vielfach entgegentritt. Auch das germ. Lehngut im Finnischen zeigt ein hartes s im Auslaut als Ersatz, aber bei der Übernahme war auch von den Finnen weiches s gehört und zunächst gesprochen. Im Wortinnern ist nämlich germ. s durch h ersetzt, z. B. in finn. keihäs 'Spieß' germ. gaisas, finn. ahjo 'Esse' für germ. asjô, finn. kihla 'Verlobung' aus germ. gîslas. Nun bilden germ. Lehnwörter ihre Genitive in auffälliger Weise: lampaan zu lammas 'Schaf' (germ. lambas), varkaan zu varas 'Dieb' (germ. vargas), kintaan zu kinnas 'Handschuh' (germ. skinthas). Die hier vorliegende Genitivendung -aan beruht auf -ahan für -asan und

Digitized by Google

zeigt die Genitivendung -an unmittelbar mit der germ. Nominativform auf -as verbunden. Damit beweist also auch das Finnische den runischen s-Ausgang von gastis stainas. So wird der urgerm. Sprachcharakter von den verschiedensten Seiten her aufgehellt, und alle solche Ermittlungen kommen auch unserm Deutsch zugute.

§ 20. Deutsches Vulgärlatein. Die südliche Kultur, die römische Händler und Heere von Gallien aus nach Deutschland trugen, wird durch lateinische Schriftsteller ebenso hell beleuchtet wie durch die lateinischen Lehnwörter, die fortan germanischer Besitz geworden sind. Das ist eine bekannte Tatsache. Aber weniger bekannt ist die Tatsache, daß Germanien — stumm, wie es ist und zunächst auch bleibt — ein wertvoller Zeuge für das Latein der ersten nachchristlichen Jahrhunderte ist. Man könnte darüber staunen, wenn es sich um klassisches Latein handelte, und doch erfährt dies vielleicht auch in einigen Fällen aus deutschen Sprachmitteln Aufhellung. Es handelt sich aber hauptsächlich um Deutsch als Zeuge für das Vulgärlatein.

Nicht vom geschriebenen Wort ging der Einfluß der Römer aus; nur mündlicher Verkehr und Austausch war Träger der Kultur für die beiden Sprachen. Germanen ihrerseits haben zunächst nicht viel Eigenes zu geben gehabt oder, besser gesagt, der römische Volksmund übernahm von den Germanen sprachlich wenig oder gar nichts; denn ihre reiche Sprache konnte auf Fremdes aus Barbarenmund gut verzichten. Einzelne bezeichnende Wörter wie alcês, barditus, framea, ganta, glêsum, sâpô (oben S. 121) mochten vorübergehend den Römern in den Mund oder in die Feder kommen. Vielleicht nur bei ganta 'Gans' (ital. ganta) und bei sâpô (ital. sapone frz. savon) 'Seife' darf man an frühzeitige Einbürgerung auch im Vulgärlatein denken; aber keine Tatsache der romanischen Sprachen redet unzweideutig für eine Aneignung von Wörtern wie glêsum im römischen Reich.

Aber das Vulgärlatein seinerseits erhält aus Deutschland Licht. Und es bedarf dieses Lichtes; denn es ist keine überlieferte, sondern nur eine erschließbare Sprachstufe ohne strenge und allseitige Beglaubigung durch etwaige Sprachdenkmäler. Vielmehr sind die Zeugnisse fürs Vulgärlatein durch das Weltreich Roms verstreut, und in diesem Machtbereich liefert dafür auch Deutschland Beweisstücke.

Das in Germanien gesprochene Vulgärlatein, in dem unsere Lehnwörter wurzeln, unterscheidet sich in wichtigen Fällen von dem Vulgärlatein, aus dem das Romanische, und insbesondere von dem gallischen Vulgärlatein, aus dem das Französische erwuchs. Auf deutschem Boden haften noch heute Wörter des Lateins, die in Gallien, mit

dem wir damals in nächster Beziehung und in nächstem Austausch standen, etwa im 4./5. Jahrhundert völlig abstarben. Wie wäre es sonst denkbar, daß wir an Caesar (got. kaisar) festgehalten haben, das im Französischen und fast überall im Romanischen durch imperatorem (frz. empereur) ersetzt ist? Seit dem 4. Jahrhundert herrscht in gallischen Inschriften das kelt. leuga (frz. lieue) 'Meile', aber Germanien hat an lat. mîlia ebenso festgehalten wie ital. miglia. Für lat. câseus 'Käse' hat der Franzose sein formaticus (ergänze câseus) urspr gl. 'Formkäse' (frz. fromage), aber der Germane hält an dem alten câseus fest: ahd.-andd. kâsi (engl. cheese). Hierher gehören vor allem die Benennungen im Bereich der von Italien und Gallien zu uns gekommenen erst nachklassischen Woche (unten § 24). Unser Sonntag sowie ndl. Zaterdag (engl. Saturday) spiegeln die älteren Benennungen lat. Solis dies und Saturni dies wieder, aber die frz. Dimanche (ital. Domenica) und Samedi (ital. Sabbato) sind christliche Ersatzwörter, tragen also deutlich den Stempel späterer Jahrhunderte. In diesem älteren Provinzialatein liegt mithin ein älteres Vulgärlatein vor, als es die romanischen Sprachen widerspiegeln. In außerfranzösischen Gebieten haben sich solche Wörter unter Umständen bewahrt: lat. câseus in ital. cacio.

Somit spielt das Vulgärlatein des Rheingebiets, zumal nördlich von Mainz, für die Entstehung von Vulgärlatein und Romanisch eine bedeutsame Rolle. Das oben erörterte Lehngut gibt in der Tat wichtige Aufschlüsse über das Latein der ersten Jahrhunderte, wie die Germanen es aus dem Munde der Römer als Volkssprache, nicht als Buch- oder Schriftsprache, hörten. Natürlich herrscht in den lat. Lehnwörtern die alte k-Aussprache von lat. c in Caesar, cista, vicia, carcer, calcem, lucerna (got. kaisar ahd. kista, wickia, karkâr usw.). Die jüngere ts-Aussprache des Mittel- und Neulateins ist erst seit dem 4.—7. Jahrhundert in einigen romanischen Gebieten durchgeführt. Die Stummheit von lat. h gilt für die ganze Kaiserzeit, und die germ. Lehnwörter beweisen dies: lat. hircus ahd. irah 'Bocksleder', lat. hasta frühahd. ast 'Speer'. Von der größten Wichtigkeit aber ist, daß in den romanischen Sprachen der alte Unterschied von ă und â, von ĭ und î, der Vokallänge und Vokalkürze in offenen Tonsilben völlig aufgegeben ist, während er vom Germanischen in den lat. Lehnwörtern treu festgehalten wird. Das lateinische Mittelalter und die romanischen Sprachen behandeln die Tonvokale von ăsinus, câseus völlig gleich, aber die Germanen unterscheiden nach alter Weise.

Digitized by Google

Aber auch die lateinische Schriftsprache der Kaiserzeit, der das Germanentum besonders für Deutschland unter einem mächtigen Kultureinfluß so viel Sprachgut verdankt, empfängt doch auch Aufklärung und Licht von unserm deutschen Grund und Boden aus. Das Lehngut, mit dem wir Roms Überlegenheit und Weltmacht bestimmen können, wird in vielen Einzelheiten durch unsere germanistische Betrachtungsweise besser bestimmbar als durch sonstige Beweise. Wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, daß unsere norddeutsche Aussprache des lat. s nicht die Aussprache der Kaiserzeit widerspiegelt, sondern das christliche Latein mittelalterlicher Klöster. So beweisen unsere Esel, Kaiser und Käse in ihrer ältern got. Lautgestalt asilus, kaisar und mit ahd.-andd. ęsil, kâsi die Unmöglichkeit einer weichen s-Aussprache, wie sie viele von uns für lat. asinus, Caesar und câseus anwenden; denn ein weiches s (schriftsprachlich gelesen, gewesen) hätte im Inlaut mit Naturnotwendigkeit vom Gotischen festgehalten und im Deutschen durch r vertreten werden müssen; aber es gibt kein got.*asilus und *kaisar und kein ahd.-andd.*ęril und *kâri. Diese Tatsache des harten s-Lautes wird zwar durch italienische Mundarten z. B. der Toskana völlig bestätigt, beherrscht aber trotzdem nicht das Wissen der Kenner, die vom Germanischen aus keine Aufschlüsse für das Latein erwarten. An Einzelheiten kommen noch in Betracht, daß die Germanen das lat. elephantus nicht in der Aussprache mit f haben übernehmen können, sonst blieben mndd. elpendêr mndl. elpendier 'Elefant' und mndd.-mndl. elpenbeen 'Elfenbein' völlig unbegreiflich. Hat sich doch sogar noch der christliche Taufname Josêphus in dem nordwestlichen Deutschland in einer Aussprache Josêpus (im Heliand Josep, vgl. ital. Giuseppe) festgesetzt. Die lat. Syrus 'der Syrier' und papyrus 'Lampendocht' sind mit der ü-Aussprache des ȳ von den Germanen entlehnt worden, was got. Saúr 'Syrier' einerseits und angls. tapur (engl. taper) 'Kerze' anderseits zur völligen Gewißheit erheben.

Schließlich bleibt aber noch eine bedeutsame Tatsache hervorzuheben. Das Latein, das uns in der Römerzeit so viel Lehngut beschert hat, erhält von Germanien aus nicht nur seine frühe Anerkennung als Weltsprache, es erhält ebendaher im Einzelnen auch Aufhellung, wie sie keine römischen Sprachdenkmäler liefern. Durch ahd. fâsci alemann. fæsch wird erwiesen, daß sein Grundwort lat. fascia mit â (fâscia) zu sprechen ist, was man weder aus dem Latein noch aus dem Romanischen entnehmen kann. Aus dem Latein weiß man durch keine Dichterstelle, daß die Tonvokale von pisum 'Erbse'

Digitized by Google

und unio 'Zwiebel' kurz zu sprechen sind, aber die frühzeitig daraus entlehnten angls. pīse (engl. pease) und ynne (ahd. unna) reden deutlich für lat. pīsum (besser pīsa) und ŭnio, und das sind zugleich auch die romanischen Grundformen; sie waren also auch vulgärlateinisch. Nur mit Hilfe von angls. cleofa 'Stube' steht uns fest, daß das Grundwort lat. clībanus anzusetzen ist. Wenn aber keine römischen Schriftsteller dies in der Bedeutung 'Stube' — es bedeutet immer nur 'Ofen' — kennen, so kann eine frühmittellat. Glosse clibanus camera (Corp. Gloss. Lat. V 627, 7) den Ursprung des angls. Wortes sicherstellen; es bleibt nichts übrig, als dem lat. clibanus eine zweite Bedeutung 'Stube' mindestens für das nordgallische Provinziallatein zu geben, das bei den Germanen am Niederrhein Bürgerrecht erhielt, wenn es auch keine romanische Sprache festgehalten hat. Somit ist das Germanische in seinem lat. Lehngut mehrfach als Sprachquelle im Bereich des Lateins anzuerkennen.

Aber das Latein bewahrt als gallisches Vulgärlatein seinen Einfluß auf deutsche Gebiete auch im 5./6. Jahrhundert, als neues Wortgut auftrat, das in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit dem Latein noch gefehlt hatte. Das Deutsche empfing aus diesem späten Provinziallatein Wörter, die auf das deutsche Festland mit Einschluß der Niederlande beschränkt blieben und nun nicht mehr gemeingermanisch zu werden vermochten. Es war aber noch kein französischer Einfluß, denn erst mit dem 9. Jahrhundert gibt es ein Französisch, und sein Einfluß auf unser Deutsch beginnt etwa um 1100 (unten § 38). Diese Lehnschicht ist jedoch bei weitem nicht so groß wie die der Kaiserzeit.

Inhaltlich läßt sich diese Lehnschicht nicht immer festlegen. Wir nennen bicārium 'Becher' andd. bikeri, catta 'Katze' ahd. kazza, coxīnus 'Kissen' ahd. kussīn, falco 'Falke' frz. faucon = ahd. falko (fehlt dem Angelsächsischen), flasca 'Flasche' ahd. flaska, paraverēdus 'Pferd' ahd. pferit, spicārium 'Speicher' andd. spīkeri, tolonēum 'Zoll' andd. tolna. Wir möchten solche Wörter zwar für ganz einwandfreies Latein ansehen, darauf haben sie aber kein Anrecht. Es ist spätes Wortgut aus der Zeit nach der Völkerwanderung, und der Ursprung einzelner dieser Wörter ist nicht mehr festzustellen; aber innerhalb des Deutschen haben sie sicher als späte vulgärlateinische Fremdlinge zu gelten.

Unter den Lateinwörtern dieser Übergangszeit findet sich nur weniges aus dem Verwaltungs- und Kanzleibereich der Merowinger. Dahin gehört vielleicht unser Zins andd. tins aus lat. census. Klarer ist wohl lat. palatium in der seltsamen Lautgestalt palantium oder

Digitized by Google

palantia, das in mhd. pfalze (unser Pfalz) vorliegt. Ahd. pfalinza hat kein echtes i in der Mittelsilbe, sonst hätte das Wort, das germ. Erstbetonung erhalten hat, ahd. *pfelinza mhd. *pfelze gelautet. Seine Übernahme nach Deutschland muß ins 6. Jahrhundert verlegt werden. Freilich zeigt die andd. Entsprechung tz neben t, was eine Entlehnung aus dem Mittelfränkischen oder Niederfränkischen nicht ausschließt. Aber lat. palatium entwickelte sich im Altfranzösischen zu einem lautgerechten palais. Dies wurde im 12. Jahrhundert als mhd. palas 'Festsaal' abermals bei uns heimisch. Mit den königlichen Pfalzen drängte sich wohl auch ein frühmlat. villâre 'Weiler' ein, mit dem schon um 700 am Mittelrhein fränkische Ortsnamen gebildet werden konnten wie in Weißenburger Urkunden Audonevillare, Bobunivillare, Imminnivilare.

Bedeutsam hebt sich neben so verschiedenartigen Entlehnungen eine christliche Wortgruppe ab, die das gallische Vulgärlatein des 6. Jahrhunderts mit dem späteren Französisch teilt. Es ist der frühste Ausdruck eines lateinischen Christentums, das sich hier von Westen her regt, nachdem der Salfranke Chlodwig sich Weihnachten 496 für das römische Christentum entschieden hatte. Alle diese Lehnwörter scheinen von den Klöstern des Westens ausgegangen zu sein. Das Wort Kloster (ahd.-andd. klôstar) selbst aus lat. claustrum stellen wir an die Spitze. Auch ahd. munistri aus lat. monasterium scheint in diese Übergangszeit zu gehören. Unser Mönch (ahd. munich) beruht auf einer Grundform *munik für lat. *monicus = frz. moine, während lat. monachus = ital. monaco die ältere Lautform ist. Aus schriftlat. eleemosyna entwickelte sich in Gallien ein vulgäres *almosna (frz. aumône), das wir in unserm Almosen festgehalten haben. Unser opfern wird durch die hochdeutsche Lautverschiebung als eine frühe Entlehnung aus lat. operare 'opfern' etwa für das 6. Jahrhundert erwiesen. Unser Segen (ahd. sëgan = lat. signum) ist jedenfalls vor die ahd. Zeit zu verlegen. Etwa gleichzeitig tritt ein frühmlat. patrînus 'Taufpate' auf, das in den Pfälzer Gegenden noch heute als Pfetter Petter weiterlebt (vgl. auch ndl. peter 'Pate'); aber das entsprechende frz. parrain deutet auf ein jüngeres mlat. *patrânus hin. Hier beweist die pfälzische Heimat für unser Pfetter deutlich einen Zusammenhang nach Westen hin, insofern es den übrigen hochdeutschen Mundarten fremd geblieben ist. Die Lautgestalt dieses Pfetter erinnert an den unterelsässischen Ortsnamen Dumpfiter, ursprünglich domus Petri: beide teilen die Lautverschiebung von p zu pf.

Wir haben hier mit der Darstellung des Vulgärlateins, das die

Digitized by Google

alten Deutschen aus Römermund zu hören bekamen, scheinbar den Verlauf unserer Sprachgeschichte aus den Augen verloren. In Wirklichkeit aber wollen wir feststellen, daß unsere alte Sprache, wenn man sie richtig versteht, auch fürs Latein Bedeutung beansprucht. Der Geschichtschreiber der Muttersprache hat nicht nur von den Anleihen zu erzählen, von denen unsere Kultur Wortgeschichtliches weiß, er hat auch festzustellen, wie unsere Muttersprache die Nachbarsprachen wie mit Scheinwerfern erhellen kann. Mit diesen Erörterungen aber sind wir bereits in den vierten Zeitabschnitt unserer Sprachgeschichte getreten, mit dem wir uns erst S. 170 zu beschäftigen haben. Zunächst werfen wir noch einen Rückblick auf die Einzelergebnisse der bisherigen Betrachtungen, sofern sie sich unmittelbar auf unser Deutsch beziehen.

§ 21. Das Deutsche zur Römerzeit. Deutsche Stämme und deutsche Gebiete sind es hauptsächlich gewesen, die uns in der Römerzeit Namengut liefern. Erst mit dem Zeitalter ihres Eintritts in den Gesichtskreis der Kulturwelt Roms treten die alten Deutschen mit ihrer Sprache aus dem Bereich ausschließlicher Mutmaßungen und aus dem Nebel trügerischer Rückschlüsse in die Welt beglaubigter Tatsachen.

So dürfen wir nunmehr die Frage nach dem ältesten Aussehen unserer Sprache aufwerfen. Freilich erheben sich bei der Beantwortung dieser Frage gleich Schwierigkeiten. Konnten die Römer die deutschen Laute richtig erfassen und wiedergeben? Haben die Römer nicht dem germ. Wortgut den Stempel der Latinität aufgedrückt? Übernahmen die Römer die Namen auch wirklich unmittelbar von den Germanen und nicht vielmehr durch keltische Vermittlung?

In der Tat haben manche Namen von jeher ein keltisches Aussehen, und bei dem Namen der Teutonôs (oben S. 48) steht keltische Vermittlung außer Frage: got. thiudans 'König', womit der Völkername zusammenhängt, beweist das Fehlen der germ. Lautverschiebung. So lassen auch früh beglaubigte Namen wie Usipetes keltischen Lautstand vermuten. Und die alten Könige Teutoboduus, Maroboduus zeigen ein kelt. bodvâ gegenüber dem germ. Namen der Göttin Baduhenna (oben S. 126).

Anderseits decken sich die Lautverhältnisse des Lateins keineswegs mit dem altgerm. Lautstand. Bot doch die römische Schrift nicht ohne weiteres die Lautzeichen für Wörter, die die germ. Lautverschiebung hervorgebracht hatte. Zunächst besaßen in ihrer Volkssprache die Römer den germ. th-Laut nicht, nur der gebildete Römer

Digitized by Google

konnte sich Mühe geben, das griech. θ richtig zu sprechen. So umschreibt der Römer das germ. th zwar auch mit th, aber oft genug gibt er es mit einfachem t wieder. Am schwierigsten war der germ. h(ch)-Laut, der auch durch die erste Lautverschiebung erzeugt war. Das lat. h war in der Volkssprache der Kaiserzeit stumm, wie es auch nicht in die romanischen Sprachen übergegangen ist (lat. habêre = frz. avoir ital. avere). So kommt es, daß germ. Namen mit hathu- 'Kampf' (vgl. ahd. Hadubrant) in römischer Wiedergabe schwanken: Catu-mêrus Atu-frafineae. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß der inschriftlich bezeugte Germane Crôtilô (CIL. VII 326) ein *Chrôthilô sein muß; dies entspricht dem ahd. Hruodilo angls. Hrédla (verwandt mit Rudolf). Der Römer behalf sich mit c und t als Andeutungen für ch und th. Um so auffälliger ist der echte hl-Anlaut im Namen der Göttin Hludana, die aber, und das ist noch auffälliger, auch Hludena inschriftlich lautet; der Ursprung des Namens ist freilich noch nicht aufgeklärt.

Solche Fälle geben uns die Berechtigung, der römischen Wiedergabe von germ. Namen und Wörtern zu mißtrauen. Aber wir dürfen unser Mißtrauen nicht übertreiben und stellen lieber gleich fest, daß uns die Wiedergabe von germ. Namen und Wörtern durch die Römer fast immer ein leidliches Lautbild gibt. Schwankungen wie Suêbôs mit Suêvôs stören nicht, weil die b-Schreibung durch ahd. Suâba mhd. Suâbe als richtig erwiesen wird (zur Deutung des Namens vgl. oben S. 110). Schwankungen wie glaesum (Plin.): glêsum (Tac.) verraten uns vielleicht ein Schwanken in der germ. Aussprache des Tonvokals.

Die lat. Schrift war in einem besonderen Falle nicht in der Lage, einen germ. Laut unzweifelhaft wiederzugeben. Wir besaßen damals einen weichen s-Laut wie in got. batiza 'besser', minniza 'minder', maiza 'mehr' und izê 'ihr', thizê 'der'. So sprachen die Germanen *glêso glêsa für das überlieferte glêsum 'Bernstein', das in mndd. glâr 'Baumharz' vorliegt. Dieser s-Laut wird durch die Lautverschiebungsregel (oben S. 56) gefordert und durch die ältesten Runeninschriften bestätigt.

Dürfen wir aber mit einigen Vorbehalten der römischen Überlieferung im wesentlichen trauen, so können wir auch behaupten, daß wir den deutschen Lautstand zur Römerzeit leidlich kennen. Da steht ihre spätere Eigenart klar vor unsern Blicken, wenn unser Burg in Eigennamen wie Asciburgium und unser Wort Furt in dem Ortsnamen Λούπφουρδον ('Furt der Lippe' = Lupia) zutage tritt, und wenn wir die Burgunden des Nibelungenlieds als Burgundii schon

Digitized by Google

bei dem älteren Plinius (gest. 79 n. Chr.) antreffen. Das dem lat. portus 'Hafen' entsprechende furdum 'Furt' in dem Ortsnamen Λούπφουρδον zeigt das germ. f für vorgerm. p, wie wir es auch für den Namen der Friesen als Frisiavones annehmen müssen. Daß die Lautverschiebung bei der sprachlichen Berührung von Germanen und Römern schon ganz vollzogen war, lehren auch die lat. Lehnwörter im Germanischen, von denen kein einziges die urgerm. Lautverschiebung mitgemacht hat (got.-andd. pund 'Pfund' aus lat. pondo und andd. strâta 'Straße' aus lat. strâta).

Deckt sich die römische Überlieferung in bezug auf die Mitlauter mit dem Stand der altgerm. Lautgesetze und den Gesetzen der Lautverschiebung, so wollen demgegenüber kleine Abweichungen in den Selbstlautern nicht viel besagen, wenn der Stamm der Schwaben in seinem Namen ein ê (Suêbôs) zeigt und altdeutsche Personennamen wie Sigimâr oder Hadumâr vielmehr Sigimêrus oder Chathumêrus lauten. Denn aus der got. Bibelsprache des Ulfilas überzeugen wir uns schnell von der Echtheit und Altertümlichkeit des ê durch got. mêrs 'bekannt' und durch Gleichungen wie lat. êdimus, êmimus, frêgimus, sêdimus = got. êtum, nêmum, brêkum, sêtum gegenüber mhd. âzen, nâmen, brâchen, sâzen; und so sind auch got. dêths sêths älter als ahd.-mhd. tât sât, wie auch lat. sêmen eine ältere Lautform hat als mhd. sâme.

Aber mit der Altertümlichkeit des ê von Namen wie Suêbi, Segimêrus, Chathumêrus, wozu sich noch glêsum 'Bernstein' = mndd. glâr 'Baumharz' gesellt, gewinnen wir zugleich einen festen Standpunkt gegenüber einem oft bezeugten Doppellauter in den germ. Namen der römischen Überlieferung. Das eu in den Namen Eudoses, Greutungi, Reudigni, Teutoburgium hat auch Glaubwürdigkeit und Alter zu beanspruchen. In derartigen Fällen zeigt das Gotische ein iu und das Althochdeutsche des achten bis zehnten Jahrhunderts ein eo io: der Personenname Leubaccus, den eine römische Inschrift des Chattenlandes aufweist, gehört zu got. liub 'lieb' = andd.-ahd. liob leob. So werden wir zu dem Schluß gezwungen, daß dem got. iu wie dem andd.-ahd. eo io in der Römerzeit ein gemeingerm. eu vorausliegt. So müssen also Entsprechungen wie got. biudan = ahd. biotan, got. giutan = ahd. giozan oder got. thiuda = ahd. thiot in der Urzeit mit eu ausgesprochen worden sein. Damit nimmt unser Deutsch für die ältere Römerzeit immer weitere Züge an.

Und noch ein weiteres kommt in Betracht. Vielfach gilt in der älteren Römerzeit das alte echte e gegenüber einem i der jüngeren

Digitized by Google

Entwicklung, z. B. in Segimêrus = ahd. Sigimâr, Segimundus = ahd. Sigimunt. Dieses alte e treffen wir auch in dem alten Namen der Finnen als Fennôs.

Das Sprachbild, das die vorgeschichtlichen Zeiten geschaffen haben, hat in der Römerzeit manche neue Züge erhalten. Aber keiner davon war so bedeutsam, wie es die erste Lautverschiebung (§ 6) für die Ausbildung des Germanentums in der urgerm. Zeit gewesen war. Einflüsse von außen haben den einheimischen Wortschatz bereichert, aber nicht eigentlich den Sprachbau. Doch bleibt es immerhin zu beachten, daß der urgerm. p-Anlaut, für den bis dahin nur das fremde paida 'Rock' (oben S. 51) vorliegt, jetzt in den zahlreichen Entlehnungen nichts Ungewöhnliches hat. Es handelt sich ausschließlich um lat. Lehngut, wenn ahd. pfâl 'Pfahl', pfâwo 'Pfau', pfistûr 'Bäcker', pfîl 'Pfeil', pflanza 'Pflanze', pfund 'Pfund' mit ihrem pf-Anlaut auf ein urdeutsches p = lat. p zurückweisen. Aber weder der Heliand noch das angls. Beowulflied verwerten den p-Anlaut in ihrer Stabreimtechnik und beweisen damit die Fremdartigkeit, die ihm immer noch anhaftete.

Fremd war der p-Laut auch dem Urgermanischen nicht gewesen, aber er kam nur im Inlaut häufiger vor, zumächst bei Wörtern, die nicht als Fremdlinge verdächtigt werden können. Wörter des Heliand wie andd. grîpan 'greifen', hëlpan 'helfen', hlôpan 'laufen', hrôpan 'rufen', slâpan 'schlafen', wërpan 'werfen' sind schon im Gotischen vorhanden und stammen als Wurzelverba schon aus urgerm. oder vorgerm. Zeiten. So war das p an und für sich den Germanen keineswegs fremd, während b den Indogermanen ursprünglich seltsamerweise unaussprechbar gewesen ist (oben S. 16). So konnten sich auch die lat. Entlehnungen leicht einleben, um bald dem heimischen Sprachschatz einverleibt zu werden.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß Latein und Germanisch um die Wende der alten und neuen Zeitrechnung im sprachlichen Gesamtbau sich noch nahe genug waren, um sich zusammen zu vertragen. Das kam der Übernahme von Entlehnungen von seiten der Germanen entschieden zugute. Lat. Wörter wie asinus und saccus erschienen daher noch im Bibelgotischen des 4. Jahrhunderts als asilus und sakkus. Und wenn der Eigenname Siegmund im Altnordischen als Sigmundr nach der u-Deklination flektiert und sicher eine Grdf. Sigimundus verlangt, so haben wir die Lautform Segimundus der römischen Überlieferung (Tac.) nicht als Latinisierung mit der lat. Endung -us aufzufassen, sondern als treues Abbild einer germ. Viersilbigkeit, die damals sicher bei den

Digitized by Google

Germanen gegolten hat, wie denn noch im Munde des Gotenapostels Ulfilas der Eigenname Sigimundus gelautet haben müßte. Nur zu leicht neigt der mit dem Latein aufgewachsene Gelehrte dazu, das -us in Eigennamen wie Segimêrus oder Chathumêrus gegenüber ahd. Sigimâr Hadumâr für eine schlichte Latinisierung zu halten, wie etwa moderne Latinisierungen von Reimar Gerwin als Reimarus Gervinus lauten.

Wir stehen hier bei einer bedeutsamen Tatsache unseres Sprachlebens für die ersten christlichen Jahrhunderte. Die darauf folgenden Jahrhunderte haben verkürzte Silbenzahl wie ahd. ęsil sack und Sigimunt, wo vordem eine größere Silbenzahl gegolten hatte. Got. pund 'Pfund' und lukarn 'Leuchter' haben in den ersten Jahrhunderten noch *pondo und *lukarna gelautet und hatten einmal die volle Silbenzahl der lat. Grundwörter pondo und lucerna. So können wir das formelle Aussehen des Germanischen in bezug auf die Endungen für die ältere Römerzeit bestimmen. Mit dem Flußnamen Albis der Römerzeit deckt sich anord. elfr 'Fluß', insofern es eine Grdf. Albis voraussetzt. Solche Tatsachen zwingen uns zu dem Schluß, daß um Christi Geburt das Altgermanische seinen idg. Formenbestand noch leidlich erkennen ließ.

Zudem decken sich sogar in beiden Sprachen auch die konsonantischen Stämme. Unter den Eigennamen der römischen Überlieferung treten Entsprechungen des zweiten Wortgliedes von Dietrich und Friedrich besonders hervor. Sie enden im 5./6 Jahrhundert auf -rîcus, aber in älteren Belegen treten vielmehr Namen mit -rîx auf: Boiorîx Caesorîx Δευδορίξ Hunerîx und mit dem richtigen k-Inlaut Cruptorîx Gen. Cruptorîcis (Tac. Annal. IV 73), während keltischer Einfluß von Namen wie Dumnorîx Gen. Dumnorîgis und Vercingetorîx Gen. Vercingetorîgis zu einer Flexion mit innerem g führt; ebenso Mallorîx Akk. Mallorîgem (Tac. Annal. XIII 54). Da das kelt. rîg 'König' mit dem got. reiks als konsonantischer Stamm übereinstimmt, hat der verhältnismäßig später auftretende Typus von germ. rîcus-Namen wie Theuderîcus (gegenüber Δευδορίξ) als wirkliche Latinisierung einer Zeit nach der Wirkung der germ. Auslautsgesetze (unten § 22) zu gelten: Alarîcus, Athanarîcus, Ermanarîcus, Fridirîcus, Hilperîchus usw.

In solchen Tatsachen erblicken wir einen völlig stichhaltigen Beweis dafür, daß uns die deutsche Sprachart der Römerzeit keineswegs dunkel ist. Denn nunmehr ist der Beweis erbracht, daß die lat. Lehnwörter bei ihrer Übernahme nicht gleich im Munde der Germanen verkürzt wurden, sondern zunächst lautgetreu blieben, bis sie

Digitized by Google

etwa im 4. Jahrhundert, als auch das heimische Erbgut Verkürzung der Silbenzahl erfuhr, durch jüngere Lautgesetze verkürzt wurden. In den ersten drei Jahrhunderten waren die lat. Formen auch unsere germ. Sprachformen.

Freilich sind kleinere Abweichungen der Aussprache auch bei treuer Übernahme fremden Sprachguts überall möglich. Sprach der Germane das Auslauts-s in Segimundus weich, so kannte der Römer überhaupt nur den harten s-Laut. Aber der Germane sprach auch das Nominativ-s von lat. asinus und saccus weich aus (asinus saccus), weil sein Nominativ-s in der Einzahl immer weich war (darüber vgl. unten S. 190). Ganz genau deckte sich die Aussprache der beiden Sprachen nicht. Aber in allen wesentlichen Stücken stimmte die lautliche Übernahme von seiten der Germanen gut zu der lat. Grundlage, wenn man dabei die römische Volkssprache in Anschlag bringt. Lat. discus oder mûlus klangen discus mûlus, lat. vînum als vulgärlat. vîno wurde zu wîno. Natürlich hat das urgerm. Gesetz der Erstbetonung die Fremdwörter schnell in Lehnwörter gewandelt. Der Germane betonte alsbald cáminum für lat. camínum, púlvinum für lat. pulvínum, flágellum (ahd. flęgil) für lat. flagéllum 'Dreschflegel', cárruca 'Karch' für lat. carrûca, lúkerna für lat. lucérna, kúmino für lat. cumínum, vívarjo für lat. vivário.

Die verhältnismäßige Spärlichkeit des germ. Sprachguts im Bereich des römischen Schrifttums darf uns aber nicht irremachen an dem Gesamtbild, das wir noch deutlich zu erkennen glauben. Es stehen uns ergänzend und bestätigend noch zwei alte Sprachquellen von hoher Beweiskraft zur Verfügung: die urgermanischen Lehnwörter im Finnischen (oben § 19) und die Sprache der ältesten Runeninschriften (oben § 18).

In den germ. Bestandteilen des Finnischen treffen wir sowohl das alte eu wieder, wie dem andd. kiol 'Schiff' das finn. keula 'Schiff' entspricht; wir finden auch noch das alte e für jüngeres i z. B. in finn. rengas 'Ring' ahd.-andd. hring, sowie in teljo 'Ruderbank' = anord. thilja.

Vor allem aber zeigt das Finnische noch Zweisilbigkeit und Dreisilbigkeit, wo im Althochdeutschen und Altniederdeutschen überall Einsilbigkeit bzw. Zweisilbigkeit herrscht: kuningas 'König' andd.-ahd. kuning. satula 'Sattel' ahd. satul, hunaja 'Honig' andd.-ahd. honag und daneben finn. armas 'lieb' ahd.-mhd. arm, kernas ahd.-mhd. gërn.

In den Endungen seiner altgerm. Entlehnungen zeigt das Finnische eine wertvolle und überzeugende Übereinstimmung mit der Sprache

Digitized by Google

der ältesten Runeninschriften, wenn unserm Gast runisch gastiz und unserm Horn run. horna entsprechen, während beide Wortformen schon im Gotischen des 4. Jahrhunderts als gasts und haúrn einsilbig erscheinen, oder wenn unser Hagestolz als ein Personenname Hagustaldaz auftritt.

Freilich besteht in manchen Endungen eine kleine Abweichung von dem Bilde, das wir uns von dem Urgermanischen auf Grund des germ. Sprachguts in der römischen Überlieferung gemacht haben. Wir vermissen genaue Gegenstücke zu finn. kuningas oder armas oder zu run. Hagustaldaz in der römischen Überlieferung. Denn diese kennt bei der germ. o-Deklination nur Nominative wie Hariogaisus, Gislaharius, Maroboduus. Zwischen den lat. us-Nominativen und den finn. as-Nominativen muß eine ältere Endung -oz stehen, die allerdings auch schon auf den ältesten Runeninschriften als -az erscheint.

Ein anderes bedarf noch der Erörterung und Aufklärung. Wenn lat. saccus das got. sakkus und damit zugleich auch ein germ. sakkuz ergibt, warum ergibt lat. vînum dann ein got. wein und nicht ein got.-germ. wînum? Man muß von einem vulgärlat. vîno mit verklungenem Nasal und mit -o in der Endung ausgehen. Dies hielt sich zunächst noch im Munde der Germanen. Denn das Urgermanische besaß ein unbetontes o z. B. in der Fuge zusammengesetzter Eigennamen wie Chariovalda oder Langobardôs. Dieses o im Nominativ und Akkusativ alter Neutra wie gr. ζυγόν = altlat. jugom zeigt noch das finn. Lehnwort juko. Wenn aber finn. kulta 'Gold', viina 'Wein' und punta 'Pfund' das Endungs-a zeigen, so kann der Lehncharakter dieser Wörter für eine spätere Zeit beweisen. Wenn einem altgall. karnon bei Pausanias das urverwandte run. horna entspricht, dürfen wir dafür eine Vorstufe hurnŏ für die vorchristliche Zeit voraussetzen. Der Schluß liegt nahe, daß im ersten Jahrhundert der römischen Berührung die Endungs-o noch bestanden und erst etwa um 100 n. Chr. langsam in -a übergingen. Dieses Endungs-o war für das Deutsche auch in der Fuge von Zusammensetzungen wie Langobardôs oder Chariomêrus geläufig: wir schließen, daß unbetontes idg. o zur Römerzeit zunächst noch als -o gegolten hat, um erst später in -a überzugehen.

Ein weiteres ergibt diese Erörterung. Dem Auslauts-m oder -n von altlat. jugom = gr. ζυγόν oder von lat. verbum = gr. ἔργον setzt das Runische nasallose Formen wie horna und arbja und das Finnische Entlehnungen wie kulta 'Gold' entgegen, d. h. der Auslautsnasal war bereits verklungen, und zwar auch schon bei alten

Digitized by Google

Entlehnungen mit Auslauts-o wie juko 'Joch'. Dieses Lautgesetz eröffnet eine ganze Reihe weiterer Lautgesetze, die noch die Endsilben und damit die Flexionsformen bedrohen. Die germ. Erstbetonung (oben S. 59) sollte die letzte Veranlassung zum Verlust vieler unbetonter Endungen oder Mittelvokale werden.

Roms Weltsprache überliefert uns für unser Deutsch nicht nur eine Fülle von germ. Eigennamen einerseits und lat. Lehnwörtern als neues Sprachgut anderseits, es zeigen sich auch die ersten Beglaubigungen von Wortformen, deren Zeit im allgemeinen erst mit den Anfängen unseres Schrifttums in der Karolingerzeit kommen wird. Nur bescheidene Zeugnisse ragen hinein in die Römerzeit, und wiederum sind es lat. Inschriften der Rheinprovinz, und wieder sind es Namen von Göttinnen, die uns Aufschluß über eine deutsche Wortform geben.

Die im Frühalthochdeutschen auf -m ausgehende Endung in den Dativen der Mehrzahl, die auch im Gotischen herrscht (frühahd. tagum gastim = got. dagam gastim) erscheint einige Male in lat. Inschriften überraschenderweise mit dem Ausgang -ms: deabus Aflims (CIL. XIII 8157) und Vatvims (CIL. XIII 7892, 8510), während verwandte Inschriften den deabus Afliabus und den deabus Vatviabus gelten. Steht somit die germ. Wortform als Dativ der Mehrzahl fest, so ist es unerheblich, ob die Schreibung einer weiteren Inschrift von deabus Saitchamims oder Saitchamimis (CIL. XIII 7916) redet. Durch diese inschriftlichen Zeugnisse gilt für die Römerzeit -ms als ältere Endung für den Dativ der Mehrzahl. Erhärtet wird dieser Schluß durch einige nordische Dativformen wie tveimr und gestumr. Aber weder das Gotische noch die westgerm. Sprachen zwingen uns zu einem solchen Ansatz, sie gestatten ihn nur.

Dieser Fall steht nicht ganz vereinzelt; auch für die Einzahl ist uns eine alte Dativform überliefert. Auf einem Scherben, den der Boden des alten Ägyptens noch vor einigen Jahren gehütet hat, steht eine griechische Inschrift, auf der eine Liste von römischen Offizieren und Beamten namhaft gemacht wird, und zwar alle im Dativ. Darunter befindet sich eine Semnonin Waloburg, eine Wahrsagerin (Βαλουβουργ Σήνονι σιβύλλᾳ). Unser Burg lautet frühzeitig in alter Sprache burg (ahd. burg got. baúrg); daß der Dativ hier endungslos ist, entspricht unsern Erwartungen und Forderungen.

Aber andere Quellen bezeugen uns, daß der Mittelvokal des Namens Semnonen ein ω hat. In der schwachen oder n-Biegung ist nämlich ω in der griechischen Überlieferung bei unsern Völker-

namen oft, aber nicht regelmäßig bezeugt. Bei Ptolemaeus überwiegen Αἰλουαίωνες Δαυκίωνες Φρουγουνδίωνες Γύθωνες Ἰγυλλίωνες Ἰνκρίωνες Καλούκωνες Κουρίωνες Κυένωνες Ὀμβρωνες Οὐάργιωνες Σίδωνες Σιγούλωνες Σούλωνες, aber daneben steht Σάξονες Σέμνονες Φαύονες Οὐαγγίονες. Schon frühzeitig stellt sich neben Σέμνονες bei Ptolemaeus die Form Σέμνωνες auf dem Monumentum Ancyranum des Kaisers Augustus und bei dem Geographen Strabo. Bei dem Dichter Lucan (Pharsalia I 431) zeigt sich die Messung Vangiŏnes. Solche Doppelheit deckt sich mit den ahd. Mehrzahlformen Frankūn Gen. Frankôno Dat. Frankôm, d. h. mit Erscheinungen der Stammabstufung, und es darf nicht übersehen werden, daß die Beugung der n-Stämme im Angelsächsischen in den an-Formen (guman Francan) tatsächlich auf -ôn zurückzuführen ist.

Aber das gleiche ô ist auch für Nominative der Einzahl wie Mêlô anzusetzen. Auf dem Monumentum Ancyranum begegnen wir dem Namen eines Sugambrerfürsten auch in der griechischen Schreibung Μέλων. Wir haben für die Zeit der römischen Überlieferung ô-Nominative auch für Namen wie Tuiscô (lies Tîwisko) und für Fürstennamen wie Vangiô und Sidô vorauszusetzen, und Gleiches gilt für den Namen Crôtilô (für *Chrôthilô), sowie für den Namen der Sklavin Strubiloscalleô.

Deutschlands geschichtliche Frühzeit wird somit in vielen sprachlichen Tatsachen für die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung aufgehellt: der Süden wie der Norden, der Osten wie der Westen bringen uns Licht über den ganzen Bereich unseres älteren Sprachlebens, aber aus den Einzelheiten und Kleinigkeiten der vielen Zeugnisse gelangt der Sprachforscher zu festen Grundanschauungen. Noch auf Jahrhunderte hinaus bleibt das Deutsche selbst noch unbeglaubigt. Ehe es um die Mitte des 8. Jahrhunderts in die Erscheinung tritt, erlebt es weitere Geschicke und Wandlungen, die eigentliche Entstehung unseres Deutschtums hat uns nunmehr zu beschäftigen.

Digitized by Google

IV. Die Entstehung des Deutschtums.

§ 22. Die Auslautsgesetze. Wenn wir uns das Sprachbild einprägen wollen, das uns das III. Kapitel dieses Buchs enthüllt hat, so tritt uns das Aussehen der Endsilben und Endungen in annähernder Übereinstimmung und Gleichmäßigkeit entgegen. Der Flußname Albis 'Elbe' (norweg. elv 'Fluß', mndd. elve 'Flußbett') teilt die Endung mit runisch gastis 'Gast', der Männername Segimundus deckt sich mit dem runischen Männernamen Kunimundus, Nerthus mit anord. Njǫrðr aus *Nerthus.

In der Römerzeit hatte das Germanische auch für unser Deutsch im Formenbau seinen idg. Charakter mit kleinen Abweichungen leidlich bewahrt, aber langsam und allmählich ändert sich das Sprachbild, um moderner zu werden. Die idg. Endungen verschwinden durch Auslautsgesetze. Die germ. Erstbetonung nahm den unbetonten Silben Saft und Kraft, und im 11./12. Jahrhundert sind die idg. Endsilben, diese Träger des Formenbaus, alle verschwunden oder unkennbar gekürzt. Alle germ. Literatursprachen haben an den Auslautsgesetzen teil, am wenigsten das Gotische der Ulfilas-Bibel. So altertümlich aber seine Sprachart und Sprachstufe ist, es stimmt doch in vielen Dingen z. B. mit Lautformen des ndd. Heliand überein: dag, wulf, word, kara oder gast können im Akkusativ der Einzahl gotische Lautformen des 4. Jahrhunderts und zugleich niederdeutsche Lautformen des 9. Jahrhunderts sein. Im Zeitwort teilen Gotisch und Niederdeutsch Verbalformen wie nimith 'er nimmt', itith 'er ißt', giutith 'er gießt', grîpith 'er greift', bîtith 'er beißt' — bitun 'sie bissen', gripun 'sie griffen', gutun 'sie gossen', hulpun 'sie halfen'. So zeigt das Gotische für das 4. Jahrhundert schon die im Heliand vorliegende Sprachstufe.

Auslandsgesetze kennzeichnen unsere ganze Sprachgeschichte seit dem Beginn unserer Zeitrechnung. Überall können Mitlauter und Selbstlauter am Wortende nach bestimmten Regeln schwinden. Aber gegen den Ausgang unseres dritten Zeitabschnitts beginnt in unserer Sprachgeschichte eine große Reihe von Auslautsstörungen, die sich allerdings nicht im vollen Licht von Sprachdenkmälern vollziehen. Ihr Erfolg läßt sich nicht immer geschichtlich bestimmen, aber der Verlauf ist einigermaßen verständlich und folgerichtig.

Digitized by Google

Im zweiten Jahrhundert zeigen sich die frühsten Regungen inschriftlich beglaubigt. Und seltsames Spiel des Zufalls — das älteste Zeugnis treffen wir auf dem Boden des alten Ägyptens am obern Nil: jene erst vor wenigen Jahren dem Erdboden entnommene griechische Inschrift zeigt zwischen römischen Offizieren und Beamten, die alle im Dativ aufgeführt werden, eine germ. Wahrsagerin in germ. Lautgestalt: Βαλουβουργ Σήνονι σιβύλλᾳ 'der Semnonin Waluburg, der Sibylle'. Der gutgermanische Name zeigt in der Dativform eine Wirkung der Auslautsgesetze, denn wir wissen aus dem Angelsächsischen, daß es ursprünglich burgi gelautet haben muß, weil nur so der angls. Umlautsdativ byrg mit seinem i-Umlaut erklärt werden kann. Ungefähr um die gleiche Zeit oder nicht viel später treffen wir in lat. Inschriften des Nordwestens germ. Göttinnen in der Dativform der Mehrzahl: Aflims Vatvims. Ihre Endung -ms steht durch die Wirkung von Auslautsgesetzen für -mis, wie eine solche Endung bei einem dritten Namen Saitchamimis vielleicht tatsächlich auch vorliegt (oben S. 168).

Aber noch früher liegen germ. Personennamen auf -ô wie Tuiscô (lies Tîviskô), Vangiô, Mêlô, Sîdô, inschriftlich Crôtilô (mhd. Rüedel, angls. Hrédla) als Vorläufer von ahd. *Hruodilo, sowie Gennalô. Das -o der schwachen Deklination (ahd. gomo = lat. homo) weist aber über -ô auf älteres -ôn zurück. Und so haben wir, wenn Mêlô (gr. Μαῖλων) schon auf dem Monumentum Ancyranum des Kaisers Augustus begegnet, für das erste vorchristliche Jahrhundert das Verklingen eines Auslauts-n anzunehmen, das die vorgerm. jugom wurdom (= lat. jugum verbum) in ein juko wurdo verwandelt hätte. Auf dieser Stufe stand das Germanische noch, als vulgärlat. vîno acêto für lat. vînum acêtum aufgenommen wurde (got. wein akeit). Verlust von -n oder -m im Auslaut gilt dann auch in runisch tawidô 'ich habe gemacht'.

Die Lehnwörter vînum und pondo lauten bereits in bibelgotischer Gestalt wein und punt, aber die finnischen Entsprechungen viina und punda haben die urgot. Form wîna und punda zur Voraussetzung. Der Gang der Auslautskürzungen ging nun so. Zuerst werden ungedeckte Selbstlauter am Wortende verschluckt, z. B. runisch was für *wase 'er war', nam für *nama 'ich nahm', got. fimf aus *fimfe = lat. quinque gr. πέντε; hierher got. wait 'ich weiß' = gr. οἶδα, got. waist 'du weißt' aus *waista = gr. οἶσθα, got. wait 'er weiß' aus *waite = gr. οἶδε; got. wulf (Vokativ) = gr. λύκε lat. lupe; runisch witadahlaiban und inschriftlich βούργ für *witadahlaibani und *burgi waren frühe Dative der Einzahl;

Digitized by Google

hierher gehören got. nimith nimand aus *nimid(i) *nimand(i) vorgerm. nemeti nemonti, sowie altgerm. est 'er ist', send 'sie sind' für vorgerm. esti senti.

Der zweite Schritt auf diesem Wege ist das Verklingen des Auslauts-n, das zum Teil für altes -m eingetreten war: horna für *hornan, tawidô für *tawidôn, tungô namô für *tungôn *namôn, ebenso magu 'den Knaben' (runisch-gotisch).

Diese beiden Stufen der Auslautsstörungen waren für alle Germanen etwa im 2. Jahrhundert erledigt, als ein seltsames Auslautsgesetz eintrat, das nur für einen Teil der germ. Sprachen Wirkung hatte: es hat für die Entstehung der westgerm. Sprachen (unten S. 190) die größte Bedeutung, vollzieht sich aber inmitten der Zeit der Auslautsstörungen, die für alle Germanen gemeinsam weiterdauert. Im Auslaut treten Kürzungen wie daga für *dagas, gasti für *gastis, sunu für *sunus ein, und das wird dann verhängnisvoll für den ganzen Formenbau der westgerm. Sprachen. Dann erst schreiten die vokalischen Auslautsstörungen voran, die nunmehr in den gotisch-nordischen Gebieten sich zwar gleichartig, aber doch verschieden äußern: aus urgerm. dagas gastis entsteht einerseits got. dags gasts, anderseits über *daga *gasti ahd. andd. dag gast; denn einzelne Störungen des Auslauts wirken im Gotischen auch vor Endungs-s. Eine genaue Datierung für das Verklingen von Auslauts-s ist für das Urwestgermanische nicht zu erzielen; es fehlt durchaus an beweisenden Formen der Römerzeit; und doch wird der Vorgang wohl schon vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begonnen haben, falls der Männername Nasua bei Caesar und die Namen Hariovalda und Catualda bei Tacitus alte as-Nominative vertreten.

Eine vierte Stufe der Auslautsstörungen könnte mit der Abstoßung von ă ĕ ŏ gleichzeitig angesetzt werden, wenn ô und î im Auslaut ihre lange Zeitdauer verlieren. Mit dieser Abstoßung von ă ĕ ŏ in den Endungen erfahren gleichzeitig auslautende ô und î in Endungen eine Kürzung zu ŏ : ŭ und ĭ, wenn es sich um urgerm. Auslaut handelt, der nicht etwa durch ein -m oder -n gedeckt war. Und es muß wohl auch gleichzeitig erfolgt sein, wenn ai und au in Endungen kürzer gesprochen werden, um schließlich als ĕ und ŏ zu erscheinen.

Die germanische Welt war bereits jahrhundertelang in zahllose Stämme (oben § 12) geschieden, als die Erstbetonung ihre zerstörende Kraft in den Endungen ausübte. Aber die gleiche Kraft hatte nunmehr gleiche Wirkungen für alle Stämme. Insofern unser Urgermanisch (Kap. II) einheitlich gleichmäßig ist, bleiben die

Digitized by Google

langsam beginnenden Auslautsstörungen wirklich einheitlich und gleichmäßig.

Die im Frühalthochdeutschen noch vorhandenen Endvokale ă ĕ ĭ ŏ ŭ haben sich den Auslautsgesetzen keineswegs entzogen, vielmehr sind sie der stärkste Beweis für die Wirkung von Auslautsgesetzen. Wo wir sie antreffen, beruhen sie immer auf Kürzungen alter Längen. Man muß nur eine Nebenregel in Anschlag bringen, wonach auslautende Doppellaute au und ai erst zu langen ô und ê und dann zu ŏ und ĕ wurden. Dem got. ahtau 'acht' entspricht über eine Mittelstufe *ahtô westgerm. (ahd.-andd.) ahto, den got. Konjunktiven nimai farai 'er nehme, er fahre' die ahd. nëme fare über eine Mittelstufe *nëmê *farê. So entspricht ahd.-andd. wili 'er will' dem konjunktivischen sî 'er sei', das vorauszusetzende *wilî ist bereits in got. wili verkürzt; die vorgerm. Grundform war *welĭt, die auch in lat. velĭt verkürzt vorliegt. Die ahd. faru grabu 'ich fahre, ich grabe' weisen auf die vorgerm. -ô von gr. τύπτω φέρω zurück. So werden die ahd. taga wolfa eine Verkürzung von -â aufweisen, die möglicherweise auf die volleren Endungen got. dagans wulfans zurückgeht.

Diese Kürzungen von Längen im offenen Auslaut zeitlich zu bestimmen ist unmöglich. Insofern alle westgerm. Sprachen daran Anteil haben und teilweise auch das Gotische stimmt, dürfen wir wohl an das 3./4. Jahrhundert denken. Jedenfalls wäre die Zeit um 700 viel zu spät, denn beim Beginn unseres Schrifttums waren diese Auslautskürzungen längst völlig abgeschlossen.

Aber der Verlauf so vieler Auslautsstörungen, die wir für die ersten sieben Jahrhunderte unserer Zeitrechnung anzunehmen hatten, ist das schwierigste Kapitel der deutschen Lautgeschichte, und es ist noch keinem Sprachforscher gelungen, alle Vorgänge gleichmäßig festzusetzen und zu begründen. So darf man auch von diesen wenigen Seiten nur einen kurzen Überblick über schwebende Fragen erwarten. Die germ. Sprachquellen unserer Übergangszeit sind verschwindend klein, wenn man von der gotischen Überlieferung der Ulfilas-Bibel absieht, und das Gotische seinerseits war im 4. Jahrhundert eine eigene Sprachart mit eigenen Laut- und Auslautsgesetzen, die zwar in derselben Richtung gingen, wie bei den übrigen Germanen; aber es bestand kein räumlicher Zusammenhang mit den übrigen Germanen; Sprache und Volk hatten schon längst neue Bahnen betreten.

§ 23. Gotisches im Deutschen. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung waren die Schweden gegenüberliegenden Gebiete der Ostsee der Tummelplatz der verschiedensten Völker. Im

Digitized by Google

Norden beginnen die Lappen, denen die an Kultur überlegenen Germanen Skandinaviens Lehnwörter für neue Kulturgüter brachten. Daran schlossen sich östlich vom Ladogasee in ihren älteren Sitzen die Finnen, auf die, wie wir § 19 schon sahen, außer den skandinavischen Stämmen auch die Goten einwirkten. Dann kommen die Voreltern der den Finnen nahe verwandten Esten, dann die der Letten und Litauer, schließlich die der alten Preußen, deren Sprache wir nur in Quellen des 14.—16. Jahrhunderts kennen. Dann folgen im Zeitalter von Plinius und Tacitus die Goten an der untern Weichsel, daneben Gepiden und Rugier.

In diesen weiten Gebieten waren die Goten der Mittelpunkt eines mächtigen Kulturkreises. Schon zwei bis drei Jahrhunderte vor Ulfilas, als ihre Sprache noch auf einer älteren Stufe stand, drangen als Beweise des got. Einflusses got. Fremdwörter ins Finnische ein, in denen noch in weit jüngeren Jahrhunderten das Germanentum in hellen Farben durchschimmert. Freilich können auch andere germ. Stämme, die dann aber auch auf der got. Sprachstufe gestanden haben müßten, den germ. Einfluß gebracht haben. Aber die Goten, die sich späterhin als Kulturträger erweisen sollten, waren schon sehr früh herangereift, indem sie durch westliche Stämme des inneren Deutschlands von der neuen Kultur gelernt hatten, die vom Mittel- und Niederrhein aus vorgedrungen war. Das Finnische muß germ. Lehnwörter wie viina 'Wein' und punta 'Pfund' aus den gleichbed. got. wein und pund zu einer Zeit übernommen haben, als die Goten noch die ursprünglichen Lautformen wîna und punda besaßen. Derartige Fremdwörter haben natürlich ihren Weg nicht über Skandinavien in die Länder an der östlichen Ostsee gefunden.

Das mächtige Gotenvolk vermittelte Altes wie Neues in seiner Kultur auch den Preußen, Litauern und Letten. In den got. Kulturkreis ziehen wir germ. Fremdwörter, die teilweise auch in Finnland und Estland wiederkehren. Wie altertümlich sieht lit. bérnas 'Knecht' (lett. berns 'Kind') aus neben anglf. beorn 'Mann' aus germ. bĕrnaz; vgl. noch lett. gatva 'Weg zwischen Zäunen' neben got. gatwô 'Gasse' (anord. gata 'Weg zwischen Zäunen'). So auch lit. kùningas 'Pfarrer' = finn. kuningas 'König' neben ahd.-andd. kuning (aus *kuningaz); preuß. rîkis 'Herr' neben got. reiks 'König'; preuß. brunyos 'Brünne' neben got. brunjô; lit. ylà 'Schusterahle' neben ahd. ala (got.*êla); lit. stiklas 'Glas' neben got. stikls 'Becher'; preuß. bugo 'Sattel' neben got. buga 'Bogen'; lit. búka 'Buche' neben andd.*bôka; lit. kãtilas 'Kessel' neben got. katils; preuß. nautin 'Not' neben got. nauths (aus urgot.*nauthis);

Digitized by Google

lit. szarvaĩ 'Rüstung' neben got. sarwa; lit. vẽrtas (preuß. werts) 'wert' neben got. wairths; lit. kẽmas (preuß. caymis) 'Dorf' neben got. haims; preuß. maltan (finn. mallas) 'Malz' neben andd. malt; lit. gar̃das 'Hürde' neben got. gards; preuß. assanis 'Herbst' neben got. asans, lit. klẽpas 'Brot' neben got. hlaifs; lit. pulkas 'Haufe' neben andd. folk (aus urgerm. fulkas).

Der got. Einfluß in den baltischen Sprachen umfaßt nicht jene Fülle von Entlehnungen, die uns im Finnischen so sehr auffällt. Spätere Einflüsse des Slaventums haben im Ostseebereich dem Wortschatz der baltischen Stämme starke Neuerungen gebracht und mehrfach wohl auch germ. Fremdlinge zurückgedrängt. Aber Osteuropa zeigt noch im Bereich eben dieser Slaven wieder eine Fülle von germ. Bestandteilen, an denen das Gotische etwa des 3. Jahrhunderts Anteil hat. Diese Lehnwörter treten schon in altslavischer Zeit auf und haben sich teilweise bei den verschiedensten Slaven festgesetzt: aslav. brünja 'Brünne' got. brunjô, buky 'Buchstabe, Buche' got. bôka ahd. buohha, cesarĭ 'Kaiser' got. kaisar, crŭky 'Kirche' got. *kyrikô, gospodĭ 'Herr' got. *gastfaths, gradŭ 'Mauer' got. gards, kotĭlŭ 'Kessel' got. katils, mĭčĭ 'Schwert' got. mêkeis, myto 'Zoll' got. môta, popŭ 'Geistlicher' got. papa, vino 'Wein' got. wein, vinogradŭ 'Weingarten' got. weinagards.

Sprachrätsel sind Kulturrätsel. Ganz Osteuropa ist übersät mit germ. Bestandteilen aus Zeiten, in denen die Geschichte der Slaven und Balten schweigt. Die Zusammenhänge werden sich nie ganz aufhellen lassen, aber den Verdacht eines got. Urbereichs wird man nicht los, die jüngeren Schicksale des Gotenvolks berechtigen uns dazu, ihm Ansehen und Machtstellung für frühere Jahrhunderte zuzutrauen.

Die Urheimat der Goten ist wohl Skandinavien gewesen. Die Insel Gotland trägt ihren Namen. Ihr Brudervolk waren wohl die südschwedischen Gautôs, die Géatas des Beowulflieds. Die Namen Gutôs und Gautôs scheinen Zwillingsformen ein und desselben Wortes zu sein, und die mancherlei Personennamen auf ahd. -gôz (z. B. Adalgôz) können unmöglich auf die schwedischen Gautôs weisen, sie deuten eher auf unsern Gotennamen in einer zweiten Lautform Gautôs hin. So werden sich einmal in unvordenklichen Zeiten die Gautôs oder Gutôs im südlichen Schweden als zwei Völker gespalten haben; aber dem Stamm der Gutôs fiel eine weltgeschichtliche Bedeutung zu, nachdem sie unter ihrem König Berig (oben S. 49) an die Weichselmündung übergesiedelt waren. Wo ihr Name noch in dem der Stadt Danzig (poln. Gdansk) — im Namen Graudenz

Digitized by Google

soll noch der den Goten verwandte Stamm der Greutungös stecken — mögen sie die baltischen und finnischen Völker und Sprachen beeinflußt haben. Aber bedeutsam wurden ihre Schicksale erst, als sie im 3. Jahrhundert durch das innere Rußland in die Gebiete der unteren Donau rückten. In Serbien und Bulgarien erfüllten sie für uns ihre geschichtliche Sendung.

Mit der Bibelübersetzung des Gotenapostels Ulfilas treten, bedeutsam genug, die Goten in die Weltliteratur. Nicht mit eigener Dichtung und Sage und Geschichte beginnt sprachlich die Entfaltung des Germanentums. Unser Volkstum müssen wir zunächst noch im lat. Schrifttum suchen. Aber die Sprache der gotischen Bibel ist unser ältestes geschichtliches Denkmal, und dieses Denkmal hellt die ganze Vergangenheit und auch die Folgezeit bedeutsam auf.

Die Stellung des Gotischen im Kreise der germ. Sprachen ist die der ältesten von mehreren Schwestern, unser Deutsch ist keine Tochtersprache des Gotischen. Aber diese älteste unter den germ. Literatursprachen besitzt reichliche Züge hoher Altertümlichkeit neben klarer Durchsichtigkeit und großem Formenreichtum, daß sie als Mittelstufe zwischen Indogermanisch und Deutsch teilweise mehr nach der Seite der übrigen idg. Sprachen neigt und damit das bequeme Bindeglied der deutschen Sprache nach rückwärts darstellt.

Diese seine sprachgeschichtliche Stellung verdankt das Gotische der Tatsache der frühen Beglaubigung für die Mitte des 4. Jahrhunderts, während die übrigen germ. Sprachen alle erst verschiedene Jahrhunderte später literarisch in die Erscheinung treten. Es ist das unsterbliche Verdienst des Gotenapostels Ulfilas (gest. 383 in Konstantinopel), durch Erfindung einer aus griechischen, lateinischen und runischen Buchstaben zusammengesetzten Schrift seinen Goten mit einer eigenen, allerdings trümmerhaft auf uns gekommenen Bibelübersetzung literarisch und sprachlich ewige Dauer für alle Folgezeit verliehen zu haben, während unliterarische Finsternis andere verwandte Sprachen und Stämme verschüttete oder ihnen einen Eintritt in die Tageshelle der Literatur erst Jahrhunderte später gestattete. Wenngleich die got. Bibelhandschriften in das Oberitalien König Theoderichs des Großen (gest. 526) gehören, spiegeln sie doch im wesentlichen treu die got. Sprache um 350 wider.

Freilich war das Gotische damals nicht so altertümlich, wie es in der Zeit von Caesar bis auf Tacitus ausgesehen haben muß, als die Goten noch in der älteren Heimat an der untern Weichsel lebten, ehe die Völkerschiebung sie durch Rußland hindurch an die untere Donau führte. Und doch konnten manche got. Wortformen

Digitized by Google

in Ulfilas' Sprache kaum altertümlicher aussehen. Auch in der Feder von römischen Schriftstellern hätten got. Wortformen wie sunus 'Sohn', dauthus 'Tod', flôdus 'Flut' oder handus 'Hand' im Beginn unserer Zeitrechnung nicht anders aussehen können, und Wortformen wie dagôs 'Tage' oder wulfôs 'Wölfe' können altertümlicher nicht gedacht werden. Am wertvollsten sind die Formen wulfans gastins sununs im Akkusativ der Mehrzahl, weil keine andere idg. Sprache — mit Ausnahme der Mundart der Insel Kreta (τὸνς λύκονς für gemeingriech. τοὺς λύκους) — eine gleich alte Lautform bewahrt. Reste hoher Altertümlichkeit sind Ausläufer des alten Passivs (nimada gr. νέμεται und nimanda gr. νέμονται) und einige duale Verbal- und Pronominalformen. Unter den Selbstlautern des Gotischen fällt ê = idg. ê auf (oben S. 163); vgl. got. sêths 'Saat' neben lat. sêmen 'Same' und mênôths 'Monat' neben lat. mênsis 'Monat'. So decken sich got. brêkum nêmum sêtum mit den urverwandten lat. frêgimus êmimus sêdimus als Perfektformen. Die Übereinstimmung des Gotischen mit dem Latein als der nächstverwandten idg. Sprache zeigt sich auch bei got. is 'er' = lat. is 'er', wozu die Femininform ija = lat. eam im Akk.-Sing. und die Neutralform ija = lat. ea im Nom.-Akk.-Plur. tritt. Die Adjektivabstrakta auf -dûthi- (manag-, mikil-, gamain-, ajukdûths), die allen übrigen germ. Sprachen fehlen, haben ihre nächste Anknüpfung in lat. -tûti- in iuventûti- senectûti- virtûti- (oben S. 45).

Auch das got. Sprachgut zeigt manche wertvolle Altertümlichkeit auf, für die nur andere indogermanischen, aber keine germanischen Sprachen Anknüpfungen bieten: got. athns 'Jahr' = lat. annus 'Jahr', got. awô 'Großmutter' = lat. avus 'Großvater', got. háihs 'einäugig' = lat. caecus 'blind', got. hlifa 'stehle' neben lat. clepo 'stehle', got. ith 'und' = lat. et 'und', got. milith 'Honig' = lat. mel, got. qairu 'Stachel' = lat. veru, got. sila 'schweige' = lat. sileo, got. -uh 'und' = lat. que.

Wollen wir den gotischen Sprachbau in aller Kürze veranschaulichen, um später für Zwecke der Vergleichung bequem darauf zurückweisen zu können, so wählen wir zunächst die Hauptklassen der starken und schwachen Substantivdeklination für Einzahl und Mehrzahl. Diese Hauptklassen bezeichnen wir als a-, ô-, i- und u-Deklination; an diese schließen wir dann die drei Klassen der n-Deklination:

1. wulfs wulf wulfis wulfa — wulfôs wulfans wulfê wulfam,
2. giba giba gibôs gibai — gibôs gibôs gibô gibôm,

Digitized by Google

3. wêns wên wênais wênai — wêneis wênins wênê wênim,
4. sunus sunu sunaus sunau — sunjus sununs suniwê sunum,
5. guma guman gumins gumin — gumans gumans gumanê gumam,
6. tungô tungôn tungôns tungôn — tungôns tungôns tungônô tungôm,
7. augô augô augins augin — augôna augôna auganê augam.

Den Bau der Zeitwörter zu veranschaulichen begnügen wir uns mit Indikativformen und vernachlässigen wie den Konjunktiv so auch den Dual. Wir geben die Formenreihen des Präsens, des starken Perfekts und des schwachen Präteritums und wählen dazu die Zeitwörter niman 'nehmen' und hausjan 'hören':

1. nima nimis nimith — niman nimith nimand,
2. nam namt nam — nêmum nêmuth nêmun,
3. hausida hausidês hausida — hausidêdum hausidêduth hausidêdun.

Als gotische Sprachprobe kann man nach gutem altem Brauch nur das Vaterunser wählen:

Atta unsar thu in himinam, weihnai namô thein. qimai thiudinassus theins. waírthai wilja theins, swê in himina jah ana aírthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. jah aflêt uns thatei skulans sijaima, swaswê jah weis aflêtam thaim skulam unsaraim. jah ni bringais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; untê theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins.

Aber nicht bloß in den Resten der Bibelübersetzung ist uns das Gotische bezeugt und in den sonstigen kleineren Bruchstücken. Wir kennen noch einige vereinzelte Wörter, wenn im weströmischen Reich der Geschichtschreiber Ammian als got. Bezeichnung einer Wagenburg carrago nennt, das für ursprüngliches *carr(o)-hagô steht und eigtl. 'Karrenhag' bedeutet. Bei Cassiodor, dem Zeitgenossen des großen Theoderich, begegnet saio 'Gerichtsdiener'. Im oströmischen Reich bezeugt Jordanes als Geschichtschreiber der Goten in seinem lat. Werk De rebus Geticis 551 einige got. Wörter: anses 'Halbgötter', strava 'Leichenmahl' und Gepidôjôs 'Gepideninseln' als Bezeichnung der Inseln der Weichselmündung.

Im untern Donaugebiet waren die Westgoten durch ihren Apostel und Bischof Ulfilas ein christliches Kulturvolk geworden. Bald wurde ihre Sprache Trägerin dieser selben Kultur donauaufwärts, und schon um 400 sind die Burgunder, die erst in Bayern, dann

Digitized by Google

am Mittelrhein auftreten, Anhänger des gotischen Christentums. Ihr Arianismus breitete sich schnell in nordwestlicher Richtung aus. Gotische Missionare brachten zu den deutschen Stämmen ein frühstes Christentum, das mit dem Griechischen des oströmischen Kaiserreichs zusammenhing. Jedenfalls weist unser Wort Kirche ahd. kirihha = andd. kirika, das nicht aus dem lateinischen Christentum des 8. Jahrhunderts erklärt werden kann (es gibt nirgendwo eine einzige Spur eines lat. *cyrica), auf ein im 4. Jahrhundert bezeugtes gr. κυριακόν 'Gotteshaus' zurück. Unsere gotischen Bibelreste kennen zwar kein*kirikô (*kyrikô), das aber durchaus als wahrscheinlich zu gelten hat; denn der Reichenauer Abt Walahfrid Strabo wußte noch in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von got. Schriften, in denen er ein kyrica gefunden hat, wie er darin auch ein got. papo 'Priester', die Grundlage für unser Pfaffe, vorfand. Jedenfalls verlangt ein christlicher Begriff auch ein christliches Wort, denn germanische oder lateinische Herkunft für unser Kirche wäre ohne jede Stütze, wie denn Romanen und Kelten dafür lat. ecclesia (frz. église ital. chiesa) fortführen. Weist uns doch aslav. crüky 'Kirche' als frühgot. Entlehnung auch nach dem Osten und nicht nach dem Westen. Zudem tritt unser deutsches Wort zuerst 718 in dem Ortsnamen Kirchweiler (ahd. Chirihhûnwîlâri) am nordelsässischen Mittelrhein im alten Gebiet der Burgunder auf, die als Arianer den neuen Glauben aus dem Donaugebiet um 400 nach dem Main und Mittelrhein getragen haben.

Die Herkunft unseres Kirche aus gr. κυριακό 'Kirche' durch got. Vermittlung ist eine feste Grundlage für die Deutung ältester christlicher Lehnwörter, die unser Deutsch vor dem lat. Christentum des 8. Jahrhunderts (unten § 33) besessen haben muß. Unser Pfaffe ahd. pfaffo, das nicht aus lat. pâpa 'Bischof' stammen kann, fehlt zwar auch in der got. Bibelübersetzung, begegnet aber um 400 in dem Bruchstück eines got. Kalenders, in einer got. Urkunde aus Italien und bei Walahfrid Strabo, und zwar in der Bedeutung 'Geistlicher', und dieses got. papa 'Geistlicher' deckt sich mit gr. παπάς 'Geistlicher', worauf auch aslav. popŭ 'Priester' mit dem Fem. popadija 'Priestersfrau' zurückgeht.

Vielleicht hat auch das wichtigste Wort der christlichen Glaubenslehre, das Wort Christus, in seiner mittelalterlichen Lautform gotischen Klang. Im Mittelalter sagte man verkürzt Krist, wie wir noch von Christfest und Christkind reden. Eine von Gallien her übernommene Lautform würde aber nicht Krist, sondern Krîst gelautet haben, wie denn engl. Christ in der Tat mit frz. Christ eine Grund-

Digitized by Google

form Crîsto für Gallien verlangt. Abermals steht das deutsche Wort der gotischen Lautform näher (Chrîstus, nicht Chreistus).

Zwar kommt bei ahd. engil 'Engel', tiuval 'Teufel' und biscof 'Bischof' die Möglichkeit der lat. wie der griech. Herkunft scheinbar gleichmäßig in Betracht, aber lautgeschichtliche Gründe der hochdeutschen Verschiebung (unten § 28) verweisen diese Wörter in eine christliche Frühzeit, die für die deutschen Stämme um 400 liegt. Betrachten wir solche griechischen Bestandteile des Deutschen als gotische Entlehnungen, so dürfen wir auch christliche Wörter mit echt germanischem Aussehen wie Heide, taufen und fasten, die wir nur als christliche Begriffe kennen, als gotische Fremdlinge des Arianismus auffassen: got. haþnô 'Heidin', daupjan 'taufen' und fastan 'fasten'.

Es verlohnt sich, hier auch unser Pfarre einzureihen. Dies muß, wie Pfaffe und andere mit pf anlautende Wörter (z. B. Pfeffer und Pfund), undeutsch sein, und es war wohl gotisch, was sich daraus ergibt, daß ein span. parra 'Spalier' nur von den in Spanien während des 5. Jahrhunderts seßhaften Goten übernommen sein kann. Zwar besteht Zusammenhang mit nhd. Pferch (engl. park) und mit mittelengl. parren 'einfriedigen', aber der christliche Inhalt von nhd. Pfarre aus einer Grundbedeutung 'Bezirk' kann wohl nur gotisch-arianischen Ursprungs sein.

Daß die Einführung einer solchen Lehnschicht im Donaugebiet geschah, dafür spricht die Tatsache, daß dieses Gebiet zwei ganz eigenartige Wörter in seiner Volkssprache besitzt, die über das gotische Christentum ins Griechische zurückweisen. Es handelt sich um die in Bayern und Österreich üblichen Namen der Wochentage Ertag 'Dienstag' und Pfinztag 'Donnerstag', auf die wir unten S. 184 zurückkommen.

In das frühste Christentum haben wir wohl auch unser Sünde = engl. sin zu verlegen. Das Wort muß echt germanisch, der Begriff christlich sein. Es weist auf das got. sunja 'Wahrheit', für das eine Nebenform *sundja wahrscheinlich ist. Der Begriff 'Wahrheit' hat sich bei deutschen Stämmen des 5./6. Jahrhunderts zwiefach entwickelt. Zunächst in der Volksgemeinde oder Volksversammlung als Rechtswort (mlat. sunnis) mit der Bedeutung 'wahrer, stichhaltiger Entschuldigungsgrund für das Ausbleiben beim Thing', dann aber im Umkreis der christlichen Glaubensboten, die donauaufwärts gezogen waren, 'die Wahrheit des Geständnisses, die Wahrheit der Beichte'. Unser Sünde wäre dann ursprünglich 'das wahre Geständnis, das Geständnis der Wahrheit'. Für diese Deutung spricht

Digitized by Google

auch die englische Lautgestalt angls. syn, dessen Aussehen an got. sunja 'Wahrheit' erinnert. Wie engl. church angls. cyrice mit andd. kirika 'Kirche' eins sein muß, läßt sich auch engl. sin angls. syn weder von mlat. unnis noch von andd. sundja trennen, der Begriff ist christlich: hier sehen wir, wie der christliche Begriff deutsch hat entstehen können.

Das gotische Christentum, das durch Geschichtsquellen für Deutschland nicht ausreichend beglaubigt ist, beansprucht in der Geschichte der deutschen Sprache einen wichtigen Platz. Wir sehen eine ganze Reihe von Wörtern, die im 5. Jahrhundert auf dem Festland durchdrangen. Ihre Kunde ist zum Teil zu den angelsächsischen Stämmen gelangt, ehe sie ihre festländische Heimat verlassen haben. Aber wichtig sind unsere Schlüsse zugleich auch für das Gotische selbst. In deutschem Munde lebt noch heute Gotisches, das in unsern gotischen Bibeltexten unbezeugt ist. Es wäre verkehrt, für gotisch nur das zu halten, was durch Ulfilas beglaubigt ist. Ist doch z. B. auch got. papa(s) 'Geistlicher' nicht bei Ulfilas zu finden, got. kyrikô überliefert uns nur Walahfrid Strabo. So fehlt der gotischen Bibelsprache auch eine Entsprechung unseres heilig, und doch wissen wir durch eine got. Runeninschrift des Donaugebiets, daß ein got. *hailags wirklich bestanden hat. Es wäre sogar nicht undenkbar, daß unser ahd. heilag selber mit dem Arianismus donauaufwärts von den Goten her zu uns gelangt wäre. Und warum kann got. sunja 'Wahrheit' nicht frühzeitig im Munde von gotischen Missionaren seine inhaltliche Umwertung erfahren haben? Neben dem schriftgot. sabbatôdags erschließen wir (unten S. 184) ein jüngeres *sambat(ô)dags, für bayr. Ertag ein got.*areinsdags und für bayr. Pfinztag 'Donnerstag' ein got.*paintêdags. So dürfen wir vielleicht noch für ahd. Ôstarûn 'Ostern' ein got.*austrôns voraussetzen, wie unserm Pfingsten auch ein got.*painkustê für überliefertes paintêkustê zugrunde liegt.

Können wir überhaupt von der Sprache des Ulfilas alles erwarten? Das bei Ammian überlieferte got. carragô 'Wagenburg' hat in einer Bibelübersetzung keinen Platz. So müssen wir dem aslav. gospodĭ 'Herr' ein got.*gastfaths 'Gastherr' zugrunde legen, das bei Ulfilas fehlt. Der gotische Wortschatz des 4. Jahrhunderts wird durch Ulfilas nicht erschöpft. Das macht die Frage der got. Bestandteile in Ost- und Mitteleuropa so schwer. Sein Ende hat der gotische Einfluß wohl im Zeitalter Theoderichs des Großen gefunden, als das Gotische langsam am Latein zugrunde ging. Nur wenige romanische Lehnwörter Italiens und Spaniens (z. B. ital.

Digitized by Google

greto 'Uferſand' im Zuſammenhang mit dem got. Stammnamen Greutungôs, ſowie altſpan. sayon 'Gerichtsdiener' = lat. saio) beweiſen für die einſtige Machtſtellung des Gotenvolks, das Ulfilas durch Wort und Schrift zu einem chriſtlichen Kulturvolk gemacht hat.

Die Geſchichte der gotiſchen Sprache iſt reich an Überraſchungen. Der älteſte Gotenkönig, den wir aus Jordanes um 550 kennen — er gehört noch in die vorchriſtliche Zeit und in die ſchwediſche Urzeit der Goten — hieß Berig eigtl. *Baireiks, und dies deutet zurück auf den Namen Boiorix, der aus der Geſchichte der Cimbern um 100 v. Chr. bekannt iſt (oben S. 49). Vor zehn Jahren hat ein Buddhatempel bei Bombay eine indiſche Inſchrift geliefert, in der ſich ein Gote namens Irilas (vom Volk der Gatas = Gotôs) im 2. nachchriſtlichen Jahrhundert hat verewigen laſſen: ein Eigenname Erilaz iſt auf einigen urnordiſchen Runeninſchriften gut bezeugt. Dann hat das alte Ägypten, das uns neuerdings die ſemnoniſche Seherin Waluburg inſchriftlich (oben S. 171) bekannt gegeben hat, im Schutt von Gräbern Bruchſtücke einer gotiſchen Bibelhandſchrift ans Licht gefördert; ſie befinden ſich jetzt in der Gießener Univerſitätsbibliothek. Den Freunden deutſcher Sprachgeſchichte war es am Ende des 16. Jahrhunderts eine unerwartete Entdeckung, als der holländiſche Geſandte Busbeck in Konſtantinopel im Krimgotiſchen noch ein ſpätes Nachleben des Altgotiſchen entdeckte und durch ein wertvolles krimgotiſches Gloſſar verewigte (1589 Legationis Turcicae epistolae quatuor, S. 135).

Vielleicht dürfen wir hier mit der Überraſchung einer kleinen Vermutung ſchließen, die uns abermals in den Bereich des Schwarzen Meers und der untern Donaulande führen kann. Aus dieſen Gebieten ſcheint der niederdeutſche Klabautermann zu ſtammen. So, wie ihn Heinrich Heine 1826 in den Reiſebildern als erſter geſchildert hat, zeigt er ſich zuſrühſt auf dem Schwarzen Meer: einem Schutzpatron der Schiffer hat um 400 n. Chr. der Kirchenvater Aſterius in Sinope eine Predigt gewidmet und dieſen geſchildert, als wenn er der leibhaftige Klabautermann wäre; es war aber der hlg. Phokas, der unter Kaiſer Trajan in Sinope gelebt haben ſoll. Im Mittelalter haben lateiniſche Legenden im Abendland den Glauben an dieſen Heiligen feſtgehalten. Sein Feſttag war der 14. Juli. Und eben dieſer Name ſcheint ins Gotiſche übergegangen zu ſein, wenn auch nicht als Klabautermann, ſo doch als Kobold und Hausgeiſt. Wenn wir annehmen, daß das anlautende ph noch nicht als f, ſondern als p + h geſprochen wurde, konnte oder mußte got. *pôka oder *pûka dafür eintreten, und daraus dürfte angls. púca (anord. púke)

Digitized by Google

'Dämon, Kobold' stammen. So kann der Puck in Shakespeares Sommernachtstraum schließlich auf die Goten am Schwarzen Meer zurückweisen.

Es gab eine Zeit, da erscholl ganz Deutschland vom Ruhm der Goten; da waren die Namen ihrer Helden bei uns in aller Munde, nachdem sie als christliches Kulturvolk unter dem Amelung Theoderich Oberitalien besaßen. Sagen und Lieder behandelten die Schicksale ihrer Stämme und Fürsten, und die deutsche Heldensage trug ihre Kunde bis nach Altengland und Norwegen, Island und Grönland, nachdem die Geschichte der Goten dem Hunnenkönig Attila angegliedert und Theoderich an Stelle seines Vaters Theodemer in Attilas nächste Nähe gerückt war. So tritt in Deutschland bald an die Stelle des Gotennamens die Bezeichnung Amelunge im Anschluß an Amala, den Ahnherrn Theoderichs. Zu diesem Fürstenhaus gehört der König Ostrogotha, der im 9. Jahrhundert noch im angelsächsischen Widsithlied festgehalten wird. Um den Amelung Ermanarich gruppieren sich bei Jordanes geschichtliche Heldennamen wie Sarus und Ammius und Vidigoia, die in der mittelalterlichen Heldensage bei allen Germanen nachleben. Der aquitanische König Waltharius in Eckehards lateinischer Heldendichtung scheint eins mit dem westgot. König Walia (gest. 419), dem Zeitgenossen des Burgunderkönigs Gundicarius zu Worms. Attila selbst, dem der altenglische Sänger Widsith in seinem Fürstenkatalog den Ehrenplatz an erster Stelle gibt, trägt in der Weltgeschichte einen gotischen Namen (got. atta 'Vater' — *attila 'Väterchen'), und neben Etzel stellt das Nibelungenlied Botelung als Vater und Blödel als Bruder — abermals Namen von gotischer Herkunft. Dietmar und Dietrich in unserer Heldensage sind die Theudemērus und Theudericus aus der Gotengeschichte und Berne, Rabene und Garten leben als gotische Wörter, wenn auch die beiden ersten Namen lat. Verona und Ravenna fortsetzen. Noch im 16./17. Jahrhundert ist Dietrichsbern unsere heimische Bezeichnung für Verona. Wo immer der Name Hildebrand nachlebt, weist er zurück auf den gotischen Helden in Theoderichs Umgebung.

Gotische Sänger haben Anteil an dem Ruhm ihres Volkes, den sie von Land zu Land trugen. So hat es der Sänger getan, den Theoderich dem Merowinger Chlodwig an den fränkischen Hof schickte. Und die Spielleute Werbel und Swemmel, die das Nibelungenlied in der Umgebung Etzels und am Burgunderhof Gunthers zu Worms auftreten läßt, sind keine geschichtlichen Unmöglichkeiten. Die fahrenden Sänger bilden ein Bindeglied zwischen den ger-

Digitized by Google

manischen Stämmen und machen zum Gemeinbesitz aller Germanen, was ursprünglich den Goten gehörte. So greift die Gotengeschichte von Ermanarich über Ulfilas bis auf Theoderich vielfach in das Leben der deutschen Sprache und Dichtung.

§ 24. Die Namen der Wochentage. Dem Griechentum verdankt unsere Sprache in älterer Zeit nur, was uns gotische Vermittlung gebracht hat. Und diese brachte uns ein frühes Christentum, dessen Schlagworte — von Wörtern wie Heide und taufen und fasten abgesehen — aus dem Griechischen der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts stammen müssen. Teilweise gehören auch die Namen der Wochentage in diesen Bereich und beweisen damit zugleich, daß auch die Zeitrechnung mit Wochen dem Christentum gefolgt ist, so daß ein Heidentum, das z. B. durch Donnerstag und Freitag durchschimmern könnte, überhaupt nicht in Frage kommt.

Der Ursprung der Woche aus der babylonischen Sternkunde und aus den Planetennamen tritt für uns hier völlig zurück; wir dürfen uns mit der Tatsache begnügen, daß die in der Welt der lateinischen und griechischen Sprache im 2./3. Jahrhundert durchdringenden Namen von Wochentagen nicht sowohl Götternamen als vielmehr Planetennamen enthalten. So erklären sich die Übereinstimmungen von lat. dies Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni und gr. ἡμέρα Ἡλίου, Σελήνης, Ἄρεως, Ἑρμοῦ, Διός, Ἀφροδίτης, Κρόνου. Aber damit erheben sich für uns gleich die Schwierigkeiten. Mit dem Christentum konnte die Woche von Süden nach Deutschland vorschreiten, aber sie fand den Zugang auf verschiedenen Wegen.

Ein Weg führte über Byzanz zu den Goten und von den Goten mit dem arianischen Christentum donauaufwärts. Natürlich ist für Entsprechung der griechischen Namen nach den Planeten in den überkommenen gotischen Sprachquellen kein Platz. Und doch muß bayr. Ertag über ein got.*areinsdags auf gr. Ἄρεως ἡμέρα zurückweisen. Sicherlich stammt bayr. Pfinztag 'Donnerstag' über ein got.*paintê für *paimptê 'Donnerstag' aus einem gleichbed. gr. Πέμπτη (neugr. Πεφτί), das für und neben Διὸς ἡμέρα steht. Bei ahd. sambaztag 'Samstag' weist die Übereinstimmung mit den nasalierten Entsprechungen ungar. szombat aslav. sambota auf eine östliche Quelle, die als gr.*Σάμβατον neben Σάββατον vorauszusetzen ist. Die Kennzeichen der zweiten Lautverschiebung verweisen bayr. Pfinztag und ahd. sambaztag vor das 6. Jahrhundert, und nur von Osten her können die drei Namen nach Bayern vorgedrungen sein.

In unsern ältesten Glossen (um 750), die wohl auch nach Bayern hinweisen, begegnet ein ahd. pherintag als Name des Freitags. Da ein germ. Göttername mit p : pf-Anlaut ein Ding der Unmöglichkeit ist — eben haben wir für bayr. Pfinztag auch keinen germ. Gott voraussetzen dürfen — so bleibt, wie bei jedem p : pf-Anlaut, nur fremder Ursprung möglich. Dieser kann nur in einer Kürzung des bei Ulfilas bezeugten got. paraskaiwê 'Freitag' = gr. παρασκευή 'Freitag' gefunden werden.

Gegenüber einer von Bayern aus ostwärts donauabwärts deutenden Gruppe von Wochentagnamen stellen wir nunmehr eine ebenso sicher nach dem deutschen Nordwesten gehörige Gruppe. Diese nordwestliche Gruppe erhält einen wertvollen Beweis und eine volle Bestätigung, wenn ndd. Sâterdach = ndl. Zaterdag (angls. Sæterndæg) eine Entstehung aus lat. Saturni dies ist, obgleich dies im Romanischen fehlt. Da Samstag in Oberdeutschland herrscht, ist hier der nordwestliche Ursprung von Gallien aus ohne weiteres klar.

Der Name Dienstag hat Süddeutschland erst im 17. Jahrhundert erreicht. Er gehört ursprünglich nach dem fränkisch-sächsischen Nordwesten (mndl. dinxendach) und weist auf den in einer lat. Inschrift des 3. Jahrhunderts für friesische Truppen des brittischen Römerheeres bezeugten Gott Mars Thingsus (oben S. 128). Dieser Name des Dienstags fehlt in Altengland, wie in Mittel- und Süddeutschland. Da der lat. Einfluß (oben S. 131) am Niederrhein am mächtigsten war, ist ein andd.*thingsindag Nachbildung von lat. Martis dies selbstverständlich, zumal die friesische Gottheit ausdrücklich dem römischen Mars gleichgesetzt wird. Stammt doch auch die engl. Bezeichnung Tuesday (angls. Tîwesdæg) aus der festländischen Heimat der Angelsachsen und weiterhin abermals aus dem deutschen Nordwesten und deckt und ergänzt sich mit Dienstag in der Formel Mars Thingsus.

So gehört auch der ndd.-ndl. Name des Mittwochs als „Wodanstag" (engl. Wednesday = ndl. Woensdag) wie die Bezeichnung Dienstag nach dem Nordwesten, wo am Niederrhein Wôdensdach als Eindeutschung für lat. Mercurii dies in der Ordnung ist, denn die interpretatio Romana (oben S. 126) stellte den lat. Mercur dem germ. Wôdan gleich. Aber was es mit der in Westfalen altbezeugten Entsprechung Gudensdag für eine Bewandtnis hat, ist noch nicht aufgehellt.

Bei den übrigen Namen unserer Wochentage ergeben sich Schwierigkeiten für die Herkunftsbestimmung wegen der (oben S. 184) bereits festgestellten Übereinstimmung der lateinischen und griechischen Be-

Digitized by Google

zeichnungen. So können Sonntag und Montag sowohl von lat. Solis, Lunae dies wie von gr. Ἡλίου, Σελήνης ἡμέρα abhängig sein. Aber wir denken mit Rücksicht auf angls. Sunnandæg engl. Sunday 'Sonntag' zunächst an lateinische Herkunft. Freilich legt in Oberdeutschland die umgelautete schwäbische Dialektform Mæntag und die österreichische Umlautsform Sünntag (ahd. *mânintag *sunnintag) auch den Verdacht nahe, daß hier ein östlicher Einfluß von der untern Donau aus mit in Betracht kommt.

Auch bei Donnerstag und Freitag stimmen die lateinischen mit den griechischen Benennungen überein (Jovis, Veneris dies = Διος, Ἀφροδίτης ἡμέρα), so daß beide als Quelle der deutschen Namen in Frage kommen. Nachdem wir aber in den altbayr. pfinztag und pferintag ursprüngliche Bezeichnungen des Südostens annehmen, wird für Freitag ein westlicher Ursprung sicher sein. Das gilt denn auch für Donnerstag gegenüber bayr. Pfinztag. Aber hier kann sowohl der Nordwesten wie der Südwesten Ausgangsbereich der deutschen Namen sein. Denn es gibt eine südwestdeutsche Sonderbezeichnung des Dienstags alemann. Zîstig — nach lat. Martis dies — die im Südwesten heimisch war und nicht ohne weiteres mit der engl. Benennung Tuesday zusammenhängt. Die alemann. Lautform kann nicht auf später Entlehnung aus dem deutschen Norden beruhen, sie muß als selbständiger Niederschlag der spätrömischen Kultur für den Südwesten betrachtet werden. Wenn hier dem lat. Mars der germ. Kriegsgott Tîw gleichgesetzt wurde, wie bei den Friesen der Thingsus, so müssen wir auch ausdrücklich betonen, daß es sich bei so vielen Wochentagnamen um nichts als Wortübersetzungen handelt. Die Wochentage hatten mit einer Verehrung der betreffenden germanischen Gottheiten nichts zu tun. Aber sie waren doch nur möglich, als das Heidentum bei den deutschen Stämmen herrschte, so daß man einheimische Götternamen den römischen Götternamen ohne weiteres gleichstellte.

Vielleicht darf der Name Mittwoch, in dem jede vermeintliche Spur von Christentum fehlt, doch als christlich in Anspruch genommen werden, zumal weil er eine ausgesprochen romanische Anknüpfung hat, nämlich eine südliche an das gleichbedeutende churwälsch. mezemna = altital. (Toskana) mezzedima (neben mercoledì), deren Quelle ein lat. media hebdomas ist, so daß ahd. mittiwëhha als Wortübersetzung zu gelten hätte.

Deutlich stammt gegenüber lat. Dominica dies = frz. dimanche unser Sonntag (ahd. sunnûntag) aus älterer Zeit, als eine Christianisierung der Benennungen der Wochentage in Gallien noch nicht eingesetzt

Digitized by Google

hatte, wie denn auch ndd. Sâterdach = lat. Saturni dies älter sein muß als das Aussterben dieser Benennung auf romanischem Boden. In solchen Fällen erkennt man deutlich, daß die vulgärlateinische Grundlage des Germanischen älter ist als das Vulgärlatein, auf dem das Romanische Galliens beruht (oben S. 157). Anderseits bleibt aber noch hervorzuheben, daß Deutschland zwischen 400—600 von allen Himmelsrichtungen her Kultureinflüsse von durchschlagendem Erfolg erlebte. Der Mangel an gleichzeitigen Quellen deutscher Herkunft macht den Einzug der morgenländischen Woche auf dem Festland zu einer verwickelten Frage. Aber man hat wohl das Recht, das Ereignis noch ins 5. Jahrhundert zu verlegen, ehe die Angelsachsen alle ihre alte Heimat verlassen hatten.

Die Einführung der morgenländischen Woche ins Abendland während der römischen Kaiserzeit etwa des 3./4. Jahrhunderts wäre für Deutschland noch nicht endgültig bestimmt, wenn wir nicht unser Wort Woche in diesen Bereich hineinzögen. Der Begriff war sicher nicht gemeingermanisch und vorchristlich. Tacitus (Germ. 11 cum aut inchoatur luna aut impletur) überliefert uns ausdrücklich, was andere Beweise, z. B. Caesar Bell. Gall. I 50, erhärten, daß unsere Voreltern zu ihrer Zeitrechnung die Mondphasen brauchten; beweisen doch mhd.-mndd. wadel 'Vollmond' und got. fulliths frühangls. fyllith 'Vollmond' Spuren von heimischen Schlagwörtern im Bereich der Zeitrechnung. Aber ndd. wika ahd. wëhha, wozu allerdings auch angls. wicu engl. week stimmt, können keine Urwörter vorgeschichtlicher Zeiten sein, das Wort tritt aber schon im Gotischen auf. In der Ulfilas-Bibel gilt wikô (Luc. 1, 8) deutlich schon im heutigen Sinn: von Sabbath zu Sabbath besorgte je eine Priesterabteilung in Jerusalem den Tempeldienst (es handelt sich um Zacharias, den Vater von Johannes dem Täufer). Dieser frühe Beleg für unser Woche fällt in das Jahrhundert, in dem die Wochenrechnung sich durchsetzt, und da bleibt nur der Verdacht übrig, daß es sich um lat. vices 'Wechseldienst' handelt. Zwar ist ein christliches septimâna die lat.-roman. Entsprechung (ital. settimana frz. semaine), von der freilich die Deutschen und ihre Verwandten nichts wissen. Zeigt aber lat. vices in einem westlichen Bereich keine Spur der zeitlichen Bedeutung, so gelangt man zu dem Verdacht, daß der Herd unseres Wortes eher im Osten zu suchen ist, so daß eine lateinische Beglaubigung leichter fehlen kann. Immerhin steht unser Woche unter dem Verdacht, das lat. vices zu vertreten.

Die Aufnahme der morgenländischen Woche machte im römischen Reich den Übergang vom Heidentum zum Christentum mit, um

Digitized by Google

schließlich im Abendland endgültig mit dem Christentum zu verwachsen und eine neue Zeitrechnung mit christlichem Aussehen zu eröffnen. Unser Mittwoch meidet einen heidnischen Anklang mit einer zahlenmäßigen Bezeichnung, und Samstag kann den christlichen Stempel nicht verleugnen. So tritt frühzeitig auch das Pfingstfest in unsere christliche Zeitrechnung ein, und wenn der pf-Anlaut nicht trügt, mit dem gotischen Christentum, das von den Goten aus ins deutsche Donaugebiet wanderte: got. paintêkustê (bei Ulfilas bezeugt) scheint in einer verkürzten Lautgestalt *paínkustê vorgedrungen zu sein, wie sie in andd. pinkoston vorliegt. Die ahd. Schreibung fimfchustin beruht auf Umdeutung und Anlehnung, ein älteres *pfinchustîn voraussetzend. Hat aber das Pfingstfest zufrühst im ältesten Oberdeutschen seine Heimat gehabt, ehe es nach Westen und Norden vordrang, so liegt es nahe, auch dem Osterfest eine gleiche Vorgeschichte zu geben. Zwar fehlt der Name im Gotischen, aber wir trauen es dem Urdeutschen zu. Allerdings gebraucht Ulfilas paska und nicht *austrôns, aber neben und nach Ulfilas kann in seinen Kreisen wohl das heidnische Frühlingsfest einer Göttin *Austrô den Anlaß zu einer germ. Benennung gegeben haben, und ein im 8./9. Jahrhundert in den Maingegenden auftretendes mlat. ôstarstuopha als Bezeichnung einer besonderen Abgabe an den König deutet auf eine frühheimische Verwendung des Wortes im Dienste der Zeitrechnung.

Bei den urgeschichtlichen Worträtseln bleibt jede Beweisführung lückenhaft und unvollkommen: weder lassen sich die Träger unseres ältesten Christentums, noch seine verworrenen Bahnen bestimmen. Sicher bleibt nur die Tatsache, daß der Osten wie der Westen gleichmäßig für die Einführung des Christentums wie der christlichen Zeitrechnung in Deutschland mitgewirkt haben.

§ 25. Die westgermanischen Sprachen. Die westgerm. Sprachen sind Deutsch, Englisch und Friesisch. Sie werden allgemein als enger zusammengehörige Sprachen zusammengefaßt im Gegensatz zum Gotischen und Nordischen. Ins 4./5. Jahrhundert verlegen wir die Ausbildung derjenigen Züge, die den Deutschen mit den Angelsachsen und Friesen gemeinsam sind, die wir wieder als eine anglofriesische Sprachgruppe näher aneinander rücken. Als die Angelsachsen ihre festländische Heimat verließen, um sich in England eine neue Heimat zu erobern — das geschah im 5./6. Jahrhundert — waren Neuerungen angebahnt und vorbereitet, die dem alten gemeingerm. Sprachbild bald ein moderneres Aussehen geben sollten. Mundartliche Züge werden den Germanen in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt nicht gefehlt haben.

Digitized by Google

Aber die Fälle, in denen der germ. Sprachstoff der römischen Überlieferung uns heute den Verdacht mundartlicher Regungen nahelegt, sind spärlich und unerheblich, auch nicht immer umfassend genug beglaubigt und daher sprachgeschichtlich kaum zu verwerten. Gewiß müssen sich die zahlreichen Stämme nicht bloß durch Kleidung und Bewaffnung voneinander unterschieden haben. Natürlich müssen alle Stammesunterschiede, in denen auch noch religiöser Glaube und der Einfluß der geographischen Lage und Nachbarschaft eine wichtige Rolle spielen, sich auch in sprachlichen Eigenheiten ausgeprägt haben. Aber man muß hier Wert darauf legen, festzustellen, daß selbst heutige Mundarten sich oft nur durch Tonfall oder durch eine hellere oder dunklere Vokalfarbe und andere unbedeutende Lauterscheinungen unterscheiden, ohne daß diese in natürlicher Schreibung zum Ausdruck gelangen können. Der dürftigen Überlieferung gegenüber, die mit den Anfängen des Schrifttums für Deutschland wie für England erst im 8. Jahrhundert anhebt, muß jede sprachliche Gliederung der Germanen auf dem Weg sprachvergleichender Forschung stattfinden, und diese glaubt an eine nähere Zusammengehörigkeit der Deutschen, zu denen wir auch die Niederländer rechnen, mit den Anglofriesen. So haben wir nunmehr die sprachlichen Tatsachen festzustellen, die zu der Aufstellung einer westgerm. Gemeinschaft geführt haben.

Das wichtigste und augenfälligste Merkmal ist die Doppelung von Mitlautern, besonders vor innerem j und r: unserm Wille entspricht einerseits got. wilja anord. vilə Gen. vilja, anderseits andd.-altfränk. willjo (angls. willa). Im Heliand und im Ludwigslied zeigt das 9. Jahrhundert das alte j neben der Doppelung noch bewahrt in willjo 'Wille' und ellian 'Tatkraft'. Im Frühalthochdeutschen des 8./9. Jahrhundert zeigt Oberdeutschland diese Konsonantendehnung auch nach langem Wurzelvokal wie bei hôrren 'hören', wânnen 'glauben', suonnen 'richten'. Auch in minderbetonten Silben zeigt das Frühalthochdeutsche Doppelungen wie in kuninginna oder suanâri Mehrzahl suanârra 'Richter', zemissa 'Kleie', râtissa 'Rätsel', zâturra 'Hure', chumbarra 'Volksstamm' und bei jungen Mittelvokalen wie in gawahannen 'erwähnen', gilstirro 'Zinspflichtiger', fuotirra 'Amme', kilburra 'Lamm', lidirra 'Schleuder', zimbirra 'Holzbau', dwahilla 'Handtuch', îsilla 'Eiszapfen', sidilla 'Sitz', sidillo 'Ansiedler', sigilla 'Halsband'; auch angls. Wörter wie óretta 'Kämpfer', æmette 'Ameise', ondettan 'bekennen' zeigen in Nebensilben, die ursprünglich den Diphthong ai enthielten, gleichfalls Doppelungen tt statt

Digitized by Google

ttj = tj. So schimmert die Doppelung durch lautverschobene Wortformen wie heizen und reizen, sowie Weizen noch heute hindurch, weil ihr z auf ttj hinweist. Lat. Lehnwörter der römischen Kaiserzeit haben den Wandel mit durchgemacht, wie die Lautgeschichte von Wicke und Kupfer (lat. vicia und cuprum) lehrt. Daß übrigens auch vor l Konsonantendehnung eintreten kann, ergibt sich aus der Lautgeschichte von Apfel und Fackel.

Ebenso augenfällig wie die gemeinwestgerm. Doppelungen von andd. (Hel.) sittjan 'sitzen': settjan 'setzen', liggjan 'liegen': leggjan 'legen', bruggja 'Brücke', muggja 'Mücke' äußert jetzt ein westgerm. s-Verlust im Auslaut von zahllosen Nominativen der Einzahl und Mehrzahl seine Wirkung, wenn den got. gasts gasteis anord. gestr gester (aus runisch gastiz = lat. hostis) ahd.-andd. gast Mehrz. gesti, den got. gibôs anord. giafar 'Gabe' in der Mehrzahl andd. gëba ahd. gëba entsprechen. Solcher s-Schwund im Auslaut greift in Deklination und Konjugation vor allem westgerm. Schrifttum durch und schafft Entsprechungen wie ahd. wili 'du willst' = got. wileis (lat. velis), auch ahd. wirs Adj. 'schlimmer' = got. wairsis (vgl. lat. magis 'mehr'), andd. sunu Nom. 'der Sohn' = got. sunus (vgl. lat. portus). Wie bezeichnend stimmen got. dags und anord. dagr überein gegenüber andd. dag, got. wulfs anord. ulfr gegenüber angls.-asächs. wulf aus *wulfa(s), got. gasts anord. gestr gegenüber angls. gest andd.-ahd. gast. So ändert sich der Formenbestand; denn durch diesen s-Verlust fallen nunmehr Nominativ und Akkusativ in der Einzahl mehrerer Deklinationen zusammen, die nach idg. Weise (lat. lupus Akk. lupum) zumeist geschieden waren wie runisch gastiz Akk. gasti, stainaz Akk. staina.

Das Zeitalter dieser Auslautskürzung zu ermitteln, fehlen ausreichende Spuren (oben S. 172); sie war eben vorliterarisch. Die betroffenen Sprachgebiete sind von so großem Umfang, daß wohl mehr als ein Jahrhundert zu der Durchführung der Lautregel vonnöten war. Der Einzug der vielen Lehnwörter, die in den ersten christlichen Jahrhunderten hauptsächlich vom Mittel- und Niederrhein aus vordrangen, hat wohl lat. s-Nominative wie asinus saccus durch germ. asinuz sakkuz ersetzt, und diese sind dann unter unser Lautgesetz geraten und über asilu sakku schließlich durch ein vokalisches Auslautsgesetz (oben S. 172) zu den urdeutschen asil sack geworden. Es wird das germ. z und nicht erst das sonst daraus hervorgegangene r verklungen sein. Die Angelsachsen des 5. Jahrhunderts haben die verkürzte Form schon aus ihrer festländischen Urheimat nach England mitgebracht, und so greifen wir wohl nicht

Digitized by Google

fehl, wenn wir diese Auslautskürzung mit andern westgerm. Auslautsgesetzen ins 4. Jahrhundert verlegen.

Überraschend ist für diese Übergangszeit noch das Auftreten einer scheinbar neuen Deklination. Im Gefolge der Auslautsgesetze stellt sich in der Mehrzahl allmählich eine eigene Neutraldeklination ein des Typus Lämmer Kälber, und das Englische spiegelt in der Mehrzahl children neben child denselben Typus wider. Im Hintergrund dieser Flexion steht ein besonderer Neutraltypus des Indogermanischen, den Latein und Griechisch in genus Plur. genera = γένος Plur. γένεα besitzen. Solchen Formen mußten urgermanisch etwa lambos Plur. lambesa entsprechen und weiterhin mit der Wirkung von Auslautsgesetzen und mit dem Übergang von s in r Einzahl lamb Mehrz. lambir(u). Ursprünglich deklinierte man aber auch nach Maßgabe von lat. generis generi = gr. γένεος γένει im Genitiv lembires und Dativ lembire; aber sie weichen unter dem Einfluß von word wordes, so daß man schon im 8./9. Jahrhundert die Einzahl lamb lambes lambe lamb neben der Mehrzahl lembir, lembiro, lembirum, lembir antrifft. Aber in Ortsnamen wie Albirsbach ahd. Albiresbah (zu einem verlorengegangenen Neutrum alb 'Schwan') zeigen sich noch kleine Überreste der alten Flexion. Anfänglich gab es nur eine kleine Zahl von Wörtern dieser Art. Im Heliand zeigt das Altniederdeutsche des 9. Jahrhunderts noch keinen einzigen Plural der Art (vereinzelt einmal lamb Plur., nicht lembir), und noch im gleichen Jahrhundert weist das Evangelienbuch Otfrids von Weißenburg außer lembir und rindir nur erst grebir auf. Neben diesen drei Pluralen bietet die Tatianübersetzung auch noch bletir, ehir, hârir, loubir, wildir. Immer mehr greift diese neutrale Mehrzahlform um sich, bis schließlich vom 15. Jahrhundert an auch einige wenige Maskulina wie Bösewichter, Gehälter, Geister, Götter, Irrtümer, Leiber, Männer, Örter, Ränder, Reichtümer, Schilder, Sträucher, Vormünder, Wälder, Würmer unter ihren Einfluß geraten.

Zu den großen Neuerungen der Völkerwanderungszeit rechnen wir schließlich die Ausbildung neuer Wortbildungsmittel, die das Gotische des 4. Jahrhunderts und die voraufliegenden vorgeschichtlichen Jahrhunderte unserer Sprache noch nicht kennen. Es handelt sich um Abstraktbildungen wie Wahrheit, Reichtum und Freundschaft. In solchen Nominalabstrakten sehen wir ein ursprünglich selbständiges Wort als Bildungssilbe verwendet in einer Weise, wie sie z. B. dem Latein fehlt. Man kann den Ursprung solcher Bildungssilben bequem durchschauen, wenn man weiß, daß z. B. got. haidus 'Art und Weise' bedeutet; noch im Althochdeutschen begegnen heit

Digitized by Google

'Art' und tuom 'Stellung, Stand' als selbständige Wörter, die bald zugrundegehen, um in zweiten Wortgliedern von Nominalabstrakten wie Wahrheit und Irrtum, Freundschaft und Feindschaft eine starke Lebenskraft zu entfalten.

Die Ausbildung der verschiedenen Lautgesetze, die den westgerm. Sprachcharakter ausmachen, wird in der altgerm. Zeit der ersten nachchristlichen Jahrhunderte sich schon langsam vorbereitet haben und kann sich dann wohl noch aus der altgerm. Zeit bis in die Karolingerzeit hinein fortgesetzt haben. Feste Einschnitte lassen sich nicht erweisen, denn der im lat. Schrifttum verborgene Wortschatz kann nur ausnahmsweise Lautspuren unseres jüngeren Sprachcharakters aufweisen, und solchen Spuren wäre, wegen ihrer Vereinzelung, nicht immer zu trauen. Auch ist die lat. Schrift bei so ganz vereinzelter Überlieferung von Wörtern immer eine Erschwernis gegenüber der Lautbestimmung. Man darf nicht jedem d der lat. Überlieferung von germ. Wörtern immer und überall ohne weiteres trauen. Denn innerhalb des Germanischen hatte das spätere d-Zeichen schon früh den doppelten Lautwert eines weichen Verschlußlauts und eines weichen Reibelauts. Für die urgerm. Zeit war d mindestens im Anlaut und im Inlaut nach n und l weicher Verschlußlaut, was schon für got. hund 'hundert', wind 'den Wind' und sind 'sie sind' sowie für got. dals 'Tal' und dails 'Teil' feststeht. Aber in den westgerm. Sprachen stellt sich eine Neuerung ein, an der Gotisch und Altnordisch keinen Teil haben: d wird auch zwischen Selbstlautern und nach r zum weichen Verschlußlaut wie in andd. fadar, môdar. Wann sich dieser Übergang von d in d vollzogen hat, wissen wir nicht, aber das Angelsächsische hat von jeher daran Teil, und es handelt sich um einen Lautwandel, der für alle westgerm. Sprachen charakteristisch ist.

Wir vermuten das Einsetzen dieser Lautwandlung für das 3./4. Jahrhundert und glauben auch, daß gleichzeitig einige wichtige Auslautsgesetze beginnen, die an der Ausbildung der westgerm. Eigenart Anteil haben. Ältere Auslautsstörungen (oben S. 172) setzen sich nunmehr in größerem Umfang durch mehrere Jahrhunderte fort, und mit dem englischen und deutschen Schrifttum des 8. Jahrhunderts liegt abgeschlossen vor, was langsam angebahnt war. Gehört doch auch der s-Schwund (oben S. 190) in diesen Bereich hinein, und er ist eine zeitliche Vorbedingung für andere Auslautskürzungen. Solche treffen i und u nach langer Silbe, während sie nach kurzer Silbe bewahrt geblieben sind. Das Gotische kennt im allgemeinen bei den Auslautsgesetzen keinen Unterschied nach kurzen und langen Stammsilben. Aber den got. sunu(s) und handu(s) entsprechen asächs.

Digitized by Google

angls. sunu, aber hand, den got. juka: waúrda die asächs. joku : word; im Altsächsischen stehen sich gegenüber wini 'Freund', aber gast 'Gast'. Diese einschneidende Regel ist für viele Deklinationsformen bedeutsam. Aber wenn wir hier auch nicht näher darauf eingehen können, bleibt uns noch festzustellen, daß eine gleichartige Regel auch für Mittelsilben gilt, wenn ahd. nerita und hôrta (= andd. nerida : hôrda) einander gegenüberstehen: wir reden hier von einem westgermanischen Synkopierungsgesetz, dessen Wirkungen sich in mhd.-nhd. Zeit in den Vergangenheitsformen brannte, rannte, kannte, sandte äußert, denen got. brannida, rannida, kannida, sandida entsprechen. Wenn es wahr ist, daß der Name Attila frühzeitig bei den Niederdeutschen zu Atlo synkopiert worden ist — und man braucht für angls. Aetla anord. Atle eine zweisilbige Grundform — so wird unsere Lautregel doch stellenweise um oder bald nach 500 eingetreten sein. Aber für mhd. Etzel scheint unser Gesetz damals schon keine Kraft mehr gehabt zu haben.

Allerdings sollten wir von dem lat. Schrifttum unserer Übergangszeit Aufschlüsse über die zeitliche Abfolge der Auslauts- und Synkopierungsregeln erwarten dürfen, aber hindernd steht hier im Wege, daß die reichbezeugten germ. Eigennamen der Völkerwanderungszeit nicht immer die gleichzeitige germ. Aussprache widerspiegeln; sie können Latinisierungen sein, die gerade in bezug auf die Endungen auf dem Herkommen von Geschichtschreibern der älteren Kaiserzeit beruhen. Fehlgriffe bei solchen Latinisierungen sind bedeutsam, wenn jüngere Eigennamen wie Alaricus, Athanaricus, Theudericus den Boiorix, Mallorix, Theuderix im ersten vor- und nachchristlichen Jahrhundert entsprechen. Aber was nützen Einzelheiten gegenüber einem so großen Sprachgebiet, wie es später das Westgermanische eingenommen hat? Beweisende Runeninschriften fehlen für Deutschland, und selbst wenn es solche gäbe, würden wir die Entstehung des Westgermanischen doch nicht auf feste Jahrzehnte und Jahrhunderte für Norden und Süden, Osten und Westen festlegen können.

Es sprechen zwar auch viele Tatsachen des Wortschatzes zugunsten einer westgerm. Sprachgemeinschaft. Die Zeitwörter sprechen und fechten, die Hauptwörter Bier und Pfennig, die Eigenschaftswörter sanft und wüst, die Zusammensetzungen Nachbar und Schultheiß teilt das Angelsächsische mit dem Althochdeutschen; die Zahl solcher Übereinstimmungen ist beträchtlich. Aber die Tatsachen der Wortvergleichung reden nicht immer eine eindeutige Sprache, wenn z. B. engl. great und deutsch groß, engl. dream und deutsch Traum, engl. bread und deutsch Brot augenfällig übereinstimmen. Denn innerhalb der Kreuz-

Digitized by Google

und Querwege, die der Wortschatz immer geht, gelangt die eine Sprache zuweilen erst spät an ein Ziel, das die andere schon Jahrhunderte früher erreicht hat. Engl. great zeigt erst seit dem 12. Jahrhundert die gleiche Bedeutung wie schon im 8./9. Jahrhundert unser groß (ahd. groz andd. grôt). Das angls. gréat zeigt nur erst die Grundbedeutung 'grobkörnig', die im Deutschen frühzeitig untergegangen ist. In ähnlicher Weise hat engl. bread erst um 1000 allmählich die Bedeutung erreicht, die das Niederdeutsche des Heliand und das Hochdeutsche Otfrids schon im 9. Jahrhundert aufweisen; angls. bréad bedeutet zunächst nur 'Bissen Brot, Stück Brot'. Andd. brôd ist frühzeitiges Ersatzwort für ein ausgestorbenes *hlêf (angls. hláf = got. hlaifs), aber von der Grundbedeutung 'Bissen Brot, Stück Brot' zeigt Althochdeutsch und Altniederdeutsch keine Spur mehr. Andd. drôm zeigt noch die verschiedenen Entwicklungsstufen der Bedeutung, die von der Grundbedeutung 'Gedränge, Getriebe, Getümmel' zu den neuen Bedeutungen 'bewegtes Menschengetriebe' und 'Traum' geführt haben. Im Gegensatz dazu zeigt angls. dréam nur erst die Bedeutung 'fröhliches Menschengetriebe', und erst um 1250 stellt sich dafür die fortgeschrittene Bedeutung 'Traumbilder, Traum' ein; aber ahd. troum und anord. draumr zeigen frühzeitig nur noch die Bedeutung 'Traum'. So ist auch das Englische erst im 12. Jahrhundert zu einer Entsprechung von ahd. beide andd. bêthie gelangt, aber engl. both hat die gleichen Voraussetzungen: das Deutsche war schon um 700 bei dem Ziel angelangt, das England erst um 1200 erreicht.

Aus gleichen Keimen und Wurzeln können somit die westgerm. Sprachen sich anfänglich verschieden in Zeit und Raum entwickeln und doch schließlich ein gleiches Ziel erreichen. Unter den Neuerungen im Wortschatz sticht unser sprechen (angls. sprecan andd. sprëkan) hervor, dem wir in dieser Lautform kein urgerm. Alter zuerkennen dürfen. Wenn wir an die nhd. Verbindung „in die Worte ausbrechen" denken, regt sich in uns der Verdacht, einem got. usbrikan könne im Westgermanischen eine Erleichterung in der Gestalt von (u)sprëkan entsprechen, wie unser nhd.-mhd. spreiten auf ein got. usbraidjan zurückweist. So erklärt sich denn auch die Tatsache, daß unser sprechen keine alte Verwandtschaft aufweist. So entspringt neues Leben aus alten Trieben, und schließlich gelangen so die westgerm. Sprachen zu ihrer gemeinsamen Eigenart. Und wiederum sieht man in dieser Gruppe eine seltsame Berührung, wenn sich in England speak um das Jahr 1000 — zufrühst in Kent — (als specan) zeigt und damit wohl zunächst im Kindermund eine neue Erleichterung durchgeführt

Digitized by Google

wird, die sich schon im 9. Jahrhundert in ahd. spëhhan hervorragt. Das Ziel schwankt, die Regungen sind sich aber gleich.

So entwickeln sich die westgerm. Sprachen in einer gewissen Einheitlichkeit, wenn auch das Zeitmaß in der Einführung von Neuerungen verschiedenartig sein kann. Die Vergleichung der westgerm. Sprachen für das Zeitalter des Schrifttums gibt uns vielfache Fingerzeige und Gesichtspunkte, bei denen aber immer die zeitliche Festlegung ohne ausreichende Sicherheit bleibt. Glauben wir aber an die Wahrscheinlichkeit einer westgerm. Sprachgemeinschaft, so berechtigt uns dazu noch die Tatsache, daß wir für dieselben Gebiete auch eine einheitliche Dichtersprache erschließen können.

§ 26. Die westgermanische Dichtersprache. Wir glauben zahlreiche Züge der urdeutschen Dichtersprache für die westgerm. Stämme feststellen zu können durch Vergleichung von Dichtungen wie Heliand und Beowulf und so vieler anderer der älteren Gedichte. Aber der Versuch einer Erschließung der gemeinsamen Dichtersprache wäre gegenstandslos, wenn Deutschland nicht von jeher reich an Dichtungen gewesen wäre. Für deutschen Grund und Boden gelten die Mannuslieder, Herkuleslieder und Arminiuslieder, die Tacitus in nicht mißzuverstehender Klarheit ausdrücklich hervorhebt. Ist doch angls. wōd 'Dichtung' (oben S. 92) mit dem lat. vātes 'Sänger' urverwandt und weist die Dichtung zurück bis in die vorgerm. Zeit. Auch angls. scop 'Dichter' hat als westgerm. Wort zu gelten. Seit vorgerm. Zeit konnten sich Götterhymnen, die von Tīwaz und Ōstra handelten, im Laufe der Jahrhunderte ausbilden zu der Eigenart, die unserer Stabreimdichtung in Nord und Süd Reiz und Anziehungskraft verleiht. Die altdeutsche Dichtersprache ergibt sich nicht aus überlieferten Heldenliedern der Völkerwanderungszeit, denn solche fehlen bis ins 8. Jahrhundert über das ganze germ. Gebiet hin. Aber die jüngere Stabreimdichtung von Skandinavien, Altengland und Deutschland gestattet Rückschlüsse, die sich zu einem klaren Bild zusammenfügen.

Ausgezeichnet war unsere alte Dichtung durch eine überreiche Fülle gleichwertiger Worte und Wendungen, und ihre dichterische Prägung verrät sich leicht, wenn der Beowulfdichter die Begriffe 'Mund' oder 'Lippen', die Homer als das 'Gehege der Zähne' (ἕρκος ὀδόντων) umschreibt, durch 'Schatzkammer der Worte' (wordhord 'Worthort') wiedergibt. Und wenn der Fürst bei Homer als 'Hirt seiner Völker' (ποιμὴν λαῶν) erscheint, so haben der Hellanddichter und der Beowulfdichter in schöner Übereinstimmung das gleiche Bild vom Hirten: andd. landes hirdi und angls. folces hyrde, wovon sich ein

Digitized by Google

Nachklang in der Bezeichnung hellehirte 'Teufel' bis in Wolframs Parzival gehalten hat. Und damit weist uns die frühste Dichtersprache auf die Uranfänge der Dichtung und in patriarchalische Urzeiten, als das Oberhaupt der Sippe oder Großfamilie zugleich Sippe und Herde hielt, d. h. regierte; denn unser mit gr. βου-κόλος 'Hirt' (eigtl. 'Kuhhirt') verwandtes Ztw. halten bedeutet erst 'die Herde hüten', dann 'regieren'.

Aber es gehört in fortgeschrittene Kulturverhältnisse, wenn der Fürst in germ. Heldendichtung gern Goldspender oder Ringbrecher heißt; so deckt sich das noch im Heliand als Bezeichnung des vornehmen Herrn auftretende böggëbo (Baugengeber) mit angls. béaggifa, wie im Beowulflied ein nordischer Häuptling bezeichnet wird, und das anord. baugbrote (Baugenbrecher) mit angls. béagabrytta, wie denn im Heliand der Dienstmann 'Baugenfreund' (bôgwini) heißt, weil er aus den Händen seines Fürsten Ringe als Ehrengeschenke entgegennimmt. Überhaupt ist die dichterische Synonymik für 'Fürst, Herr' bemerkenswert reich. Aus dem Heliand vgl. drôhtin frô hërro, daneben adalkuning. Die gleichwertigen folkkuning, thiodkuning, sigidrôhtin, ordfruma, die der Heliand von Gott und Christus gebraucht, stammen aus unserer altdeutschen Heldendichtung, wie denn das angls. Beowulflied nicht nur entsprechende folccyning, théodcyning, sigedryhten, ordfruma, frumgár, sondern dazu noch gúdcyning, héahcyning, landfruma, léodcyning, léodfruma, gumdryhten, winedryhten verwendet. Aber wir dürfen hier nicht daran denken, die angls. Stabreimdichtung für die Synonymik des Königtums zu erschöpfen; von dort aus liefert die Heldendichtung den Beweis, daß das christliche Messiasepos des 9. Jahrhunderts den wahren Umfang urdeutscher Dichtersprache nicht widerzuspiegeln vermag. Das Leben und Leiden des Heilands entfaltet keine Kriegstaten eines weltlichen Königtums. Zu den charakteristischen Synonymen, für die der Heliand keinen schicklichen Platz hat, rechnen wir es auch, wenn der Beowulfdichter den Fürsten eodor (Zaun = Schutzwall) in Übereinstimmung mit anord. jaðarr bezeichnet. Auch die Bezeichnung helm (Schutz, Schirm) gilt im Beowulf, und nordische Dichter vergleichen Fürsten mit einem Eber (jǫfurr 'Fürst'), weil vielleicht sein Helmschmuck ein Eberbild war.

Ein solcher Reichtum von Synonymen findet seine Erklärung in den Bedürfnissen der Stabreimtechnik. Wie sich in neueren Zeiten die Eigenart eines Dichters unter Umständen aus Reimzwang ergibt, bedurfte die altgerm. Verstechnik zur bequemen Einreihung der wesentlichsten Begriffe, die für die Heldendichtung eine Rolle spielen,

Digitized by Google

Synonyma mit den mannigfaltigsten Anlauten. Und es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß es für solche Begriffe mehr Bezeichnungen geben mußte, als das Runenalphabet Mitlauter besaß. Annähernd gleichwertig hat der Heliand adalkuning, bôggëba, drôhtin, folkkuning, frô, kuning, mandrôhtin, mêdongibo, ordfruma, râdgëbo, sigidrôhtin, thiodan, thiodkuning, wëroldkuning. Die gesamte angls. Stabreimdichtung liefert æðelcyning, béaggifa, cyning, dryhten, eodor, folccyning, frumgár, gumdryhten, gúdcyning, héahcyning, helm, landfruma, léodcyning, mandryhten, ordfruma, sigedryhten, théoden, théodcyning, tírfruma.

So stehen auch für das Volk in Waffen in der Dichtersprache, die in erster Reihe dem Leben von Kriegshelden zu dienen hat, mancherlei Umschreibungen für den Begriff 'Krieger' zur Verfügung. Die Krieger heißen im Heliand heririncos und im Beowulflied hererincas 'Heermänner', und den gúdrincas im Beowulf entsprechen hildiskalkos im Heliand. Dem Beowulflied und dem Heliandd ichter ist die Bezeichnung 'Helmträger' gemeinsam: angls. helmberend andd. hëlmbërand. In seine biblische Erzählung fügt der Heliandd ichter die Umschreibung wapanbërand 'Waffenträger'. Man denke auch an angls. æscberend und gárberend 'Krieger', und ein gleichbed. angls. *sweordberend wäre im Zusammenhang mit anord. sverdberandi wohl möglich. Schlichte Worte wie ahd.-andd. thëgan oder wigand (mhd. wigend) gehören auch in den Stil der altgerm. Poesie. Zwischen schlichter Volkssprache und gehobener Dichtersprache besteht anfänglich kein Unterschied. Ein solcher wächst heran erst mit der Steigerung von priesterlichen Götterhymnen zu aristokratischen Heldenliedern.

Zu den Bezeichnungen für die Krieger gehören auch Vergleiche mit Wölfen in dem poetischen Stil: angls. herewulf heorowulf und hildewulf 'Krieger' und alte Personennamen wie ahd. Heriwulf oder angls. Heorowulf Hildulf sprechen für den Übertritt dichterischer Wortprägungen in die Volkssprache. Und wenn das Schwert in angls. Stabreimdichtung gúdwine 'Schlachtfreund' heißt, so ist ein ahd. Personenname Gundwin ein weiterer Beweis für den Zusammenhang von Dichtersprache und Volkssprache.

Es ist der eigentliche Bereich dichterischen Schaffens im Heldenzeitalter, aber auch die Sprache spiegelt den poetischen Geist unserer kriegsfrohen Ahnen wider. Der Krieg ist ihnen ein lustiges Spiel: spilôdun ther Frankon, sagt das Ludwigslied von dem Schlachtgetümmel, durch das die Franken Ludwigs II. 881 bei Saucourt in der Pikardie über die heidnischen Normannen siegten. 'Spiel' (lác und plega) ist auch die ständige Bezeichnung für die Schlacht in der

Digitized by Google

angls. Dichtung: gelác bordgelác lindgelác beadulác headulác — æscplega ecgplega gúdplega lindplega secgplega sweordplega wígplega.

Auch für Speer, Schild und Schwert standen manche Bezeichnungen zu Gebote. So verwendet das alte Hildebrandslied in der Schilderung des Zweikampfes am Schluß in drei aufeinanderfolgenden Langzeilen scilti, stainbort und lintûn.

In der Wortzusammensetzung zeigt unsere alte Dichtersprache, wie die urgermanische Sprachart überhaupt, ihre schönste Stärke. Im Hildebrandslied heißt die Brünne auch gúdhamo Kampfkleid' und der Schild stainbort.

Überraschend ist auch die Fülle der Wörter für 'Mensch' in der Stabreimdichtung. Die erbwörtlichen Entsprechungen von lat. homo und altind. manus bedeuten bei den Germanen 'Mensch' und 'Mann': ahd.-andd. gomo und man. Andd. êldi 'Menschen' stimmt zu angls. ylde 'Menschen' (vgl. frühahd. alt-hërda 'Menschenboden' für 'Erde'). Dem andd. fir(h)ios 'Menschen' liegt ein altes Beiwort mit der Bedeutung 'belebt, lebendig' zugrunde; vgl. ahd.-andd. fërah 'Leben'. Die oft wiederkehrende Bezeichnung 'Menschenkinder' (andd. gumono barn) wird oft vereinfacht zu schlichtem barn 'Menschen' noch im 9. Jahrhundert im Heliand und im Muspilli (got. barn 'Kind' eigtl. 'Geborenes' zu gebären Geburt oben S. 85). Und wenn bei den alten Deutschen menniskon 'Menschen' die von dem Menschen (man) Stammenden sind, so scheint sich darin doch eher ein Nachklang der germ. Theogonie zu offenbaren: Mannus 'der Mann, Vater aller Germanen' (oben S. 94). Wenn in der angls. Dichtung die Menschen nicht nur bearn 'Kinder', sondern auch niddas 'Vettern, Angehörige' heißen, so ahnen wir im Hintergrund, ohne es beweisen zu können, uralte Theogonien, in denen vom Ursprung der Menschheit und des Germanentums priesterliche Sänger lehrten. Denn in Worten wie got. manasêths 'Menschensaat' (= Menschheit) und in frühahd. althërda 'Menschenboden' (= Erde) verrät sich wohl ein alter Mythus.

Aber auch jüngere Wortprägungen setzen solche alten Erbwörter fort, wenn im Heliand die Menschen als êrdbûand (angls. eordbúend) 'Erdbewohner' und in angls. Stabreimdichtungen als reordberend 'Sprachträger' bezeichnet werden.

Aber die urdeutsche Dichtung hatte nicht nur eigenartige Wortgebilde, die dichterischen Ursprungs sind, auch im Satzgefüge offenbart sich Eigenart, die auf eine weit zurückliegende Vergangenheit deutet. Altertümliche Wortfolge bewahrt am Ende des 8. Jahrhunderts das Hildebrandslied: brût in bûre 'im Hause der jungen

Gattin', fireo in solche 'in der Menschheit' (= bei den Germanen), solches at ende 'an der Spitze des Heeres' in Übereinstimmung mit angls. lifes æt ende 'am Lebensende' (Beow.). Wir werden gemahnt an das homerische θεῶν ἐν γούνασι. Altertümlich ist auch die ans Altgriechische erinnernde Wortfolge angls. Scedelandum in 'in Skandinavien' und Fréslondum on 'in Friesland' Beow. 19. 2358; ein Eddalied sagt hollu í 'in der Halle'.

Wenn wir zur Kennzeichnung der sprachlichen Mittel des altgerm. Stils nicht verschweigen dürfen, daß das dichterische Beiwort in den homerischen Epen eine individualisierende Kraft entfaltet, die Odysseus als den 'Vielduldenden' (πολύτλας) und Achill als den 'Fußschnellen' (πόδας ὠκύς) kennzeichnet, so hat das Altgermanische dafür einen Ersatz in prägnanten Zusammensetzungen. Das Beowulflied bezeichnet die kampfberühmten Dänen als Gárdene (Speerdänen), Hringdene (Brünnendänen) oder Beorhtdene (Helldänen) und als Arscyldingas (Ruhmdänen), Herescyldingas (Heerdänen) in Übereinstimmung mit einem Eddalied, das die Nibelungen, d. h. Burgunder, als 'Gernibelungen' (geirhniflungar) bezeichnet. So sind im Beowulf die Gauten auch Gúdgeatas und die Schweden Gúdscylfingas und Heaðoscylfingas, die Barden Heaðobeardan und die Rämen Heaðoréamas. Und wenn im gleichen Gedicht die Dänen auch 'Siegesdänen' (Sigescyldingas) heißen, könnten mhd. Volkssänger in Vrideschotten (Gudrunlied) auch wohl das erste Wortglied als ehrendes Beiwort aufgefaßt haben, selbst wenn die Bezeichnung anderen, und zwar fremden Ursprungs wäre. Immer und immer wieder bewundern wir die Bildsamkeit unserer Sprache in der Fähigkeit der Wortzusammensetzungen.

Bezeichnend sind noch an der Dichtersprache Eigennamen für die Ausrüstung des Kriegers. In der angls. Beowulfdichtung handhabt der Held die Schwerter Hrunting und Nægling. Das Schwert des Westgoten Walther, das in der lat. Dichtung Eckehards nur als Welandia fabrica bezeichnet wird, heißt im angls. Waltharius Mimminc. In der altfranzösischen Karlssage um 1100 hat das frz. Rolandslied die Namen für Rolands Schwert, Horn und Banner (Durendal, Olifant und Oriflamme). Heinrich von Veldekes Aeneasroman, der wie das frühmhd. Rolandslied auf französischer Vorlage beruht, erwähnt zu unserer Überraschung altdeutsche Heldenschwerter mit den Namen Miming, Nagelring und Eckesahs. Das Nibelungenlied gibt dem Schwert Siegfrieds den etymologisch unklaren Namen Balmung, wofür die Liederedda den Namen Gram(r), d. h. 'Fürst' hat. Die zahlreichen Schwerternamen aus dem Bereich der Helden-

Digitized by Google

dichtung des 13. Jahrhunderts übergehen wir und erwähnen nur, daß noch im 15. Jahrhundert das Redentiner Osterspiel die urdeutsche Sitte festhält: die Schwerter der Kriegsknechte am heiligen Grab heißen Mumming und Klinge. In der Biterolfdichtung vom Beginn des 13. Jahrhunderts begegnen noch die Helmnamen Hiltegrîm und Limme.

Aus dem altgermanischen Kriegertum heraus ist diese Sitte der Namengebung besonders für Schwerter auch in die Poesie gelangt. Leben und Dichtung standen in einer selbstverständlichen Wechselwirkung, und eine Grenze zwischen Dichtung und Leben gab es nicht. In dem Worte Leichnam (mhd. meist lîchame 'Körper, Leib') besitzt unser Deutsch den Ausläufer eines altgerm. lîk-hamo, das dem Heliand-dichter geläufig ist und in der angls. Dichtung ein gleichwertiges flæschoma neben sich hat. Es bedeutet ursprünglich 'Leibeskleid, Leibeshülle' und erinnert an das gúdhamo 'Kampfkleid' (= Brünne) im alten Hildebrandslied. Die Zusammensetzung scheint auf alte Dichtersprache zurückzuweisen; aber ihr Geltungsbereich war frühzeitig auch die Prosa, denn der Weg von der Dichtung in die Volkssprache war nicht schwer. Und ein schlichter Chronist konnte in der angls. Sachsenchronik z. Jahre 1003 für Schiffe 'Wogenhengste' (ýthhengestas) sagen, wie die angls. Stabreimdichtung dafür brimhengestas farodhengestas merehengestas sæhengestas sundhengestas wæghengestas anwendet, und nordische Dichter wágmarar (Wogenrosse) und brimdyr (Brandungstiere) sagen. Stimmt doch auch das Beowulflied mit dem Hildebrandslied und dem Heliand überein in der Bezeichnung des Schiffers als 'Seefahrer': angls. sælîdend (brimlîdend merelîdend wæglîdend), andd. sêolîdand (lagulîdand wâglîdand), ahd. sêolîdand.

Für die meeranwohnenden Germanen an Nord- und Ostsee nehmen wir an, daß ihre Dichtung die Schiffahrt auch sonst sprachlich reich ausstattete. Die uns leider verlorengegangenen Dichtungen des Sängers Bernlef im Zeitalter Ludwigs des Frommen werden hinter dem Beowulflied nicht zurückgestanden haben, das das Meer als 'Walfischstraße' (hronrád), 'Schwanenstraße' (swonrád) oder 'Bad des Tauchers' (ganotes bæd) bezeichnet. Das deutsche Festland bietet uns für Nord- und Ostsee keine ältere Dichtung, sonst würde sicher die Poesie unserer Sprache in noch hellerem Lichte strahlen als im Heliand.

Es ist wahr, unsere alte Dichtung war arm an Bildern und Gleichnissen: „weiß wie Schnee" Heliand 3127/28. Das Beowulflied bevorzugt bei derartigen schlichten Vergleichungen die Steigerungsform

des Beiworts gelîc: „am meisten dem Vogel vergleichbar" (218), „am meisten dem Feuer vergleichbar" (727), „am meisten dem Stahl vergleichbar" (985), „am meisten dem Eise vergleichbar" (1608); so steht auch Hel. 5812 snêwe gelîkost 'am meisten dem Schnee vergleichbar'. Das Hildebrandslied und das Ludwigslied verzichten auf jedwedes Bild und Gleichnis. In den umschreibenden Worten und Wendungen offenbaren unsere Sänger der Urzeit ihre Kunst, die darin auch viel persönliches Können entfalten mochte. Wenn neuere Leser und selbst Dichter wie Goethe Homers ausgeführte Gleichnisse, die sich zuweilen über ein paar Zeilen erstrecken, bewundern und wohl auch nachahmen, so verdient Homer diese Bewunderung. Aber er verdient sie nur insofern, als der blinde Sänger mit seiner Kunst sich selber eine Welt vor die Seele zaubert, die seinen Blicken längst entschwunden war. Der Volkssänger, der an Leib und Seele gesund ist, braucht immer nur ein einziges Wort, um Person oder Sache in einem helleren Lichte zu zeigen. Und so hält sich unsere altwestgermanische Dichtung in den natürlichen und gesunden Grenzen. Wenn einzelne Kunstdichter von Eddaliedern ausgeführtere Bilder und Gleichnisse bieten oder gar häufen, die freilich hinter Homer immer zurückbleiben, so dürfen wir auch bei ihnen wohl das Können blinder Sänger vermuten, denen die sinnliche Welt schon fremd geworden war.

Aber in das Erbe der altgerm. Zeit rechnen wir nicht nur die Kunst des Stabreims und die Stilmittel einer reichen Dichtersprache. Ererbt waren von Dichtern der Urzeit Eigenheiten des Aufbaus, wie sie sich so gern zu Anfang und am Ende äußern. Zu Anfang geht der Sänger gern aus von einer Betonung der geschichtlichen Wahrheit seines Stoffes und beruft sich auf die eigene Glaubhaftigkeit für seine stofflichen Ermittlungen. Das Hildebrandslied beginnt: „Ich habe das sagen hören, daß usw."; das sogenannte Wessobrunner Gebet vom Anfang des 9. Jahrhunderts hebt an: „Das habe ich unter den Menschen als der Wunder größtes ermittelt, daß" usw. Der Dichter braucht im ersten Satz gern das „ich", das er sonst lieber meidet, aber er kann auch „wir" gebrauchen; so beginnt das Beowulflied: „Wir haben den Ruhm der Dänenkönige ermittelt." Christliche Dichter Altenglands schließen sich den Volkssängern der Heldensage gern an. Überhaupt legt der epische Sänger Wert darauf, für seinen reichen Stoff sich gelegentlich als gewissenhaften Forscher hinzustellen. Der Heliandichter stimmt mit dem Beowulfdichter darin überein, ein „ich habe das ermittelt" hie und da einzuflechten. Und doch erfahren wir aus den Liedern nie die Namen ihrer Sänger. Wir dürfen jedoch diesen Sängern literarischen Geist für ihre Lieder nicht absprechen. Oder

Digitized by Google

dürfen wir die Ausbildung eines literarischen Sinnes nicht darin erblicken, daß der Dichter den eigenen Namen verschweigt, aber den Liedern eigene Namen gibt? Wie das Nibelungenlied in den letzten Worten „der Nibelunge nôt" und ebenso der etwas jüngere Dichter von „Alphards Tod" verfährt, so bezeichnet der Schluß des lat. Waltharius liedes „Walthari poesis" als den Titel. Ein Eddalied von Odrums Klage bestimmt den Titel als „Oddrúnar grátr". Der bedeutendste Skalde, den der skandinavische Norden hervorgebracht hat, der Isländer Egil Skallagrimson, benennt die ergreifendste seiner Dichtungen vom Tode des Sohnes „Sonar torek". Hier liegt keine zufällige Übereinstimmung vor, sondern literarisches Herkommen, für das sich aber keine ausländischen Gegenstücke von gleichem Alter darbieten.

Nach alledem war Leben und Sprache unserer germ. Urzeit mit Stabreim durchsetzt. Die Erstbetonung forderte gleichsam den Stabreim, wie denn die älteren Runeninschriften voll davon sind. Er war kein Vorzug von Priestern und Sängern mehr, da doch der gelehrte Beda (gest. 735) in seiner englischen Kirchengeschichte den ältesten christlichen Dichter Caedmon in eine ländliche Dorfgemeinde versetzt, in der alle Bauern des Ortes beim gemeinsamen Abendtrunk ihre Lieder selber verfassen und vortragen konnten. Das war altes Herkommen; denn schon in des Tacitus Germania Kap. 10 ist der Hausherr (got. heiwafrauja) zugleich Hauspriester und kann beim Losen mit Buchenstäbchen den göttlichen Willen deuten, d. h. in stabende Verse bringen.

§ 27. Der urdeutsche Sprachbau. Die Sprache ist ständig in Fluß, sie kennt keinen Stillstand. Unvermerkt und allmählich, wie sich die Laute ändern, erfährt auch der Sprachbau im ganzen durch kleinere Schattierungen, die sich von selbst einstellen, neue Züge, die schließlich ein neues Gesamtbild ergeben.

So ist das Absterben der Zweizahl, von der das Gotische noch Pronominal- und Verbalformen besitzt, dem völligen Untergang nähergerückt, und zwar in Süddeutschland im allgemeinen um ein paar Jahrhunderte früher als in Norddeutschland, wo zwar das Zeitwort, aber noch nicht die ungeschlechtigen Fürwörter wir beide, ihr beide darauf verzichten. Es gibt weder im deutschen noch im englischen Schrifttum Formen des Zeitworts wie got. nimôs nimats 'wir beide nehmen, ihr beide nehmt' oder nêmu nêmuts 'wir beide nahmen, ihr beide nahmt'; sie fehlen allerdings auch im altnordischen Schrifttum völlig. So dürfen wir das Absterben solcher Verbalformen vielleicht schon in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verlegen. Wenn

Digitized by Google

der entsprechende Verlust bei den ungeschlechtigen Fürwörtern erst etwa in der Zeit der Völkerwanderung einsetzt, so ist dieser zweite Schritt eine Folge des ersten.

Die Entstehung neuer Ausdrucksmittel ist an dem Untergang der alten Formen mitbeteiligt. Wir können uns erklären, wie die Umschreibung wir beide Akk. uns beide, ir beide Akk. iuch beide daran schuld ist. Zunächst fügte man den alten Dualformen noch den Zahlbegriff bei: man trifft im Heliand unk bedie, ink bedie und einmal auch noch bei Otfrid unkêr zweio, d. h. die duale Bedeutung trat gemeinsam mit dem Zahlwort auf, und daran ging schließlich das Dualpronomen zugrunde. Umschreibung ersetzt die alte Wortform, wenn es seit urdeutscher Zeit wir beide heißt.

So wird beim Zeitwort auch das alte Passivum beseitigt, von dem das Bibelgotisch eine Reihe von Präsensformen besessen hat. Das Nordische stellt gemeinsam mit dem Westgermanischen diese jüngere Sprachstufe dar, sie kennen keine Entsprechungen von got. baírada baírasa baírada Mehrzahl baíranda usw. Angls. hátte = mndd. hette 'er heißt' als Entsprechung von got. háitada 'er heißt', ist ein ganz vereinzelter Nachklang der idg. Erbform von gr. φέρεται = ind. bháratê 'er wird getragen'. Alte echte Passivformen sind für ganz Deutschland im 8./9. Jahrhundert völlig ausgestorben. Und das bedeutet einen starken Eingriff in unseren Sprachbau, insofern sich nunmehr das Passiv neue Ausdrucksmittel schafft. Die Auflösung der einfachen Verbalform gr. φέρεται = ind. bháratê durch umschreibende Formenreihen bedeutet eine Neuerung im Sprachbau. So ist auch die umschreibende Zweizahl 'ihr zwei, ihr beide' aufzufassen. Die sprachlichen Ausdrucksmittel verarmen nicht, sie gestalten sich vielmehr um.

Die idg. und gemeingerm. Stufe unserer Sprache konnte ursprünglich neben dem Zeitwort auf das persönliche Fürwort verzichten. Dem lat. sum es est und dem gr. εἰμί εἰ ἐστί entspricht got. im is ist, aber ahd.-mhd. ich bin, du bist, ër ist, wie es frz. je suis, tu es, il est und engl. I am, thou art, he is heißt. In den älteren Sprachstufen wurde die Person durch die Verbalform hinlänglich gekennzeichnet: gr. φέρω 'ich trage', δίδωμι 'ich gebe'; aber das Sprachgefühl verliert mit der Zeit das Verständnis der Form, und so stellt sich im Vulgärlatein wie im Urdeutschen eine Neigung ein, das persönliche Fürwort zu Hilfe zu nehmen. Schon im 1. Jahrhundert zeigt das Latein der Kaiserzeit eine Zunahme von ego und tu, sowie von ille. Wir sagen noch ausnahmsweise danke, bitte für „ich danke, ich bitte". Aber schon in ahd. Zeit überwiegt die neue Weise: ih bin, thu bist,

Digitized by Google

ër ist. Das war im Bibelgotisch noch nicht so völlig durchgeführt wie später im Deutschen: qitha 'ich sage'. Latein und Deutsch entwickeln sich in gleichem Schritt und Tritt. Besteht ein ursächlicher Zusammenhang?

Im Bereich des Zeitworts stellt sich in dem Zeitraum von 350—750 auch das umschreibende Perfekt mit haben und sein ein. Durchgeführt war es mit dem Beginn des westgerm. Schrifttums noch keineswegs, aber es regte sich sicher schon vor unserem deutschen Schrifttum des 8. Jahrhunderts. Freilich war zunächst nicht das Zeitwort haben, sondern das gleichwertige eigen (got. aigan), wozu unser Eigenschaftswort eigen gehört, das Zeichen für das Hilfsverb der Umschreibung: ahd. wir eigun gitân, ir eigut gitân, sie eigun gitân. Zwar fehlen die zugehörigen Formen der Einzahl bei diesem Hilfszeitwort so gut wie bei dem Stoffzeitwort (wir eigun hûs), aber Singularformen (êh êht êh) hat es im Urdeutschen gegeben nach Ausweis von got. aih aiht aih. Man darf das Ztw. aigan als das eigentliche und ursprüngliche Hilfsverb der umschreibenden Vergangenheit ansehen. Aber nachdem die Singularformen êh êht êh ausstarben, trat dann an ihre Stelle — zunächst nur für den Singular — als Ersatz das Ztw. haben ein, so daß wir im 8. Jahrhundert flektierten: ih habên gitân, du habês gitân, ër habêt gitân — wir eigun gitân, ir eigut gitân, sie eigun gitân. Dann siegt im 10. Jahrhundert das Hilfszeitwort haben völlig. Diese Neuerung der umschreibenden Vergangenheit fehlt im Gotischen wie auf den alten Runeninschriften und wird jedenfalls für das Urdeutsche des 6./7. Jahrhunderts in Kraft getreten sein.

Die Tatsache, daß das Latein ungefähr im gleichen Zeitraum mit dem Urdeutschen vom einfachen zum umschreibenden Perfekt übergeht, gibt zu denken. Das Vulgärlatein geht von den Perfekten fêcî vênî zu den gemeinromanischen ego habeo factum (frz. j'ai fait) und ego sum venutus (frz. je suis venu) über. Besteht ein Zusammenhang mit den umschreibenden Perfekten des Urdeutschen? Aus gleichen Vorbedingungen könnten beide Sprachgebiete sich gleichartig entwickelt haben. Die Übereinstimmung der beiden Sprachgebiete ist aber um so tiefer, als die Mittelform zufrühst auch im Westgermanischen sich in Geschlecht und Zahl (frz. je l'ai vue, je les ai vus) nach dem Satzobjekt richtet. Ist Einwirkung der einen Sprache auf die andere möglich und wahrscheinlich? Beweisbar ist nichts, wo gleichzeitiges Schrifttum fehlt; denn auch das Vulgärlatein ist kein fester Begriff, es gibt kein Sprachdenkmal in reinem Vulgärlatein, wie wir auch kein reines Urdeutsch besitzen: beides erschließen wir nur.

Digitized by Google

Wir wollen zunächst noch feststellen, daß auch das umschreibende Passiv für das Präsens erst vulgärlateinisch ist: sum amatus für lat. amor. Aber wenn die Übereinstimmung zwischen Vulgärlatein und Urdeutsch dann noch hinzutritt, so ist Zufall wohl ausgeschlossen.

Zu den wichtigsten urdeutschen Neuerungen gehören dann auch noch der bestimmte und der unbestimmte Artikel. Den älteren Entwicklungsstufen haben beide gefehlt. Das Fürwort der, die, das war zufrühst nur hinweisend = 'dieser', und ein (got. ains) war in Übereinstimmung mit lat. ûnus nur Zahlwort. Noch auf den alten Runeninschriften des Nordens bedeutet horna 'das Horn', rûnôs 'die Runen', arbja 'das Erbe', staina 'den Stein'. Aber am Ende des 9. Jahrhunderts zeigt das Gedicht von Christus und der Samariterin bereits der heilant, ein brunno, daz wazzer, daz wîp ganz nach mhd.-nhd. Weise. Im alten Hildebrandslied finden sich dê ôdre 'die andern', in dêm sciltim 'in den Schilden'; freilich überwiegt das Fehlen des bestimmten Artikels, und der unbestimmte Artikel fehlt ganz, wie beides auch der frühsten angls. Dichtung fehlt. Auch hier werden wir die Zeit von 350—750 für die Anfänge des neuen Sprachgebrauchs annehmen. Und auch hier wiederholt sich derselbe Hergang auf dem romanischen Gebiet, wo er wohl auch im 5./6. Jahrhundert durchdringt. Und schließlich stellt sich gleichzeitig noch unser man als Neuerung ein in Übereinstimmung mit frz. on (= lat. homo).

Aus derartigen Neuerungen können sich weitere Änderungen im Sprachbau ergeben. Hierher gehört das dem Gotischen noch fremde Fürwort dieser, und darin stimmen die westgerm. Sprachen mit dem Altschwedischen überein. Seinen Ursprung verlegen wir abermals um 400 n. Chr. Wir erkennen in ihm eine Verwachsung des Artikels der, die, des, dem, den mit einem hinweisenden Anfügsel -se 'dort' (vgl. frz. celui-ci).

Die Formwörter nehmen einen breiteren Raum ein. Einen Lokativ mit räumlicher Bedeutung kennt keine germ. Sprache; unser heim ist der einzige erstarrte Rest, aber das zugehörige Hauptwort fehlt schon in ahd. Zeit als selbständiges Wort und bleibt auf zusammengesetzte Ortsnamen (Ingelheim, Nauheim) beschränkt. Im Althochdeutschen gilt heime 'zu Hause' und heim 'nach Hause'. Ein älterer Instrumental stirbt langsam ab, und man umschreibt ihn durch mit z. B. im alten Hildebrandslied mit dînêm wortun, aber auch noch dînu spëru 'mit deinem Speer' neben mit gëru 'mit dem Speer'. Steht der Gebrauch der Präposition von (ahd. fona) beim Passiv mit der gleichen Verwendung des lat. a ab in innerem Zusammen-

Digitized by Google

hang? Der deutsche Sprachgebrauch stimmt halbwegs zum Gotischen, wo aber fram beim Passiv üblich ist.

Gleichmäßigkeit der Entwicklung der beiden Sprachen zeigt sich auch in den ziemlich gleichzeitig wirksamen Auslautsgesetzen. Galliens Vulgärlatein und das Urgermanische gehen im 5./6. Jahrhundert durch Auslautskürzungen von älterer Zweisilbigkeit zur Einsilbigkeit, von der älteren Dreisilbigkeit zur Zweisilbigkeit über. Der skandinavische Norden hat die alte Zweisilbigkeit bzw. Dreisilbigkeit auf den älteren Runeninschriften 2—3 Jahrhunderte länger bewahrt als Deutschland, und im Romanischen stehen Italienisch und Spanisch dem lat. Urzustand auf lange hinaus näher als das Französische. Die Gleichmäßigkeit der Entwicklung ist nicht zu verkennen, aber sie bleibt für uns doch ein großes Rätsel.

Gehört auch das urdeutsche hĕrro 'Herr' hierher? Es deckt sich mit spätlat. senior (frz. seigneur) als ursprüngliche Altersbezeichnung, die zum ehrenvollen Titel aufgestiegen ist. Das lat. Wort tritt im Zeitalter Theoderichs als Titel auf; die Anschauung, auf der das Wort beruht, ist eher germanisch als römisch, wenigstens fiel Tacitus die Ehrfurcht auf, die bei den Germanen die Greise genossen. Ist doch auch unser urdeutsches greis als Lehnwort ins Romanische (ital. griso) eingedrungen. Selbst wenn wir annehmen wollen, daß ahd.-andd. hĕrro dem spätlat. senior nachgebildet ist, glauben wir doch germ. Geist in dem Wort zu verspüren. Und so zeigt auch der Wortschatz in einem wichtigen Fall doch den gleichen Weg von Frankreich nach Deutschland.

Neben unser ahd.-andd. hĕrro stellt sich von selbst ahd.-andd. jungiro, dessen Nebenformen jungro jugro im Heliand einen altertümlichen Eindruck machen. Die schon im 8./9. Jahrhundert in Deutschland geltenden christlichen Worte „Jünger Christi" beruhen aber mit hĕrro = lat. senior auf sozialer Grundlage, wie das entsprechende lat. junior eigentlich sozial gemeint war. Wo deutsche Quellen thēganos anwenden, gilt gleichzeitig in lat. Texten pueri, und in diesem Sinn ist lat. junior ahd.-andd. jungiro ursprünglich zu verstehen.

Der gleiche Weg von Frankreich nach Deutschland steht auch fest bei der Übernahme des Lehnsuffixes -ārius. Es hat schon im Bibelgotisch des 4. Jahrhunderts einen Platz in Bildungen wie bôkāreis 'Schriftgelehrter'. Ausgehend von Bildungen wie lat. monetārius und molinārius = andd. muniteri, ahd. munizāri mulināri, entwickeln sich Bildungen wie ahd. fiskāri 'Fischer' in großer Zahl.

Immer dringlicher erhebt sich die Frage, wie die Gleichartigkeit und

Digitized by Google

innere Verwandtschaft von Urdeutsch und Vulgärlatein aufzufassen ist. Für ein Umsichgreifen eines vulgärlat. Sprachgebrauchs auf das Westgermanische und besonders auf das Urdeutsche sprechen einige wenige Tatsachen. Deutschland ist in der gleichen Zeit von Frankreich aus langsam vom Stabreim zum Endreim übergegangen (unten § 32). Beweiskräftig ist aber auch noch eine letzte Spracherscheinung, die sich in urdeutscher Zeit einstellt und auf das Deutsche beschränkt blieb. Das Deutsche besitzt seit dem Anfang unseres Schrifttums als auffällige Neuerung eine Eigennamendeklination, aber zunächst nur im Akkusativ von Männernamen: ahd. Luduwigan Hartmuotan Werinbrahtan Petrusan, andd. Adaman Erôdesan Kristan Lazarusan Satanâsan. England und Skandinavien haben ebensowenig Entsprechungen wie das Bibelgotisch. Gleichartiges findet sich nur im Latein des 6. Jahrhunderts, z. B. bei Jordanes Attilanem Totilanem und sonst noch Febanem Tufanem. Deutlich liegt hier eine vulgärlat. Neuerung des 5./6. Jahrhunderts vor, die ihren Weg nach Deutschland gefunden hat. Und doch handelt es sich um einen germ. Urbereich. Das Vulgärlatein Italiens und Südfrankreichs hat im Zusammenhang mit so vielen germ. Männernamen die got. Flexion von Attila Akk. Attilanem nachgeahmt.

Wenn den deutschen Verkleinerungswörtern auf -lein (Kindlein, Büchlein) auf italienischem Gebiet Bildungen wie bracciolino cagnolino und männliche Personennamen wie Ugolino entsprechen, ist die Übereinstimmung zwar nicht zu verkennen, aber die geschichtliche Begründung noch nicht gefunden.

Wandel im Sprachbau des Vulgärlateins hat auch sonst in Deutschland Spuren hinterlassen, wenn Urkunden in lat. Sprache Seltsamkeiten aufweisen wie die folgende: klösterliche Urkunden des 8./9. Jahrhunderts zeigen Ortsbenennungen wie ad Frisingas, ad Ôtingas, also bei heimischen Ortsnamen. Hier kann es sich doch wohl nur um lat. Lautformen handeln. Aber wenn sie sich im allgemeinen innerhalb des Klosterlateins halten, so war doch das Übergreifen in die Volkssprache nicht schwer, da z. B. in der Schweiz Endungs-s in Ortsnamen wie Buchs (ad Buohhas = ad fâgos) nicht selten sind. Hatte in der altgerm. Zeit der lat. Wortschatz tief auf unsere alte Volkssprache eingewirkt, so kann die Fortdauer von Zweisprachigkeit bei den Vertretern der beiden Rassen nunmehr noch tiefer eingegriffen haben.

So dauert die Vorherrschaft des Lateins unter neuen Erscheinungsformen weiter. Wirkt doch auch im Wortschatz noch ständig der Einfluß des Lateins auf unser Deutsch fort. Ehe die hochdeutsche Lautverschiebung einsetzt, stellen sich etwa im 5. Jahrhundert Latein-

Digitized by Google

wörter wie catta 'Katze' und paraverêdus 'Pferd' ein. Und abermals färbt davon einiges auf das Westgermanische ab. Späte Entlehnungen sind einige erst seit dem 4. Jahrhundert auftauchende Fremdwörter wie catta (unser Katze), paraverêdus (unser Pferd), coxînum (unser Kissen), sabanum (got.-ahd. saban), spîcârium (unser Speicher), spelta (unser Spelz), falco (unser Falke), flasca (unsere Flasche), baccînum (unser Becken), bicarium (unser Becher), weil sie in der besseren Latinität der ersten nachchristlichen Jahrhunderte noch völlig fehlen und auch im gallischen Vulgärlatein erst ganz spät auftreten.

§ 28. Die hochdeutsche Lautverschiebung. In unsere Übergangszeit von 350 bis 750 fällt eines der bedeutsamsten Naturereignisse in der deutschen Sprachentwicklung, die Ausbildung des Hochdeutschen durch die hochdeutsche Tenuesverschiebung. Zwar haben gleichzeitig an der Ausbildung der hochdeutschen Sprachart auch andere Neuerungen mitgewirkt. Da kommt zunächst die Neubildung aller Nominativformen der Adjektivdeklination in Betracht: ahd. langêr langiu langaz — lange lango langiu, mhd. langer langiu langez — lange lange langiu. Im Heliand gilt dafür lang in der Einzahl und lange in der Mehrzahl. Ein Blick auf die got. Entsprechungen langs langa lang(ata) lehrt mit lat. longus longa longum, daß das Hochdeutsche in der längst eingeschlagenen Richtung auf eine besondere Adjektivdeklination weiter vorwärtsgeschritten ist; dabei war der bestimmte Artikel dër, diu, daz vorbildlich geworden. So entspricht der Beugung der, des, dem, den annähernd das mhd. langer, langes, langem, langen. Der Sieg der Pronominaldeklination über die Eigenschaftswörter wird vollständiger, während er in urgerm. Zeit (oben S. 79) nur erst begonnen hatte.

Bei diesem Siege spielt eine besondere Lauterscheinung eine wichtige Rolle, die abermals für das Hochdeutsche charakteristisch ist. Mit dem Nominativ ahd. langêr blintêr = mhd.-nhd. langer blinder im Nom. der Einzahl liegt ein allerdings unklarer Einfluß von seiten der ahd.-mhd. Nominative dër, wër, ër vor. Ihr nominativisches r ist ein Nachklang des alten nominativischen s, das in mehrsilbigen Wortformen in den westgerm. Sprachen überall verloren gegangen ist (oben S. 190). In der Einsilbigkeit dieser Formen kam das Auslautsgesetz so wenig zur Wirkung wie bei dem Vorwort ahd. ur ar = got. us und bei dem Komparativadverb ahd. mêr = got. mais. So entspricht beim ungeschlechtigen Fürwort dem ahd. mir das got. mis und dem ahd. wir das got. weis. Aber in allen diesen Fällen findet man im Niederdeutschen des Heliand kein Endungs-r; vgl. z. B. andd. mî und thî, wî und gî gegenüber ahd.-mhd. mir und dir, wir

und ir. Hier stimmen die hochdeutschen Gebiete zusammen gegenüber Niederdeutschland.

Einen wichtigen Unterschied zwischen Althochdeutsch und Altniederdeutsch zeigt das Zeitwort in der Endung der ersten Person der Mehrzahl, wenn sich ahd. faramês nëmamês und andd. farad nimad, ahd. fuorumês nâmumês und andd. fôrum nâmun gegenüberstehen. Im Verhältnis zu got. faram nimam — fôrum nêmum macht die ahd. mês-Endung den Eindruck hoher Altertümlichkeit. Aber hier handelt es sich für uns nicht um eine völlige Aufklärung aller einschlägigen Fragen, sondern einzig und allein um die Tatsache, daß Althochdeutsch und Altniederdeutsch hier ganz auseinandergehen. Aber diese mundartlichen Unterschiede waren sicher schon im 6./7. Jahrhundert vorhanden, ehe unser deutsches Schrifttum in allen deutschen Landen anhebt. Und das gleiche gilt in der gleichen Zeit für die wichtigsten Unterschiede, die durch die zweite Lautverschiebung geschaffen sind.

Die hochdeutsche Tenuesverschiebung ist für das festländische Germanentum nach der Völkerwanderungszeit eines der gefährlichsten Naturereignisse geworden. Die angestammte Einheitlichkeit, die denn doch hinter allen mundartlichen Merkmalen als altes Bindemittel stand, wurde bedroht, dann in Frage gestellt und schließlich beinahe aufgehoben. Denn Niederdeutsch und Hochdeutsch, die als Endergebnis der sich anbahnenden Neugestaltung der festländischen Sprachverhältnisse sich scharf gegeneinander abheben, wurden aus Mundarten nun zu zwei Sprachen. Aber gemildert wurde die Gefährdung einer deutschen Zukunft, indem die Schranken, die sich jetzt in den deutschen Landen aufrichteten, doch nicht zu hoch waren. Die hochdeutsche Tenuesverschiebung zog nicht eine einzige Grenzlinie in der Richtung von West nach Ost, sondern mehrere, und zwar alle in wesentlich gleicher Richtung. Die der ndd. Sprachgrenze (Linie Aachen, Düsseldorf, Kassel, Magdeburg, Lübben an der Spree, Birnbaum) zunächst benachbarten Lande zeigen die neuen Lautgesetze nicht so umfassend durchgeführt wie der Süden des deutschen Sprachgebiets. Von den Alpen bis zur ndd. Sprachgrenze stuft sich die Verschiebung ab von einer strengen Folgerichtigkeit bis zum Aufhören des Gesetzes. So entstehen die mannigfaltigen Schattierungen zwischen Mitteldeutsch und Oberdeutsch, die wir als „hochdeutsch" zusammenfassen.

Die frühsten Zeugnisse der hd. Lautverschiebung dürfen wir nicht in griechischen Schreibungen von gotischen Eigennamen wie Βέριχος (got. *Baireiks) und Θευδέριχος erwarten. In der Zeit des

Digitized by Google

Gotenapostels Ulfilas konnte griech. χ landschaftlich als k + h gesprochen werden. Dafür sprachen die Goten einfaches k in Antiôkja drakma für 'Αντιόχεια δραχμή. Das verführte leicht zu umgekehrten Schreibungen für schlichtes k in Namen des 5./6. Jahrhunderts.

Diese griechische Wiedergabe von got. Wörtern steht ganz abseits von der hd. Lautverschiebung, wie denn schon im 4. Jahrhundert diese Schreibgewöhnung einsetzt. Aber die Anfänge der hd. Lautverschiebung liegen nicht auf dem Balkan.

Die Durchführung der Tenuesverschiebung scheint im Beginn des 6. Jahrhunderts von der Südgrenze unseres Sprachgebiets ausgegangen und schnell, aber mit stets abnehmender Kraft nordwärts vorgedrungen zu sein. Der Hauptbeweis für das Alter des durchgreifenden Sprachgesetzes gründen wir auf die Tatsache, daß die lat. Lehnschicht der römischen Kaiserzeit (oben S. 136) die Wirkungen der hd. Verschiebungen mit durchgemacht hat (Pfeffer lat. piper, pflanzen lat. plantare, Straße lat. strâta). Aber von entscheidender Bedeutung ist der Name des Hunnenkönigs Attila in der hd. Lautgestalt Etzel. Die große Burgunderkatastrophe von 435, die für unsere Nibelungensage von höchster Bedeutung wurde, ist eine von den vielen Ruhmestaten, die seinem Namen schnell bei allen Germanen Dauer verliehen haben. So haftete der geschichtliche Name, der got. Ursprungs ist und 'Väterchen' bedeutet, bei allen deutschen Stämmen, und als die hd. Verschiebung eintrat, muß er sich zu Atzilo Etzilo Etzel umwandeln.

Für das Alter der zweiten Lautverschiebung hat auch unser Maut mhd. mûte 'Zoll' eine Bedeutung. Es muß im bayr.-österreich. Sprachgebiet schon im 9./10. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben, wenn es in mlat. Quellen als mûta 'Zoll' erscheint und der Ortsname Mautern — das Mûtarn des Nibelungenlieds — schon um 800 bezeugt ist. Das Wort kann nur ein got. Lehnwort sein: got. môta 'Zoll' wurde im Zeitalter Theoderichs des Großen mûta gesprochen, und es setzte sich bei gotischen Zollstationen im Anfang des 6. Jahrhunderts im Donaugebiet fest, als die Tenuesverschiebung t : zz schon im Gange war.

Nehmen wir dazu ein erst im Zeitalter Theoderichs des Großen (gest. 526) auftretendes junges Wort wie lat. paraverêdus, das dann (vgl. ahd. pferit mhd. pfert) unter die Wirkung der Verschiebungsregel fällt, so wird man das 6. Jahrhundert als das Zeitalter der großen Neuerung betrachten müssen. Und im 7. Jahrhundert zeigt ein lateinisches Handbuch der Erdkunde in einigen deutschen Ortsnamen Belege von hoher Wichtigkeit. Der anonyme Geograph von Ravenna kennt die Städtenamen Aschaffenburg, Straßburg, Würzburg,

Digitized by Google

Zabern und Zürich in lat. Gestalt als Ascapha, Stratisburgum, Uburzis, Ziaberna und Ziurichi, und hinter den seltsamen Schreibungen erkennt man Andeutungen der Tenuesverschiebung. Die abendländischen Geschichtswerke des 6./7. Jahrhunderts geben uns leider keine weiteren Zeugnisse in derselben Richtung.

Veranlassung oder Ursache der hochdeutschen Verschiebung, die wir auch als zweite Lautverschiebung bezeichnen, ist ebenso sehr in Dunkel gehüllt wie bei der germanischen oder ersten. Alle Mutmaßungen in dieser Richtung sind haltlos und unbeweisbar. Ein großer zeitlicher Zwischenraum zwischen den beiden Verschiebungen — ein Jahrtausend ist sicher zu wenig gerechnet — schließt jeden Zusammenhang aus. Und bei mancher Verwandtschaft zwischen Einzelerscheinungen besteht doch in Wirklichkeit nur völlige Verschiedenheit. Einmal war die urgerm. Verschiebung viel umfassender (oben S. 57). Aber auch in der hier zunächst nur in Betracht kommenden Tenuesverschiebung, die die Verschlußlaute k, t, p umgestalten sollte, weicht die zweite Lautverschiebung von der ersten erheblich ab.

Im Gegensatz zu der ersten Verschiebung erzeugt die zweite nur Doppellaute, wie die Musterbeispiele Pfaffe und Pfeffer als alte Entlehnungen aus gr. παπᾶς und lat. piper lehren. Und schreiben wir ahd.-mhd. zûn 'Zaun' mit Lautschrift als tsûn (ndd. tûn) und ahd.-mhd. zuo als tsuo und vergleichen wir hd. essen mit ndd. eten (andd. etan) oder Wasser mit ndd. water (engl. water), so sehen wir ts und ss als Vertreter des alten t, und so ist die Übereinstimmung mit pf : ff aus p klar. Die Lautlehre bezeichnet pf und ts als Affrikaten. Darunter verstehen wir Lautverbindungen aus Verschlußlauten (p, t) und Reibelauten (f, s). Die Regel der zweiten Lautverschiebung verlangt diese Affrikaten im Anlaut, im Inlaut nach Konsonanten und in der Doppelung. Beispiele: Pflanze lat. planta, Zapfen ndd. tappen, lassen ndd. laten, müssen ndd. môten.

Es bleibt noch die Verschiebungsregel für germ. k. Wenn idg. k zu χ (oben S. 55) verschoben wurde, so verlangt die hochdeutsche Verschiebungsregel Übergang zur Affrikata k + χ und zum doppelten Reibelaut χ + χ. In der Stellung nach Selbstlautern entspricht das ch von Sache und machen gegenüber ndd. sake und maken. Als Andeutung dafür gilt frühahd. die Schreibung sahha mahhôn; denn h hatte von jeher als ch-Zeichen gegolten z. B. in ahd.-mhd. maht, naht, rëht = got. mahts, nahts, raíhts, nhd. Macht, Nacht, recht. So empfahl sich die Schreibung sahha mahhôn von selbst, und sie dient uns hier als Beweis für die Gleichartigkeit von Sache mit Pfaffe und essen.

Digitized by Google

Aber wo treffen wir die zugehörige Affrikata, die wir eben als k + χ formuliert haben? Sie scheint in kaufen, Kind, Kirche zu fehlen und fehlt so auch schon in mhd. koufen, kint, kirche. Bedenkt man, daß h, wie wir oben sahen, einen ch-Wert gehabt haben kann und daß das lat. c-Zeichen immer nur den k-Wert gehabt hat, so erkennt man leicht, daß k + χ zunächst durch c + h wiedergegeben werden mußte. Eine solche Affrikata erscheint — allerdings auf beschränktem Gebiet — in frühahd. chouffôn chind chiricha. Somit sind die beiden Vertretungen kχ und χχ der Doppelheit der Lippenlaute in Pfaffe und Pfeffer völlig parallel, und weil Zaun und essen auch Affrikata und doppelten Reibelaut aufweisen, so ist das wichtige Lautgesetz in seiner organischen Einheit und Strenge im wesentlichen festgestellt.

Die hd. Lautverschiebung, die nach Selbstlautern Doppelung wie in Affe und offen, ndd. ape und open (engl. ape und open) oder in wissen oder Wasser, ndd. weten und water (engl. wit und water) verlangt, ist durchsichtig genug. Nur muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Doppelung durch einfaches f oder s ersetzt werden kann, wie in das und was für ndd. dat und wat; vgl. laufen kaufen für frühahd. hlouffan chouffôn. Aber ein weiteres Erschwernis, das einem leichten Verständnis der hd. Verschiebung hinderlich ist, liegt im Verhalten der Schrift den Lauten gegenüber. Denn wo wir in den Musterbeispielen essen und Wasser bisher von ss geredet haben, herrscht durch die ahd. und mhd. Zeit vielmehr zz, also ahd. ëzzan wazzar, mhd. ëzzen wazzer. Nun schreibt man mit dem z-Zeichen aber auch regelmäßig die Affrikata im Anlaut von zehn ahd. zëhən mhd. zëhen oder von Zaun ahd.-mhd. zûn. Nur ein Geistlicher mit gutem Sprachsinn, wie es der Isidorübersetzer um 780 gewesen, kann ëzsan wazsar regelmäßig gegen sitzan sętzan unterscheiden und beweist damit, daß das geläufige z-Zeichen zwei verschiedene Lautwerte hat. Die neuere Sprachwissenschaft hat zur Scheidung der beiden Lautwerte ein sogenanntes geschwänztes ʒ eingeführt, und so unterscheiden unsere sprachlichen Hilfsmittel gern ëzzan 'essen', wazzar 'Wasser' gegen sizzan sęzzan. Was es aber mit der genauen Aussprache von ʒ für eine Bewandtnis hat, ist nicht mehr zu ermitteln; es muß jedenfalls ein s-artiger Reibelaut gewesen sein.

Aber die Schwierigkeiten der schriftlichen Wiedergabe der Lautwerte haben uns erst unten § 31 näher zu beschäftigen. Hier bleiben nur noch die mundartlichen Verschiedenheiten der Hauptregel gegenüber zu betrachten. Da ist die Affrikataverschiebung pf und kχ noch zu erörtern. Denn die ans Niederdeutsche anstoßenden md. Ge-

Digitized by Google

biete, die wir trotzdem zum Hochdeutschen rechnen, beharren auf der ndd. Stufe, wenn sie Palz für Pfalz sagen. So trifft man in mhd. Zeit in Mitteldeutschland paffe und pfe für richtig verschobene pfaffe und pfife des oberdeutschen Gebiets, und das gleiche Gebiet kennt auch den kχ-Anlaut nicht, man sagt also kind kuh kalb kaufen. Aber der gleiche k-Anlaut gilt auch südlich der pf-Grenze. Somit zerfällt das oberdeutsche Gebiet in einen nördlicheren Teil, der den k-Anlaut bewahrt hat, daran schließt sich ein südlicheres Gebiet, in dem der alte kχ-Anlaut besteht.

Das große Lautgesetz der hochdeutschen Tenuesverschiebung, das sich in räumlichen und zeitlichen Abstufungen vollziehen mußte, äußert sich aber nicht bloß im Sprachganzen. Hunderte von Einzelheiten offenbart das Gesetz in kleinen Lautunterschieden, bei denen mundartliche Doppelformen durch ältere Lautgesetze geschaffen waren. Für den Inlaut hatte die westgerm. Konsonantendehnung (oben S. 189) allerlei Doppelformen erzeugt, wenn im Heliand sitid sittjad, ligid liggjad oder setid settjad und legid leggjad nebeneinander stehen. Aus solchen Zwiespältigkeiten ergaben sich frühzeitig, zumal auf dem später hochdeutschen Gebiet, Angleichungen und Ausgleiche. Wenn so zwischen innerem t :tt Schwanken eintrat, schuf die hd. Verschiebung ein Schwanken zwischen zz :tz z. B. für grüßen büßen alemann. grüetze büetze. So steht neben Weizen mundartlich Weißen und bayr. wîtze neben mhd. wîze 'Strafe'.

Die hochdeutsche Lautverschiebung macht in ihrer endgültigen Durchführung den Eindruck großer Folgerichtigkeit. In Wirklichkeit ist der Verlauf der Tatsachen aber verwickelter gewesen als es scheint. Wenn die Schweiz und Alemannien Schutz neben Schuß, Gutz und Flutz neben Guß und Fluß stellen und wenn im ganzen hochdeutschen Gebiet Nutz statt Nuß, Schlitz statt Schliß und Bitz neben Biß, Ritz neben Riß gelten, so haben wir Grund zur Annahme, daß zunächst vor der hd. Verschiebung im Wortauslaut Doppelungen wie skutt nutt bitt eingetreten sind, an denen der Inlaut keinen Anteil hatte. So konnten Doppelformen zahlreicher Wörter in der Biegung entstehen.

Auch im Innern von Zusammensetzungen zeigt unser Gesetz eigenartige Wirkungen, wenn z. B. unser dreißig (ahd. drîzug) den Anlaut des zweiten Wortglieds (vgl. got. threis tigjus) als echten Inlaut behandelt; ähnlich schweiz. bîcher 'Bienenkorb' ahd. bî-char zu ahd. kar got. kas 'Gefäß'. Wenn ahd. ihh-a 'egomet' neben ih steht, erhebt sich die Frage nach der Vereinfachung des Auslauts in ahd. joh scif neben den Genitiven johhes sciffes. Aber wie verhält sich dann

Digitized by Google

roc Gen. rockes, boc Gen. bockes, stoc Gen. stockes? Vielerlei ungelöste Schwierigkeiten zeigen Fremdwörter wie ahd. glocka lat. clocca.

Daß man der endlosen Schwierigkeiten der Tenuesverschiebung noch immer nicht völlig Herr geworden ist, zeigen nhd. Münze und Binse neben ahd. muniza (andd. munit) und binuz (andd. binut). Scheinbar hat sich hier z einmal zu tz, das anderemal zu s entwickelt. In der Schweiz gilt vielfach bintz wie auch hirtz 'Hirsch' neben ahd. hiruz. In solchen Fällen scheint sich z bei Ausstoßung des unbetonten Vokals nach n und r erst spät zu tz gewandelt zu haben, weil es sich mit n oder r nicht vertrug. In Betracht kommt nach l unser Pilz aus ahd. buliz mhd. bül(e)z. Natürlich gibt die Mangelhaftigkeit unserer mittelalterlichen Rechtschreibung nicht immer die Gewähr für die wirkliche Lautwiedergabe.

Die hochdeutsche Tenuesverschiebung ist ein Markstein in unserer Sprachentwicklung. Nehmen wir das 6. Jahrhundert für ihre Durchführung an, so kennzeichnet sie alle Wörter, die vor 450 Bürgerrecht erhalten hatten (pflanzen lat. plantare). Aber fremdsprachliche Bestandteile, die später ohne Kennzeichen der Tenuesverschiebung im Hochdeutschen auftreten, verraten sich dadurch als jüngere Entlehnungen, wie ahd. abbat aus lat. abbâtem, ketina aus lat. catena, porta aus lat. porta, piligrim aus lat. peregrînus, pîna aus lat. poena, tempal aus lat. templum. Das sind im allgemeinen wohl Lehnwörter einer jüngeren Zeit; sie werden sich im 8. Jahrhundert eingebürgert haben. Aber es gibt eine mittlere Schicht, in der die Hauptregel zwiespältig wirkt: ahd. tunihha aus lat. tunica, pforta aus lat. porta, pëh aus lat. picem, impfitôn aus lat. imputare, Dumpfiter aus lat. domus Petri, pëlzôn aus lat. impeltare. Die genaueren Schicksale dieser Fremdlinge werden sich wohl nie feststellen lassen: der Zeitraum der Entlehnung ist ebensowenig genau zu bestimmen wie ihre Heimat, für die westliche oder südliche Gebiete zu einer Zeit in Frage kommen, aus der wir keinerlei schriftliche Quellen haben. Hier wird es sich hauptsächlich um Entlehnungen des 6./7. Jahrhunderts handeln.

Die Tenuesverschiebung ist zeitlich wie räumlich das wichtigste Gesetz im Bereich der Lautverschiebungen, die das Hochdeutsche fortan kennzeichnen, aber nicht das einzige. Im 8./9. Jahrhundert bringen — wenn auch in räumlicher Abgegrenztheit — weitere Verschiebungen durch. Eine Mediaverschiebung gilt zunächst nur in den Doppelungen gg dd bb, für die kk tt pp eintreten (andd. bruggja middi sibbja ahd. brucka mitti sippa). Zu den Verschiebungen von tt und dd

Digitized by Google

gesellt sich aber auch noch die von einfachem d zu t (andd. fader ahd. fater, andd. môder ahd. muoter) und langsam im 8./10. Jahrhundert der Übergang des alten th (engl. thing thin) zu hochdeutschem d (ahd. ding dunni). Die Notwendigkeit so vieler Verschiebungen im Gefolge der älteren Tenuesverschiebung läßt sich nicht begreifen. Von einer Einheitlichkeit aller dieser großen und kleinen Lautgesetze zu reden, wird der Zukunft vielleicht gelingen.

Die Geschicke der Muttersprache erhalten fortan eine Wendung. Die germ. Völker und Stämme hatten bisher die Richtung unserer Sprache bestimmt. Mit der räumlichen Umgruppierung, die sich nach der Völkerwanderung vollzieht, bahnt sich eine neue geographische Einheit mit ganz neuen Daseinsbedingungen an. Die Namen der Stämme treten in den Hintergrund, und räumliche Begriffe wie Niederdeutsch und Mitteldeutsch, Hochdeutsch und Oberdeutsch stehen für uns fortan im Vordergrund. Neue Lautgesetze heben die alten Stammgrenzen auf, indem sie an den Stammgrenzen nicht halt machen. Und das große Frankenvolk wird sprachlich von den Linien durchschnitten und zerrissen, die sich von West nach Ost erstrecken und die ethnographische Zusammengehörigkeit und Einheit in Frage stellen. So werden die ruhigen Grundfesten der staatlichen Entwicklung durch die hochdeutsche Lautverschiebung gestört. Germanien, wie es Tacitus schildern wollte, war ein neues Deutschland geworden. Aber dieses neue Deutschland war durch die Naturkräfte der Sprache in Bahnen gedrängt, deren Verlauf zunächst unberechenbar blieb.

§ 29. Altfränkisches im Altfranzösischen. Die Germanen der ersten Jahrhunderte waren von der Kulturstufe der Römer noch weit entfernt. Aber wenn sie auch schnell und gern von den Römern lernten — und sie lernten nicht bloß Gegenstände eines verfeinerten Lebens, sondern auch das sich zur Runenschrift wandelnde Schriftsystem des Lateins — so besaßen sie doch nach dem umfassenden Zeugnis der Taciteischen Germania sittliche Kultur und völkische Eigenart, von der auch die Römer hätten lernen können. Aber der sprachliche Niederschlag der feindlichen oder freundschaftlichen Berührung von Römern und Germanen blieb für Jahrhunderte sehr gering, bis in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts die Salfranken in Nordgallien mit dem Latein zusammenstießen. Seit Chlodwig mischt sich das nordgallische Provinziallatein und das merowingische Fränkisch, und das Ergebnis der Mischung wird jetzt ein mit fränkischen Elementen durchsetztes Vulgärlatein, aus dem sich bald das Französische entwickelt. Das Salfränkische selbst unterliegt, aber seine Spuren bleiben bis auf den heutigen Tag im Französischen erkennbar.

Digitized by Google

Die sprachlichen Vorgänge der Merowingerzeit spiegeln sich nicht in einheimischen Quellen des Germanentums, sondern immer nur in lat. Denkmälern und damit zugleich in Latinisierungen, hinter denen aber die Grundfarbe unverkennbar ist. Was Geistliche dieser Zeit an Geschichtswerken und Heiligenleben, was Regierungsbeamte an Rechtsaufzeichnungen und Urkunden, was Dichter wie Venantius Fortunatus in einem mehr oder weniger guten Latein niederschrieben, vermag sich der Einmischung von germ. Fremdwörtern kaum zu erwehren; so mischt Venantius cofea 'Kopfbinde', flado 'Fladen', ganta 'Wildgans', harpa 'Harfe', leudus 'Lied', rûna 'Rune', ûrus 'Auerochs' in sein Latein. Denn der Tag des Französischen sollte erst mit dem 9. Jahrhundert kommen — das älteste Denkmal bieten im Jahre 842 die Straßburger Eide, mit denen Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle das Bündnis ihrer Völker verbürgen — und so kann man auch noch in der Karolingerzeit die frühsten Zeugnisse von Wörtern treffen, die bis dahin unbezeugt geblieben waren. Zu der gelehrten Schriftstellerei tritt jetzt in den Klosterschulen die allseitige Pflege des Lateins, die zur Sammlung des lat. Sprachguts auf Grund des religiösen und profanen Schrifttums zu großen Glossensammlungen führt. Darin wird oft genug altdeutsches Sprachgut in latinisiertem Gewand als moderneres Vulgärlatein mit gutem Latein erläutert. Aber überall sind solche Germanismen Vorläufer und zugleich Abbilder von Lehnwörtern, die das Altfranzösische dem Germanentum verdankt. Das bezeugt am besten eine Reichenau-Karlsruher Glossenhandschrift aus der Zeit Karls des Großen (Germania 8, 404 ff.), die neben schlichten Latinisierungen wie baucus 'Ring', fulcus 'Kriegsschar', havus 'Haken', helmus 'Helm', mastus 'Mast', spidus 'Bratspieß', wadius 'Pfand', gafôrium 'Gelegenheit', heribergum 'Feldlager', garba 'Garbe', frâta 'Honigwabe', husa 'Hose', wapca 'Wespe' auch wertvollere Belege wie brunia 'Brünne', danea 'Tenne', rôsa 'Rohr', sowie fano 'Schweißtuch', metio 'Steinmetz', scancio 'Mundschenk' und noch ein ganz auffälliges mûlus 'Maulwurf' und ein seltenes cufia 'Kopfbinde', sowie die 3tw. hadire 'hassen' und anetsare 'reizen' aufweist. Aber solche Latinisierungen mit ihren französischen Entsprechungen gehören oft in die Stoffbereiche, in denen die Germanen ihre Eigenart am stärksten entfalteten. Krieg und Jagd, Staatsleben und Rechtsleben der Salfranken hinterlassen im Romanentum Galliens wie in seiner Buchsprache, so auch in der Volkssprache Einflüsse, denen die Folgezeit Dauer verliehen hat.

Dem Kriegsbereich gehören deutlich Latinisierungen an wie gundfano afrz. gonfanon neben ahd. gundfano 'Fahne' eigtl. 'Kampftuch',

bandum 'Fahne' afrz. ban verwandt mit got. bandwô 'Zeichen', werra afrz. guerre neben ahd. werra eigtl. 'Verwirrung', helmus 'Helm' frz. heaume neben ahd.-andd. hëlm 'Helm', brunia 'Brünne' afrz. broigne neben andd. brunnia, halsbergum afrz. halberc hauberc neben ahd. halsberg, sporônus 'Sporn' afrz. esperon neben ahd. sporo, fôdrum 'Scheide' afrz. fuere (nfrz. fourreau) = ahd. fuotar, faihida 'Fehde' afrz. faide neben ahd. fêhida, heribergum 'Herberge' afrz. herberge neben ahd. heribërga, wacta 'Wache' afrz. guaite gaite neben ahd. wahta, warda 'Wache' afrz. guarde neben ahd. warta, waracio 'Landflüchtiger' (im 9. Jahrhundert als Eigenname bezeugt) afrz. garçon 'Troßbube' neben andd. wręckio 'Landflüchtiger', fulcus 'Kriegshaufen' afrz. folc neben ahd.-andd. folc, warânio 'Hengst' afrz. garagnon neben andd. wrênio.

Wörter des Weidwerks sind: speutum 'Jagdspieß' afrz. espiet neben andd. spiot, bracco 'Jagdhund' afrz. bracon neben ahd. bracko, sparwarius 'Sperber' afrz. espervier neben ahd. sparwari, taxo 'Dachs' afrz. taisson neben ahd. thahso, beber 'Biber' afrz. bièvre neben ahd. bibar, ganta 'wilde Gans' afrz. jante aus altfränk. *ganta.

Am reichsten ist noch eine Lehnschicht aus Rechts- und Staatsleben: alôdis 'Besitz' afrz. aluef aus salfränk. *alôd, bannum 'Gebot, Aufgebot' afrz. ban neben ahd.-andd. ban Gen. bannes, mallum 'Volksversammlung' (vgl. frz. malle-public) verwandt mit ahd. mahal, scapînus 'Schöffe' afrz. eschevin verwandt mit ahd. scęffîn, scancio 'Mundschenk' afrz. eschanson neben andd. skęnkio, siniscalcus 'Altknecht' afrz. seneschal neben altfränk. *siniskalk, marscalcus 'Marschall' frz. maréchal neben afränk. *marhskalk, baro 'Edelmann' afrz. baron neben mhd. bar, drûdus 'Gefolgsmann' afrz. drut neben ahd. trût, wadium 'Pfand' frz. gage neben ahd. wętti, wantus 'Handschuh' als Rechtssymbol afrz. gant neben altfränk. *want, haunta 'Schande' afrz. honte neben andd. hônda 'Schande'.

Diese drei Wortgruppen umfassen nicht alles, was in der Merowingerzeit aus dem Provinziallatein Nordgalliens nachmals ins Altfranzösische übergegangen ist. So kommt noch eine seltsame Wortgruppe von Farbennamen in Betracht: brûnus 'braun' afrz. brun neben ahd.-andd. brûn, blâvus 'blau' afrz. bleu neben ahd. blâo, falvus 'fahl' afrz. fauve neben ahd. falo, grîsus 'grau' afrz. gris neben mhd. grîs; blancus frz. blanc und blundus frz. blond sind allerdings im Altdeutschen nicht nachweisbar, sie fehlen nur zufällig. Dabei wäre vielleicht auch zu erinnern an warantia 'Färberröte' afrz. garance verwandt mit ahd. rezza (für *wrezza) und waisdus 'Färberröte' frz. guède neben afränk. *waisd.

Digitized by Google

Mancherlei frühmittellateinisches Sprachgut bezieht sich auf Haushalt und Feldwirtschaft: garba 'Garbe' afrz. gerbe neben ahd. garba, friscinga 'Ferkel' afrz. frésange neben ahd. friscing, troppus 'Herde' und afrz. trop 'v el' zu ahd. thrûbo 'Kriegshaufe', gardînum 'Garten' (eigtl. 'Gärtchen') frz. jardin zu andd. gardo, waldus 'Wald' afrz. gualt neben ahd.-andd. wald, laubia 'Laubhütte, Hütte' afrz. loge neben ahd. louppa aus *loubja, mahonus 'Mohn' afrz. mahon neben ahd. maho, humulo 'Hopfen' frz. houblon aus altfränk. *humulo, baccînum 'Becken' frz. bassin neben ahd. beckîn, hanappus 'Napf' afrz. hanap neben ahd. hnapf, staupus 'Becher' afrz. esteu neben ahd. stouf, alna 'Elle' frz. aune neben ahd. elina, haringus 'Hering' afrz. harenc neben ahd. hâring, faldistolium frz. fauteuil. Aber befruchtend wirkt das Altfränkische nur selten auf die romanische Sprachkraft; sicherlich beruht afrz. compaing frz. compagnon auf Nachahmung eines germ. Vorbilds: got. gahlaiba ahd. gi(h)leibo 'Genosse' eigtl. 'Brotgenosse' (mlat. companio zu panis 'Brot').

Aus der gleichen Zeit, in der das Latein der Merowinger und Karolinger solche altfränkischen Entlehnungen ins Altfranzösische vererbt hat, treten in Geschichtswerken und Urkunden zahlreiche germ. Personennamen in latinisierter Gestalt auf, die das Französische dann auch übernommen hat. Einige zweigliedrige Männernamen dienen bequem zur Veranschaulichung der großen Zusammenhänge, die uns hier beschäftigen: Albericus afrz. Auberi = mhd. Alberîch, Arnulfus afrz. Arnoul Ernoul = ahd. Arnolf, Audomarus afrz. Omer = deutsch Otmar, Bernehardus afrz. Bernart = ahd. Bërnhart, Bertharius Berthacharius afrz. Bert(h)ier = mhd. Bërchter, Bertheramnus afrz. Bertrant = ahd. Bërahtraban, Bertoaldus afrz. Bertauld = ahd. Bërahtolt, Dagobertus afrz. Dagobert, Ebrulfus afrz. Evroul = ahd. Eburolf, Eburhardus afrz. Evrart = deutsch Eberhard, Fulcoaldus afrz. Folque Foulque = ahd. Folko, Folradus afrz. Fourré = ahd. Folkrât, Gundbertus afrz. Gonbert = deutsch Gumpert Gompert, Gundowald afrz. Gontaud = deutsch Gundolt, Guntharius frz. Gontier = deutsch Gunther, Haimricus frz. Henri = ahd. Heimrîh, Haribertus afrz. Albert = ahd. Heribëraht, Hlodoberht frz. Flobert, Hlodowichus frz. Louis = ahd. Ludowîg, Hradulf frz. Raoul, Hûnwald frz. Hunaud = mhd. Hûnolt, Leodgarius afrz. Legier = ahd. Liutgêr, Lodarius afrz. Lohier = Chlothahari, Mar(c)bodus afrz. Marbue, Rodolandus frz. Rolland = ahd. Hruodlant, Theudericus frz. Tierri = deutsch Dietrich, Waltharius frz. Gautier = deutsch Walter, Walthramnus afrz. Gauteran = deutsch Waltram, Willehelmus frz. Guillaume = deutsch Wilhelm. Von dem

Digitized by Google

altfranzösischen Namengut, das das lat. Schrifttum des 8./9. Jahrhunderts in so reichem Maße aufbewahrt hat, wiederholen sich in der Karlssage, die das Rolandslied gleich nach 1100 bietet, z. B. Anséis Anſegis, Berengier Berengari, Charle(s) Charlon Karl, Engelier Ingelhari, Gebuïn Gebowin, Gerart Gerhard, Gerier Gerhari, Gerin Gerin, Guenelon Wenilo, Gefreid Gaudfrid, Loewis Ludwig, Oton Otto, Rainier Raginhari, Rollant Roland, Tiedbalt Theodbald, Tierris Theodrik.

Aber zu so vielen Eigennamen tritt im gleichen frz. Heldengedicht so manches Wort salfränk. Herkunft als Beweis des germanischen Hintergrunds der frz. Heldendichtung auf. So die entlehnten bere 'Bahre', brant 'Schwert', bronie 'Brünne', bu 'Rumpf' (bûk), elme 'Helm', eschac 'Raub' (skâk), eschiere 'Kriegerschar', espiet 'Spieß', esporon 'Sporn', estorme 'Ansturm', faldestuel 'Faltstuhl', gonfanon 'Kriegsfahne', guant 'Handschuh', hanste 'Lanzenschaft', hardement 'Kühnheit', marche 'Grenze', orgueil 'Stolz', osberc 'Halsberge', renge 'Gürtel' — balt 'keck', blanc 'weiß', bloi 'blond', brun 'braun', franc 'frei', riche 'mächtig' — adober 'zum Ritter schlagen' (unten S. 274), blecier 'verwunden', brisier 'zerbrechen', eschiver 'meiden', escremir 'fechten', espargnier 'schonen', guarder 'achten', guarir 'schützen', guarnir 'ausrüsten', guider 'führen', haster 'eilen', honir 'höhnen', saisir 'ergreifen'.

Erwähnen wir aus dem Rolandslied noch Ländernamen wie France (lat. Francia schon am Ende des 4. Jahrhunderts), Saissoigne aus Saxonia, Behaigne aus Bohêmia (vgl. mhd. Bêheim), Escoce (lat. Scottia) und daneben Lombardie Normendie Onguerie, sowie Baiviere Bayern, Irlande Irland, Engleterre England und Städtenamen wie Ais Aachen, Guitsant am Ärmelkanal, Sainz Xanten, so sind wohl die sämtlichen Richtungen angedeutet, in denen deutsches Namengut auf das Altfranzösische eingewirkt hat.

Wir haben salfränkisches Lehngut an Personennamen und Stoffwörtern, das mit und seit Chlodwig die lat. Buchsprache wie die romanische Volkssprache Nordgalliens durchsetzte — vorher hatten keltische Einflüsse bestimmend, aber weniger umfassend auf das gleiche Provinziallatein eingewirkt. Dieses Lehngut wirft in seinem Gesamtumfang, von dem soeben nur ein kleiner Bruchteil zur Veranschaulichung geboten werden konnte, mit zahllosen Einzelfragen der Wortkunde noch die schwerwiegende Frage auf: wie haben wir uns die Wechselwirkung zwischen Germanen und Romanen zu denken? Hat eine romanische Bevölkerung Fremdwörter entlehnt? Oder sind die Salfranken als Sieger unter Bewahrung ihrer alten charakteristischen Eigenheiten

Digitized by Google

ganz zur romanischen Sprache übergegangen? Es ist das gleiche Problem, das für andere Germanen gilt, die in Südfrankreich, Italien und Spanien der angestammten Sprache mit Aufgabe des eigenen Volkstums untreu geworden sind.

Aber diesem unlösbaren Problem gehen wir besser aus dem Wege, um nur die folgende Tatsache festzustellen: einer lateinisch sprechenden Bevölkerung waren und blieben einige germ. Lautwerte fremd und unaussprechbar, an der die germ. Volksgenossen niemals hätten Anstoß nehmen können. Die Mitlauter th und w waren unromanisch; das germanische th wurde durch t, wie das germanische w (mit dem Lautwert des engl. w) durch gv ersetzt; vgl. Theudericus afrz. Tierri, Theodbaldus afrz. Tedbalt Tibel, Theodharius frz. T(h)iers, thahso frz. taisson; vgl. auch frz. tarir aus germ. tharrian und frz. trâle 'Drossel' aus germ. thras(k)la — wacta afrz. guaite gaite, warda afrz. guarde, warantia afrz. guarance, waisdus frz. guède, wadium afrz. gage, wantus afrz. guant, wërra frz. guerre, warnire afrz. garnir, waso frz. gazon, waldus afrz. gualt, werpire afrz. guerpir = andd. wërpan, waracionem (andd. wręckio) afrz. garçon 'Troßbube', *guaire afrz. gaires 'viel' verwandt mit mhd. weigerlichen Adv. 'stattlich' und unweiger Adv. 'nicht sehr'.

Auch das germanische h hatte im damaligen Romanisch keine Entsprechung, weil das schriftlateinische h schon mit Beginn der römischen Kaiserzeit mindestens in der Volkssprache verstummt war. Die für das Althochdeutsche so bezeichnenden Anlautsverbindungen hl- und hr- erscheinen in einer älteren Lehnschicht entweder als cl- cr- oder als fl- fr- dem romanischen Mund angepaßt: Chlothawigus afrz. Cloevis Clovis, Hlodowengus afrz. Floovent, Hlodoberht frz. Flobert; vgl. afrz. flanc aus ahd. hlanca, frz. flou aus ahd. hlao, afrz. freux aus afränk. *hrôk, frz. frimas aus ahd. hrîm, frz. froc (mlat. froccus hroccus) aus andd. hroc. Eine jüngere Lehnschicht ersetzt altes hl hr durch bloßes l und r: Chlodowicus afrz. Loois.

Sprechen solche vulgären Lautsubstitutionen des Französischen gewiß für die Anschauung, daß die romanische Bevölkerung die Grundfarbe bei aller Mischung lieh, so spricht im Gegensatz dazu das Beharren des einfachen Anlauts-h in vielen frz. Wörtern für ein Übergewicht der germ. Bevölkerung, die Fremdes in sich aufnahm. Denn sonst wäre das h verstummt, wie etwa in dem Eigennamen Haribertus frz. Albert. Ein überwiegendes Beharren des germ. Anlauts-h ersieht man aus mlat. helmus afrz. helme, hapia afrz. hache, halsbergum afrz. halbere, hatire afrz. ha(d)ir, harmscara afrz. haschiere,

Digitized by Google

haringus afrz. harenc, haunta afrz. honte, hosa afrz. huese, Haimricus frz. Henri, Hugo afrz. Hues Huon.

Der Verlauf der völkischen wie der sprachlichen Mischung, die für die Entstehung des Franzosentums eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielt, läßt sich in seinem Wachstum natürlich nicht genau verfolgen. Denn es mangeln gleichzeitige Zeugnisse, außer daß einmal der Dichter Venantius Fortunatus Chlodwigs Enkel Charibert ausdrücklich als besonders guten Lateiner rühmt. Aber das eine scheint sicher zu sein, daß im Lauf des 9. Jahrhunderts die angestammte Sprechweise der Merowingerzeit schon völlig preisgegeben wurde.

Das Germanische ist wie in Südfrankreich, Italien und Spanien gescheitert an dem Erbe der Lateiner, und doch genügt für alle Zeiten schon das eine Wort France als Beweis der damaligen Sprach- und Blutmischung. Für alle Zeiten haben die Franzosen in der Weltgeschichte den Namen eines deutschen Stammes (frz. français = mlat. francisscus), wie in der Weltliteratur die Helden des Rolandsliedes mit deutschen Namen auch deutschen Geist verraten.

§ 30. Deutsch als Begriff und Wort. Germanisch und Deutsch sind geschichtlich keine schroffen Gegensätze: wir reden von den alten Deutschen, auch wenn wir die Germanen des Tacitus und der römischen Kaiserzeit meinen. Gilt doch auch die Frühzeit unserer deutschen Geschichte in erster Reihe den Stämmen Deutschlands, deren Wohl und Wehe unsere eigenen Geschicke sind. Noch immer war der strenge Begriff des Deutschtums nicht geboren, und auch in aller Zukunft sollte das Wort deutsch vieldeutig bleiben, wie schon das Germanentum der römischen Kaiserzeit vielgestaltig war.

Aber auch sprachwissenschaftlich ist der Begriff 'deutsch' schwer zu fassen, wenn wir unter deutsch zumeist die hochdeutsche Schriftsprache verstehen. Wenn der Ausländer Deutsch lernt, meinen wir die heutige Schriftsprache und Umgangssprache. Aber der Norddeutsche darf auch seine ndd. Mundart als sein Deutsch bezeichnen, und wir dürfen auch nicht übersehen, daß der Niederländer mit dem gleichen Wort früher seine Volkssprache bezeichnete (mndl. dietsch duutsch). Auch die Vergangenheit dieser drei Gebiete, Hochdeutsch, Niederdeutsch und Niederländisch, ist für uns schlechthin „deutsch".

Aber wir bezeichnen heute Engländer, Dänen und Skandinavier nicht leicht als Deutsche. Zwar nennt Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, sein Forschungsgebiet „deutsch", seine „Deutsche Grammatik" umspannt alle germ. Sprachen von der Gotenzeit bis auf die Gegenwart. Wir bevorzugen jetzt die Bezeichnung „germanisch" für die Volksgemeinschaft und Einheitlichkeit,

Digitized by Google

die sich aus dem Indogermanentum heraus für uns entwickelt hat. Und wenn dann das Wort deutsch mit dem Jahr 786 aus dem Dunkel hervortritt und langsam durchdringt, umfaßt das Deutsche dann eigentlich nur noch das Hochdeutsche und das Niederdeutsche, das seinerseits aus dem Niederfränkischen und dem Niedersächsischen besteht. Für das frühste Schrifttum des Althochdeutschen gilt im 8./11. Jahrhundert der Zwiespalt, den man mit dem Schlagwort „altdeutsch" zu einer Einheit aussöhnen könnte. Und nun erhebt sich für uns im Gange unserer geschichtlichen Darstellung die Frage: wann entsteht dieser Zwiespalt?

So gelangen wir aus der altgermanischen Zeit langsam und unvermerkt in die urdeutsche Zeit, wenn wir die Zeit von der Völkerwanderung bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts für unsere Zwecke so nennen dürfen. Urdeutsch ist also hier die vorliterarische Stufe von Hochdeutsch und Niederdeutsch. Aber noch immer bleiben wir für unsere Sprache im Halbdunkel, das Rückschlüsse aus der Folgezeit erhellen, wenn die Ermittlungen über die ersten christlichen Jahrhunderte mit der Sprache der Karolingerzeit verbunden werden sollen.

Nichts ist schwerer, als das Wesen einer Sprache zu schildern. Der Sprachforscher von heute ist imstande, eine Sprache geschichtlich darzustellen, und das vorliegende Buch soll eben eine geschichtliche Charakteristik unserer Muttersprache sein. Aber bei dem Zeitabschnitt, um den es sich nunmehr handelt, fehlt uns jede Unterlage schriftlicher Urkunden. Zudem handelt es sich in diesem Zeitraum (etwa von 350 bis 750) nicht mehr um eine einheitliche Sprachstufe. Die Mundarten bilden sich bereits aus, und vor dem Beginn des deutschen Schrifttums war mindestens schon 200 Jahre hindurch Deutschland in Mundarten gegliedert. Weder Deutsch noch Deutschland waren damals feste Begriffe. Und doch reden wir auch für diese Zeit schon von unserm Deutsch, und wir fragen, was uns das Recht dazu gibt.

Was ist Deutsch? Können wir Hochdeutsch und Niederdeutsch zu einer höheren Einheit verbinden? Ratlos stehen wir da und können als gemeindeutsch vielleicht nur die Präposition von (ndd. van ahd. fona) ansprechen. Weder England noch Skandinavien kennt die Präposition, die auch dem Gotischen fehlt. Sie ist nicht urgermanisch noch altgermanisch, sondern eine Neuerung unserer Übergangszeit, vielleicht durch junge Zusammenrückung von ab (af) und ana entstanden. Dann wäre das f unseres Wortes dem v von ndl. ontvernen neben ahd. irbarmên gleichzusetzen. Wie dies eine Grundform *ab-armên (got. arman) zur Voraussetzung hat, muß auch fana aus *ab-ana erklärt werden. Aber da unser erbarmen inneres b hat,

Digitized by Google

sollten wir hd. *bana nicht fana erwarten. Die Übereinstimmung von hd. von und ndd. van ist eines unserer schwierigsten Rätsel. Ist die Präposition eigentlich im Niederdeutschen heimisch und frühzeitig nach Mittel- und Süddeutschland vorgedrungen? Freilich ist sie auch von jeher den Friesen geläufig gewesen, aber in Einzelheiten stimmen diese doch öfter mit den Deutschen als mit den Engländern überein.

Die Partizipialbildung mit der Vorsilbe ga = gi dürfen wir vielleicht noch als deutsch bezeichnen, insofern Altengland daran keinen vollen Anteil hat, wohl aber das Friesische. Diese dem Gotischen unbekannte Neuerung ließe sich als gemeinwestgermanische bezeichnen, wobei das Angelsächsische nur seltenen Gebrauch davon machte. Aber man beachte die Übereinstimmung: andd. ginęrid gihôrid = ahd. ginęrit gihôrit, ahd. andd. gigangan gifaran gifangan als deutsche Partizipialbildungen.

Auch läßt es sich als eine deutsche Lautneigung bezeichnen, wenn germ. ai, das im Anglofriesischen als â auftritt, sich heller gestaltet und zu ei wird, wofür jüngeres ê eintreten kann. Englisch und Deutsch haben sich hier weit voneinander entfernt; vgl. angls. mára (engl. more) = andd.-ahd. mêra, angls. ár lár = andd.-ahd. êra lêra, angls. wá = andd.-ahd. wê, angls. láh = andd.-ahd. lêh, angls. gár = andd.-ahd. gêr, angls. sáre = andd.-ahd. sêro. Hier liegt deutlich ein Zug vor, der deutsche Sprachart bei einer Neuerung verrät. Es handelt sich bei dem Übergang von ai zu ei (dann ê) um einen Lautwandel aus dem Bereich der Umlaute (unten S. 235), wenn ai durch das i-Element zu ei wird. Wir dürfen diesen Übergang als deutsch bezeichnen und wohl ins 7. Jahrhundert verlegen, wenn auch Süddeutschland noch in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts manche ai-Schreibungen kennt. Der Wandel scheint mit anderen Umlautserscheinungen sich langsam von Norden nach Süden vorgeschoben zu haben. Was jetzt wie gemeindeutsch aussieht, beruht auf einem Verlauf mit stufenweiser Abfolge.

Die Entwicklung von germ. au vollzieht sich in Deutschland anders als in England, und wieder erleben Niederdeutsch und Hochdeutsch einen gleichartigen Lautwandel. In England ist au hell gefärbt, um schließlich im heutigen Englisch bei ɑ̂ anzulangen: angls. béam héap hléapan. Im Altniederdeutschen und Althochdeutschen ist au über ou meist zu ô geworden: ahd.-andd. lôs (angls. léas got. laus), ahd.-andd. ôra (angls. éare engl. ear got. ausô), ahd.-andd. hôh (got. hauhs), ahd.-andd. lôh 'Hain' (angls. léah = lat. lûcus). Wenn au über ou zu ô und ai über ei zu ê werden konnten, so hat Deutsch-

Digitized by Google

land darin eine Richtung im Lautwandel eingeschlagen, die den übrigen germ. Sprachen fehlt. Es verschlägt dabei nichts, daß ahd. wie ndd. Sprachdenkmäler unter Umständen auch noch alte au zeigen.

In Einzelheiten verrät auch der Wortschatz für unsere Übergangszeit einen engeren Zusammenhang von Hochdeutsch, Niederdeutsch und Niederländisch, aber auch nur in Einzelheiten wie Herr (ndl. heer), Gnade (ndl. genade), geschehen (ndl. geschieden), schließen (ndl. sluiten), heute (mndd.-mndl. hûde), beide (andd. bêthie mndl. bêde) — lauter Fälle, in denen Altengland schweigt. Aber es wollen sich keine sachlich zusammengehaltenen Wortgruppen aufstellen lassen, die für die drei Sprachgebiete charakteristisch wären: in diesem Sinne vermissen wir Worte einer alten Kulturgemeinschaft, wenn nicht das Christentum neue Bindeglieder schaffte.

So kennen wir für die Zeit, die dem um 750 beginnenden Schrifttum voraufliegt, sprachliche Züge als gemeinsam für Nord und Süd, an denen Altengland nicht teilnimmt, also Ansätze zu einer Einheit, die freilich erst mit der nhd. Schriftsprache der Neuzeit geschichtliche Tatsache wurde. Ehe es aber dahin kam, entfalteten sich zunächst für die Folgezeit die Gegensätze von Hoch- und Niederdeutsch, die Deutschland in zwei getrennte Sprachen für alle Zeiten zerrissen hätten, wenn nicht die Bezeichnung deutsch die völkische Einheit aller Deutschen schließlich geschaffen hätte. Aber auf die Anbahnung des Begriffes 'deutsch' folgt erst spät und nur langsam die Anbahnung unseres Wortes deutsch, an dem die Niederlande (mndl. dietsch duutsch) in dem Maße Anteil haben, daß die englische Bezeichnung des Niederländischen als Dutch um 1600 daraus hervorgehen konnte.

Ehe es in deutschem Gewand auftritt, lebte es zunächst als lat. Wort im lat. Schrifttum; es muß ganz in der Stille aufgekeimt und aufgewachsen sein. Der frühste Beleg für sein Dasein als theodiscus (theodisce) steckt 786 in einem lat. Bericht über eine Synode unter König Offa von Mercien (tam latine, quam theodisce, quo omnes intelligere possent), und Jahrzehnte später, 843, gebraucht es der englische König Aethelwulf urkundlich: silvam quem nos theodisce snád nominamus. Aber an beiden Stellen bedeutet es 'volkssprachlich' im Sinne von lingua vulgaris. Das Wort hat keine angls. Entsprechung, die mit i-Umlaut vielmehr *thýdisc hätte lauten müssen, mit einem in der Endung bedingten ý der Tonsilbe. So kann das Wort nicht durch angelsächsische Lautgesetze hindurchgegangen sein; Fälle wie syxisc neben Seaxan, englisc neben Angul 'Angeln', francisc neben Froncan 'Franken', scyttisc 'schottisch', wylisc 'wälsch' sind Beweise für die Forderung des i-Umlauts. Vereinzelt begegnet denn auch

Digitized by Google

angls. théodisc als Neutrum im Anschluß an lat. theodiscus mit der Bedeutung 'Volkssprache' und überhaupt 'Sprache'.

Der lat. Urbereich unseres theodiscus, das mit mlat. daciscus franciscus hûniscus spâniscus bildungsgleich, ist in der Kirche und der Mission zu suchen. Ein Mann wie Bonifatius konnte lingua vulgaris mit lingua theodisca übersetzen, aber die gleiche Übersetzung kommt auch für lingua gentilis als 'Sprache der Heiden' in Betracht. Denn theodiscus weist nicht notwendig auf angelsächsisch théod 'Volk', sondern ebensogut auf die Mehrzahl 'die Heiden' (lat. gentes). Diese zweite Bedeutung von lat. theodiscus hat wahrscheinlich Bonifatius zuerst auf die festländischen Germanen angewandt, als er sie im deutschen Nordwesten vom Heidentum zum Christentum führte. Sein Vorbild wird es gewesen sein, das dem Wort unter Karl d. Gr. im Schrifttum des Frankenreichs einen Platz sicherte. Die rechtsrheinischen Heiden der sächsisch-fränkischen Stämme zusammenzufassen, war das gelehrte Wort in gelehrten Kreisen sehr wohl geeignet, und langsam konnte die eigentliche Deutung mit der Durchführung des Christentums die neue Bedeutung 'deutsch' annehmen. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hat sich dieser Wandel des Wortinhalts für lat. theodiscus vollzogen. Den gelehrten Kreisen Deutschlands wurde die Heidensprache unvermerkt zur Volkssprache, was der Zusammenhang mit ahd. thiota nahe genug legte. In diesem Sinne hat der Mönch Otfrid von Weißenburg um 870 dem ersten Kapitel seines deutschen Evangelienbuchs die auf sein hochdeutsches Werk bezügliche Überschrift gegeben: cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit 'Warum der Verf. sein Werk auf Deutsch abgefaßt hat'; aber es ist höchst bezeichnend, daß er im Text selbst seine Sprache als 'fränkisch' und nicht als 'deutsch' bezeichnet (in frenkisgon 34. 46. 126, in frenkisga zungun 114. 122). Für das 9. Jahrhundert fehlt noch jeder Beweis für ein eingebürgertes diutisc (thiudisc), dessen älteste Belege in gelehrten Glossierungen nur ganz vereinzelt im Norden wie im Süden des deutschen Sprachgebiets hervorbrachen, bis sie ums Jahr 1000 dem Klosterlehrer Notker von St. Gallen ganz geläufig sind. Aber dieses älteste diutisc bezieht sich zumeist auf unsere Sprache, bis es nur langsam und allmählich auch auf Land und Leute bezogen wird. Dieser erweiterte Wortinhalt tritt uns in reicher Entfaltung erst um 1080 im mittelrheinischen Annolied entgegen (V. 474 diutischiu liute — V. 479 diutschi man — V. 112 in diutischemi lande, V. 274 wider diutschiu lant, V. 406 ci diutischimo lante).

Lauter merkwürdige Tatsachen: unser deutsch ist aus einem lat.

Digitized by Google

Wort der angelsächsischen Mission in das lat. Schrifttum des Karolingerreichs gelangt, und in einer Umwertung nimmt es im 10. Jahrhundert deutsches Lautgepräge an, das der i-Umlaut des Tonvokals kennzeichnet. Während es in der altenglischen Volkssprache nicht Wurzel schlug, hat es sich um so erfolgreicher auf deutschem Boden festgesetzt, um schließlich der Träger unserer völkischen Einheitsidee zu werden. Waren von Haus aus die Stämme der Sachsen, Franken, Bayern und Alemannen sprachlich geschieden, so bahnt das mlat. theodiscus eine neue Auffassung dieser Stämme in einer neuen sprachlichen Zusammengehörigkeit an, und so kann allmählich der Gedanke der deutschen Einheit aufkommen und um sich greifen, bis schließlich die neue hochdeutsche Schriftsprache Deutschland und die Deutschen zusammenhält.

Digitized by Google

V. Die Anfänge unseres Schrifttums.

§ 31. Die Einführung der Schrift. Die Einführung der Schrift ist die erste, die Einführung des Endreims die zweite Begleiterscheinung des lateinischen Christentums während des 8. Jahrhunderts. Erst mit dem Schrifttum gelangt unser Deutsch zwar langsam, aber sicher zu einer dauernden Entfaltung. Die Schrift erst verleiht der Sprache Fortbestand, den das gesprochene Wort sonst nicht haben würde. Und mit dem Endreim, den uns jetzt das Christentum beschert, erhält die deutsche Dichtung einen Teil der sprachlichen Klangwirkungen, auf die alle folgenden Jahrhunderte nur ausnahmsweise und dann auch nur erst spät verzichten.

Die Einführung der Schrift ist das frühste Kulturereignis im Gesamtleben der deutschen Stämme und zugleich der Beginn unserer Literatur. Wie sieben Jahrhunderte später mit der Erfindung Gutenbergs die neuzeitliche Kulturepoche anhebt, so sind um 750 die ersten Versuche deutsch zu schreiben und sich deutsch auszudrücken der Beginn unseres deutschen Mittelalters. So bescheiden diese ersten Versuche auch sind, es waren doch Schritte auf der Bahn, die uns über Walther von der Vogelweide zu Schiller und Goethe geführt hat.

Mit dem deutschen Schrifttum und dem lat. Christentum beginnt um die Mitte des 8. Jahrhunderts eine neue Zeit, wie nachmals die eigentliche Neuzeit mit der Druckschrift und der Reformation. Schon einmal hatte die Lateinschrift sich Eingang nach Deutschland verschafft. Die altgermanische Runenschrift war der frühe Vorläufer der Lateinschrift, die von den Klöstern aus sich nunmehr langsam Deutschland erobern sollte. Die Runenschrift aber war keine offenkundige Macht, sondern blieb immer ein Geheimnis im Besitz von nur wenigen: germ.-got. rûna bedeutet 'Geheimnis'. Die Runen waren ursprünglich das Geheimnis weniger, die von der höheren Kultur der Römer überzeugt, den Feinden ablernten, was man sich dienstbar machen konnte. Sie sahen am Mittel- und Niederrhein überall lat. Inschriften, sahen auch die Schrift im Dienst von Glauben und Aberglauben; ihre Fürsten wechselten in gedolmetschtem Latein Schriftstücke mit römischen Behörden und Heerführern, auch mit dem Senat und den Kaisern. Auf einem römischen Bildwerk in Trier

Digitized by Google

sieht man einen römischen Hauslehrer im Unterricht mit ein paar Knaben. Es gibt sogenannte Alphabetinschriften, die nichts anderes als das lat. Alphabet auf Ziegelsteinen enthalten; bei Nymwegen sind mehrere solcher Ziegelsteine gefunden worden. Ob sie Schulzwecken oder vielmehr dem Aberglauben dienten, ist wohl kaum zu entscheiden. Aber überall in den Rheinlanden war der Germane von Lateinschrift umgeben; sie wirkte denn auch schnell — aber im geheimen — nach Osten und nach Norden.

Wenn für uns die Runenschrift auch mit dem germanischen Heidentum aufs engste verwachsen zu sein scheint, so besteht doch ein auffälliger Verdacht. Die Runenschrift, deren einzelne Zeichen alle aus dem Latein stammen, hat in der ganzen Welt des Germanentums eine auffällige Anordnung, die wir mit dem Schlagwort Futhark bezeichnen: die Buchstabenfolge f u th a r k ist eines der Rätsel der Runenschrift. Diese Buchstabenfolge, die durch Inschriften und Gedichte alter Zeit völlig feststeht, erinnert an das Vaterunser, das altgermanisch mit fader unsêr thu an radorum (andd. radur 'Himmel') beginnen konnte. Schon am Ende des 2. Jahrhunderts gab es bei den Deutschen christliche Gemeinden, von denen der Kirchenvater Irenaeus berichtet, und eben diese Zeit haben wir wohl auch anzunehmen, um die Herkunft unserer Runenschrift aus dem Latein zu erklären.

Soviel wir wissen, war die Runenschrift immer nur für Inschriften, aber nicht zum Schreiben auf Pergament verwendet. Sie diente im wesentlichen dazu, einen Gegenstand als Besitz einer bestimmten Persönlichkeit zu kennzeichnen. Die einzige Satzinschrift, die uns deutsche Runen um 700 aufbewahrt hat, steht auf einer Spange des Mainzer Museums: Bôso wraet rûna 'Boso hat die Runeninschrift schreiben lassen' (er ist der Besitzer der Spange). Aber Verwendung von Runenschrift für rein literarische Zwecke ist für das 8./9. Jahrhundert völlig ausgeschlossen, da Runen auch für Skandinavien und Altengland niemals eine literarische Rolle gespielt haben. Zwar wäre der Gebrauch der Runen für Tinte und Feder keineswegs unbequem oder unmöglich gewesen. Wir werden gleich festzustellen haben, daß man um 800 gelegentlich Runenzeichen zwischen die Lateinschrift einmischte.

Aber nicht nur die Runenschrift war und blieb literarisch für uns wirkungslos. Auch das got. Christentum, das gegen 400 donauaufwärts in deutschen Landen vordrang, blieb mit der von Ulfilas ausgebildeten Schrift literarisch wirkungslos, oder man müßte vereinzelte undeutsche Schreibungen gg für ng, z. B. in Reichenauer Bibelglossen vom Beginn des 9. Jahrhunderts, auf gotisches und damit auf griechisches Vorbild zurückführen. Wie ganz anders hätte in Deutschland das

Aussehen aller Schriftbilder werden müssen, wenn sich durch got. Glaubensboten im 5. Jahrhundert die Kunst des Schreibens bei uns eingebürgert hätte! Unser ältestes Schriftsystem würde dann z. B. eigene Zeichen für die Längen ê und ô aufweisen, wie auch die Runenschrift für ô ein eigenes Zeichen hatte. Von der runischen wie von der Ulfilanischen Schrift zeigt unser ältestes Schrifttum keinen Einfluß, und das erklärt sich damit, daß Mönche und Klöster, die uns seit den Tagen des hlg. Gallus und des hlg. Kilian das lat. Christentum bescherten, in der lat. Kultur des westlichen Abendlandes wurzelten und mit der lat. Sprache auch die Lateinschrift förderten.

Dem ganzen Abendland wurde vom alten Rom die Lateinschrift vererbt, um durch Mittelalter und Neuzeit lebendig zu bleiben. Für uns zeugt schreiben und Schrift für die Abhängigkeit vom Latein: ahd. scrîban kann nur aus lat. scrîbere entlehnt sein. Als starkes Wurzelverb täuscht es ein idg. Alter vor, aber die altgerm. Entsprechung war vielmehr das Ztw. wrîtan, das die Mainzer Fibelinschrift Bôso wraet rûna 'Boso hat die Runen schreiben lassen' bewahrt; es begegnet auch im Heliand, wie es dem Englischen seit ältester Zeit geblieben ist (engl. write). Es ist mit nhd. reißen ritzen verwandt und bezieht sich ursprünglich auf das Einritzen der Runen. Das Fremdwort scrîban war mehr hochdeutsch, wrîtan mehr sächsisch. Freilich kann die Entlehnung von lat. scrîbere auch schon dem 6./7. Jahrhundert zugetraut werden. Die Einbürgerung von schreiben liegt vor den ahd. Sprachdenkmälern wohl in der Merowingerzeit.

Anderseits liegt aber auch das gleichbedeutende wrîtan vor der Zeit der Runenschrift: es gehört wie unser lesen in die vorrunische Zeit der Taciteischen Germanen. Beide Zeitwörter bezogen sich ursprünglich auf die in der Germania Kap. 10 behandelten priesterlichen Orakelmarken (notae), die zur Deutung erst vom Boden zusammengelesen werden mußten, wo sie auf kostbaren Laken zerstreut lagen. Daß Wörter eines frühen Kulturbereichs unter neuen Kulturbedingungen sich anpassen, um weiterleben zu können, dafür ist Feder ‚Schreibfeder' ein neueres, unser Buch ein älteres Wortzeugnis.

Das zweite Wortglied von Buchstabe deutet inhaltlich auf die surculi arboris frugiferae, die beim Einholen des Orakels durch Priester gedeutet wurden. So stammt Buchstabe (got. bôka F. 'Buchstabe') aus der vorrunischen Zeit der Losmarken. Das Grundwort von Buch bedeutete damals nicht bloß 'Buche' wie das urverwandte lat. fâgus, sondern auch 'Buchecker' wie mndd. bôk und vor allem auch 'Buchenzweiglein mit Losmarken'. Die einzelnen notae impressae, die jeder surculus dieser arboris frugiferae trug, konnten

Digitized by Google

daher bôk und bôkstaf heißen. Die Einzahl führt nach dem Vorbild von lat. littera 'Buchstabe' — litterae 'Schriftstück' von selbst zur Verwendung der Mehrzahlform im Sinne einer noch so kurzen Einheit von Marken oder, da um 200 n. Chr. die Runen aus der Lateinschrift eindrangen, auch der Runen, wie man es nach Maßgabe der lat. Inschriften der Rheinlande gelernt hatte. So paßten sich die Wörter erst der Runenschrift, dann der späteren Lateinschrift an. Schon in der Sprache des Gotenapostels Ulfilas zeigt bôka bôkôs die Anpassung an ein neues, das erste germanische Schrifttum. Die Angelsachsen haben die neue Bedeutung im 5./6. Jahrhundert von der Urheimat nach England verpflanzt (angelsf. bóc engl. book). So kann die Vorstufe unseres Buch schon im 4./5. Jahrhundert den Wandel der Bedeutung durchgemacht haben, als noch die Runenschrift in Deutschland lebte. Daher können wir andd. bôk (Hel.) auch als 'Schreibtafel' antreffen. Vielleicht war das eine ältere Bedeutung.

Der Einzug des neuen Schrifttums im 8. Jahrhundert findet somit schon einige Fachausdrücke der Schreibkunst vom 5./6. Jahrhundert, und so wundern wir uns auch nicht, daß das aus lat. atramentum 'Tinte' entlehnte ahd. atarminza den Stempel der zweiten Lautverschiebung hat; unser Tinte (aus mlat. tincta) sollte dann im 9. Jahrhundert das jüngere Ersatzwort werden, während das gleichbed. mndd.-mndl. inket ein mlat. éncau(s)tum der Merowingerzeit fortsetzt.

Die Lateinschrift paßte man den Zwecken der deutschen Stämme so gut an wie zuvor dem Christentum Irlands und Englands. Scheint doch schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Geschichtschreibers Gregor v. Tours der westfränkische König Hilperich der Lateinschrift für die Zwecke seiner Umgebung vier neue Zeichen beigefügt zu haben, was freilich keine Nachfolge gefunden hat. Wenn jetzt englische Missionare Niederdeutschland, wie Mittel- und Oberdeutschland zum Feld ihrer frommen Tätigkeit machten, so zeigen alte Sprachdenkmäler der Karolingerzeit mancherlei Schriftzeichen von angelsächsischem Gepräge, wie z. B. auch die Abkürzung für ahd. enti schon vorher bei den Angelsachsen für and 'und' herrscht (es war von Haus aus eine Abkürzung der Tironischen Note für lat. et). Das Zeichen đ für th begegnet im Heliand und der altniederdeutschen Genesis, aber auch im Hildebrandslied (ik gihorta đat seggen) und in dem Bruchstück einer Übersetzung der Lex Salica, die wie das Hildebrandslied aus Trier stammt. Denn schon früher herrschte das đ-Zeichen in Altengland

Digitized by Google

als Andeutung eines unvollkommen, d. h. als Reibelaut gesprochenen d. Dieses đ begegnet aber schon in lat. Inschriften Galliens zur römischen Kaiserzeit (z. B. Caddarenses Teddignius usw.), hatte aber allerdings auch seinen Weg in lat.-germ. Inschriften am Niederrhein (z. B. Hludena) gefunden und beansprucht für den Nordwesten des Festlands wohl ein verhältnismäßig frühes Alter; es muß daher zweifelhaft erscheinen, ob das altenglische Zeichen nicht vielmehr vom Festland abhängig war. Und wenn das Hildebrandslied in der dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehörigen Handschrift einige Male das Runenzeichen þ für w anwendet, so offenbaren die Trierer Mönche, die das Heldenlied niederschrieben, ihre Abhängigkeit von der angelsächsischen Schrift, in der mehrere Runenzeichen Aufnahme gefunden hatten. Aber solche Spuren beseitigte ein westfränkischer Einfluß schnell und gründlich; sie blieben flüchtige Spuren einer Frühzeit. Die westliche Lateinschrift Galliens, von der Irland und England gelernt hatten, sollte auch uns Deutschen die wesentlichen Grundlagen unserer Schrift liefern.

Wenn lat. Texte vor und während der Merowingerzeit germ. Eigennamen und Stoffwörter einzuflechten hatten, so mußten schon Mönche unserer ältesten Klöster Urkunden aufsetzen und darin deutsche Männer, Frauen und Ortschaften namhaft machen. Schon um 700 liefern Weißenburg und St. Gallen in ihren lat. Urkunden so reiches Namengut deutscher Herkunft, daß die Übernahme der Lateinschrift gut vorbereitet war, als sie um 750 wirklich in den Dienst der deutschen Sprache trat.

Das lat. Schriftsystem hatte schon in der Völkerwanderungszeit und darüber hinaus sich als geeignet für fremdsprachliche Zwecke erwiesen: es bewies im Dienste fremder Sprachen trotz seiner Unvollkommenheiten eine gewisse Brauchbarkeit, und zwar gerade durch die wertlosesten Buchstaben des Alphabets k y z, die im Latein selber keine Rolle spielten. In Altengland sollte y eine große Rolle übernehmen, k sollte für ganz Deutschland eine Zukunft haben und z für die hochdeutschen Lande. Das Angelsächsische gab das q-Zeichen auf, in Deutschland erhielt es seinen rechten Platz. Der Buchstabe c, der in Altengland herrschend geworden ist, hat im deutschen Mittelalter für unser Schriftsystem nicht viel zu bedeuten. So konnte sich die Verwendung des lat. Alphabets verschiedenartig gestalten.

Im Bereich der Selbstlauter diente die fremde Schrift den heimischen Zwecken bequem und von selbst. Unterschied die lat. Schrift die Vokale nicht nach Längen und Kürzen, so machten auch unsere Mönche fortan keinen Unterschied zwischen Längen und Kürzen, wenn sie

Digitized by Google

deutsch schrieben: ër 'er' und êr 'früher', sat 'satt' und sât 'Saat', wara 'Obacht' und wâra 'Wahrheit', fara 'Fahrt' und fâra 'Nachstellung', nahtun 'den Nächten' und nâhtun 'sie nahten' sahen gleich aus. Man vergegenwärtige sich die Unterscheidung von langen und kurzen ε und η, ο und ω im griechischen Schriftsystem, und es springt unsere Abhängigkeit vom Late n als unserm Vorbild deutlich in die Augen. Und wenn lat. i und u sowohl die Selbstlauter i und u, als auch die Mitlauter j und v vertraten, so war den Deutschen die gleiche Doppelbedeutung selbstverständlich (iung für jung, uas 'er war' für vas, lat. uersus ahd.-mhd. vërs). Im Bereich der Mitlauter zeigen Latein und Deutsch manche Gleichartigkeit, so daß z. B. Nasale und Liquiden (m und n, l und r) ohne Schwierigkeit Bürgerrecht bei uns erhalten.

Am bequemsten diente die Lateinschrift den Schreibbedürfnissen Niederdeutschlands. Zunächst bei den harten Verschlußlauten t und p, aber auch bei f und b, bei s und d. Ohne Schwierigkeit ging es aber auch in Niederdeutschland nicht ab, das Lautwerte besaß, die in der Lateinschrift fehlten. So brauchte man d, dessen Vorgeschichte uns soeben beschäftigt hat, und sächsische Mönche formten dann nach diesem Vorbild ein neues b als Zeichen für ein unvollkommen, d. h. als Reibelaut gesprochenes b (sibun 'sieben', gëban 'geben', graban 'graben').

Aber größere Schwierigkeiten mußten die hochdeutschen Lande bei der Einführung der Lateinschrift bewältigen. Denn hier hatte die zweite Lautverschiebung Neuerungen geschaffen, die nicht leicht mit der Lateinschrift in Einklang zu bringen waren. Wie sollten z. B. die aus t verschobenen tz oder zz (oben S. 212) durch die Schrift ausgedrückt werden, wenn das Latein tatsächlich keine entsprechenden Laute besaß? Da traf es sich sehr glücklich, daß das lat. Alphabet im Buchstaben z ein willkommenes Zeichen besaß, das bei den Römern nur im schulmäßigen Abc, aber nicht im tagtäglichen Gebrauch einen Platz hatte. Dieser freie, d. h. ungebräuchliche Buchstabe, der denn auch weder im alten England, noch auch im alten Sachsenland eine Rolle spielt, übernahm nun für das Hochdeutsche die Vertretung der im 6. Jahrhundert neu entstandenen tz und zz: man schrieb also zëhan zîhan ziohan einerseits und ëzzan wazzar anderseits, und das Unvermögen der Lateinschrift war so groß, daß zwei völlig verschiedene Laute, wie es tz und zz tatsächlich waren, jetzt im allgemeinen nicht geschieden wurden: ëzzan 'essen' und ȩtzan 'füttern' oder gisëzzan 'gesessen' und gisȩtzan 'setzen' wurden gleicherweise ezzan gisezzan geschrieben; ebenso heizzan 'heißen' und heizzan

Digitized by Google

'heizen'. Und nur ausnahmsweise fand sich ein Schriftsteller mit sprachlicher Begabung, der sitzan 'sitzen' und gisëzzan 'gesessen' bei der Schreibung gegeneinander kennzeichnete.

Eine Schwierigkeit eigener Art ergab sich im 8. Jahrhundert aus dem c-Zeichen. Es hatte im Latein bis ins 7. Jahrhundert den k-Wert, während das lat. k-Zeichen seinerseits beim Lateinschreiben kaum eine Rolle spielte. Das Angelsächsische, das die Schrift früher übernahm als Deutschland, macht denn auch im wesentlichen nur von dem c-Zeichen und nur ganz ausnahmsweise von dem k-Zeichen Gebrauch zur Darstellung des k-Wertes. Aber auf deutschem Boden stellt sich ein Schwanken zwischen c und k ein, das bis auf den heutigen Tag nicht zugunsten des einen oder des andern Zeichens entschieden ist, was in Mittelalter und Neuzeit die Verbindung ck beweist. Die mehr als tausendjährige Zwiespältigkeit der beiden Lautzeichen beruht für unser Deutsch auf der Tatsache, daß der Buchstabe c im frühen Mittelalter die tz-Aussprache annahm, wie wir sie in der Aussprache von Cicero oder Caesar noch heute haben. Diese tz-Aussprache hängt mit den Lautwandlungen zusammen, die über das Vulgärlatein zur Ausbildung der romanischen Sprachen führten. Gallien, das uns im Gefolge des Christentums die Schrift gebracht hat, besaß Übergangslaute vor hellen Vokalen schon im 7. Jahrhundert. Und so hatte der Buchstabe c nicht bloß die k-Aussprache, sondern auch die tz-Aussprache, als die Klöster jetzt das deutsche Schrifttum im 8./9. Jahrhundert begründeten; d. h. das c-Zeichen kam für uns auch zur Darstellung des z-Wertes von zehn zeihen ziehen in Betracht. So konnte man frühahd. cehan cihan ciohan schreiben. Das war aber nur eine vorübergehende Störung und keine dauernde Gefahr. Es siegte der k-Wert des c-Zeichens, aber das k-Zeichen seinerseits gewann doch immer mehr Raum und schließlich die Oberhand.

Noch von einer andern Seite her drohte eine unerwartete Verwirrung und Störung, die für alle Folgezeit verhängnisvoll wurde. Auf rätselhafte Weise stellte sich im 8./9. Jahrhundert der Buchstabe v als Zeichen für das f ein, wie wir es noch heute in Vater, viel, vier besitzen. So schrieb man schon im 8./9. Jahrhundert vater vilu vior (eigtl. uater uilu uior). Altengland hat an solcher Schreibung keinen Teil. Irischer Einfluß kommt nicht in Frage, weil er sonst nirgends im Schrifttum dieser Frühzeit bemerkbar ist. In Gallien zeigt v nirgends den f-Wert. Zunächst scheinen unsere Mönche beim Lesen und Schreiben des Lateins die f-Aussprache des v durchgeführt zu haben; denn daß sie z. B. evangelium und versus mit f-Wert

Digitized by Google

aussprachen, das erweisen die ahd. Entlehnungen evangelio vērs (neben fērs) mit ihrer tatsächlichen f-Aussprache. Nun war aber das lat. f-Zeichen das gegebene, zunächstliegende Zeichen für den gleichen Lautwert. Man schwankte nunmehr zwischen fater und vater, filu und vilu, fior und vior und so auch in der Folgezeit. Damit kommt in unser frühstes Schriftsystem Schwanken und Unsicherheit, die bis auf den heutigen Tag nicht ausgeglichen sind.

Die Unsicherheit wird noch größer mit der Übernahme des h-Zeichens. Dieses war nämlich im Latein der Kaiserzeit wie dann auch im frühen Mittellatein völlig stumm, wie die romanischen Sprachen auch auf das lat. h nicht mehr zurückweisen (frz. avoir ital. avere aus lat. habere). Aber da die Germanen den aus der ersten Lautverschiebung entstandenen h-Laut in größtem Umfang besaßen, machte die Niederg schrift von germ. Namen die Entlehnung eines h-Zeichens zur Notwendigkeit. Man hatte zwar anfänglich Chatti und Catti geschrieben, aber Hatti gemeint, vgl. Chauci Chariovalda; aber bald herrschte Hludana. Unbequem war Römern und Germanen das germ. h, aber unsere alte Runenschrift hatte sich das lat. Zeichen schon längst angeeignet. So fanden die Mönche des 8. Jahrhunderts ein Herkommen vor, als man jetzt hlût 'laut', hlêo 'Grab' und naht oder rēht (urverwandt mit lat. noctem rectus) schrieb. So hatte der lat. Buchstabe schon in frühahd. Zeit bei uns Lautwerte, von denen das Latein ursprünglich nichts wußte. Mit diesen Mitteln kam Niederdeutschland in alter Zeit auch wirklich gut aus. Aber nun hatten die hochdeutschen Gebiete mit dem 6. Jahrhundert neue Laute erhalten, als die zweite Lautverschiebung für das aus k hervorgegangene ch von machen und Sache ein Schriftzeichen brauchte. Durch Schreibungen wie naht und rēht für unser Nacht und Recht bot sich das h-Zeichen von selbst dar, aber bei dem gedehnten Lautwert des ch von machen Sache ergab sich neben einfachem h auch Doppelschreibung (mahhôn neben mahôn, sahha neben saha), schließlich auch noch ch (machôn sacha).

Aber wieder stellte sich eine neue Schwierigkeit ein. Durch die zweite Lautverschiebung hatte Oberdeutschland eine dem pf entsprechende Affrikata kχ erhalten, bei der das herkömmliche Schriftsystem des Lateins versagte. Wollte man mit dem lat. Schriftsystem auskommen — denn an Erfindung eines eigenen Lautzeichens konnte jetzt noch niemand denken — so blieb für den im 6. Jahrhundert entstandenen kχ-Wert jetzt nur eine Verbindung c + h = ch übrig: chind chuning. Im Inlaut schwankte man zwischen denchan trinchan einerseits und decchan nebendechan, wecchan neben wechan anderseits.

Digitized by Google

Auch das durch die zweite Lautverschiebung entstandene pf in Pferd und Pfund oder schöpfen war eine völlig unlateinische Lautgruppe, vor deren Wiedergabe der geschulte Lateiner Mißmut empfinden mußte. Bei den gelehrten Mönchen steigerte sich die gegebene Schwierigkeit, weil der f-Wert in griechischen Fremdwörtern wie φιλόσοφος durch ph dargestellt wurde. In der Verlegenheit griff man zu pf und ph und gelangte noch nach Jahrhunderten unter endlosen Schwankungen für An-, In- und Auslaut zu keiner glatten Regelung, aber die Vorherrschaft von pf und ph setzte sich langsam durch.

Neue Schwierigkeiten erwuchsen der Lateinschrift bald noch im Bereich der Selbstlauter. Das Latein hatte weder den Doppellaut ei noch ai, den das Urdeutsche verlangte und kannte; von jeher war dagegen au in Übereinstimmung mit einem germ. au. Nun entwickelte das Deutsche in den letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts nach und nach in allen hochdeutschen Landen neue Doppellaute ei, ou, oa und uo, und da fiel den Mönchen die unbequeme Aufgabe zu, sich mit der Lateinschrift abzufinden und zugleich dem Deutschen mit seinen neuen Lauten gerecht zu werden. Das Frühalthochdeutsche hatte noch die urdeutschen ai und au, sowie die einfachen ê ô û besessen; so mußten die Geschlechter um 800 umlernen, nicht ein fremdes Vorbild, sondern das eigene Gehör war für die Klostergelehrten maßgebend. Es gab kein Herkommen, der Grund mußte erst gelegt werden. Die Verschiedenheit der Aussprache gab den Landschaften das Recht der Selbstbestimmung. Die ganze Buntheit und Mannigfaltigkeit der Doppellaute ist störend und verwirrend, und gegenüber der Einheitlichkeit, wie sie sich noch in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zeigte, herrscht um 800 Verwirrung und Verwilderung. Und schließlich trat noch eine erhebliche Schwierigkeit im Bereich der Selbstlauter auf: der i-Umlaut von a zu e am Ende des 8. Jahrhunderts. Hatte man anfänglich angil mannisco geschrieben, so ringt man jetzt mit der neuen Aussprache, die entschieden engil und mennisco verlangt. Das Latein hatte nur ein e-Zeichen, aber wir besitzen nunmehr zwei Lautwerte, deren Unterschied allerdings erst im Reimgebrauch der höfischen Dichter zu durchschlagender Bedeutung kommt.

Die Zeit geregelter Rechtschreibung bahnt sich erst im 16./17. Jahrhundert an. In der Frühzeit unseres Schrifttums, die uns hier zunächst beschäftigt, herrschte Willkür. Alles war tastender Versuch, überall fing man wieder von vornen an. Zwar gab es Lehrer und Gelehrte mit grammatischem Verständnis wie der Isidorübersetzer, wie Otfrid

Digitized by Google

und Notker. Aber ihr Schreibsystem war von schulmäßiger Folgerichtigkeit weit entfernt, und ihr Vorbild blieb ohne Nachfolge. So tritt uns das ahd. Schrifttum in großer Verworrenheit und Vielfältigkeit entgegen.

An der scheinbaren Verworrenheit, die dem Lernenden als wesentlichstes Kennzeichen des Althochdeutschen in die Augen springt, trägt der Mangel eines beherrschenden Mittelpunkts für das Deutschland dieser Zeit die Schuld. Jede Landschaft vertrat mit einem Kloster eine besondere Eigenart. Alles strebte auseinander, und es zeigte sich noch kein gemeinsames Ziel. Es fehlte die schulmeisterliche Zucht, wie sie das Latein in Priscians Grammatik auch in den Klosterschulen besessen hat. Von Zeit zu Zeit zeigen sich Köpfe, denen es an Verständnis auch für die Muttersprache nicht fehlte; aber es fehlte der Geist, der an der Alleinherrschaft des Lateins zu rütteln vermocht hätte. Latein als gegebene Schriftsprache erfüllte Unterricht und Schriftstellerei. Da war es ein überflüssiges Unterfangen Karls des Großen, die deutsche Sprache in den Kreis seiner Regierungsgeschäfte zu ziehen, weil Kanzleien und Behörden nicht daran denken konnten, das Latein zu beeinträchtigen. Dem Kaiser legt Einhards Lebensbeschreibung für die Muttersprache Vorschläge bei, die den Behörden unter Umständen Unbequemlichkeiten verursachen mochten, z. B. durch die Buntheit und Mannigfaltigkeit der Monatsnamen. Erfolg konnten solche Einheitsbestrebungen nicht haben, und er ist auch ausgeblieben. Wenn Einhard dann ausdrücklich angibt, inchoavit et grammaticam patrii sermonis, so beweist er damit des Kaisers Mißerfolg, der auch nicht ausgeblieben wäre, wenn diese erste deutsche Grammatik zur Ausführung gelangt wäre. Aber trauriger ist das Mißgeschick der unwiederbringlich verlorenen Liederhandschrift Karls, an der wir nicht irrewerden dürfen, wenn es bei Einhard heißt: item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Diese Sammelhandschrift wäre für uns eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung, die alten Lieder würden uns den Reichtum unserer deutschen Dichtung und Heldensage entfalten. Sie müßte aber auch unserer Sprachgeschichte eine breite Grundlage geben, wo jetzt, vom alten Hildebrandslied abgesehen, jede Grundlage fehlt.

Aber das berühmte 29. Kapitel Einhards verdient trotzdem für unsere Darstellung einen Platz; denn es geschieht hier zum ersten Male, daß deutsche Sprache und deutsche Dichtung urkundlich in unsern Gesichtskreis treten, und weil es Karls des Großen Namen so ruhmvoll auszeichnet, darf es hier nicht übergangen werden:

Digitized by Google

Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Inchoavit et grammaticam patrii sermonis. Mensibus etiam iuxta propriam linguam vocabula imposuit, cum ante id temporis apud Francos partim Latinis partim barbaris nominibus pronunciarentur. Item ventos duodecim propriis appellationibus insignivit, cum prius non amplius quam vix quatuor ventorum vocabula possent inveniri. Et de mensibus quidem januarium uuintarmânôth, februarium hornung, martium lentzinmânôth, aprilem ôstarmânôth, maium uuinnemânôth, junium brâchmânôth, julium heuuimânôth, augustum aranmânôth, septembrem uuitumânôth, octobrem uuindumânôth, novembrem herbistmânôth, decembrem heilagmânôth appellavit. Ventis vero hoc modo nomina imposuit, ut subsolanum vocaret ôstrôniuuint, eurum ôstsundrôni, euroaustrum sundôstrôni, austrum sundrôni, austroafricum sunduuestrôni, africum uuestsundrôni, zephyrum uuestrôni, chorum uuestnordrôni, circium norduuestrôni, septemtrionem nordrôni, aquilonem nordôstrôni, vulturnum ôstnordrôni.

§ 32. Die Einführung des Endreims. Der Stabreim (oben § 7) ist das alte Erbe unseres Heidentums gewesen, der Endreim wird das Geschenk des fremden Christentums. Jener schmückte den Vorrat alter Lieder und Sprüche, die im Volke lebten, dieser tritt zuerst in lateinischen, dann in deutschen Gedichten mit kirchlichen Absichten auf; jener zieht sich vom Westen und Süden zurück, um Deutschland im 10. Jahrhundert fast ganz zu verlassen, dieser dringt von Gallien über Lothringen zum Mittelrhein vor und besetzt bis zum 10. Jahrhundert ganz Deutschland.

Der Endreim ist kein Besitz des klassischen Altertums gewesen. In der lat. Dichtung hat er keine Rolle gespielt. Römische Dichter der Kaiserzeit wie Horaz (z. B. Oden I 1) zeigen nur ausnahmsweise und zufällig Reimklänge, z. B.

mêtaque fervidîs
êvitâta rotis
palmaque nôbilis
terrârum dominôs
êvehit ad deôs.

Der Endreim tritt zuweilen in den Vershälften des Pentameters auf: Ovid, Tristien I 2:

lâbitur ex oculîs nunc quoque gutta meîs.

Schon in der Dichtung Homers kann einmal ein Endreim unterlaufen:

ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι.

Aber das ist alles nur zufälliger Wohlklang, kein beabsichtigter Endreim einer festen Technik. In der römischen Volksdichtung werden wir seine Keime zu suchen haben, wenn wir den bei Varro überlieferten Zauberspruch terra pestem tenêto, salus hic manêto als

Digitized by Google

wegweisend betrachten dürfen, weil er uns an die reimende Schlußzeile des ersten Merseburger Zauberspruchs gemahnt. Mancherlei Volkssprachen, für die der Endreim kein notwendiges Schmuckmittel ist, kennen seine gelegentliche Verwendung, und so zeigt auch die angls. Stabreimdichtung frühzeitig gelegentlichen Gebrauch von Endreim, ehe mittellat. Vorbilder einwirken konnten. Aber das bleiben immer nur erste Regungen und bescheidene Vorzeichen einer künftigen Technik, die überall hervorbrechen können. Erst mit der christlichen Dichtung des 4./5. Jahrhunderts beginnen im Abendland die eigentlichen Anfänge der Endreimtechnik, als die quantitierende Poesie der Klassik der akzentuierenden wich. Im Zeitalter der Merowinger dürfen wir dem Volkslied wie dem Kirchenlied Galliens die Verwendung des Endreims zutrauen, wenn auch die Hymnendichtung zum großen Teil noch reimlos bleiben kann und bleibt.

Die Einführung des Endreims im Gefolge des Christentums tritt uns für Deutschland in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts in der gereimten Evangelienharmonie des Weißenburger Mönchs Otfrid als abgeschlossene Tatsache entgegen. Aber einem so kühnen Unterfangen müssen gewiß bescheidene Versuche in größerer Zahl voraufgegangen sein, sonst würde Otfrid mehr Anklänge an den Stabreim aufweisen, unter dessen Nachwirkungen er in seiner Jugend gestanden haben muß. Ein unbedeutendes Talent wie Otfrid gehört nicht zu den großen Neuerern, er hat sicher nur eine bereits vorhandene Technik gesteigert. Am Mittelrhein, wo das lateinische Christentum in der Merowingerzeit von Lothringen aus eine Eingangspforte gefunden hat, wird der Endreim von Gallien herübergekommen sein, und so konnte er in Otfrids Heimat früh seine reichste Entfaltung erleben, wie er auch unabhängig von Otfrid bald nach dessen Tode im Ludwigslied herrscht, während der sächsische Heliand im Norden und das bayrische Muspilli im Osten mit Naturnotwendigkeit an der Stabreimtechnik noch länger festhielten, weil der Reim wenigstens in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts noch nicht so weit vorgedrungen war.

Der Verfall unserer Stabreimtechnik war mitbedingt in Lautwandlungen, die in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts auf hochdeutschem Gebiet durchdrangen, während sie sich im sächsischen Norddeutschland erst später zeigten. In den Anlautsverbindungen wl und wr, dann auch hl hr hw wurden die anlautenden w und h nach und nach schwach, um bald ganz zu verklingen. In Langzeilen, die durch den h- oder w-Stab zusammengehalten wurden, konnte unter Umständen durch das Verklingen von w und h das Bindemittel fehlen,

Digitized by Google

wenn es sich um Gedichte handelte, die von einem älteren Geschlecht auf ein jüngeres übergehen sollten. Das Bindeglied ererbter Langzeilen starb ab, und das Paar der Kurzzeilen verlor den Halt. Erst durch solche Bedrohung der Stabreimtechnik beschleunigte sich der Verfall der Stabreimdichtung einerseits und anderseits der Sieg des Endreims, obwohl er fremden und gelehrten, klösterlichen Ursprungs war.

Die genaueren Erscheinungsformen des Endreims sind für unsere sprachgeschichtlichen Absichten nicht so wichtig, als daß wir hier näher dabei verweilen dürften. Für das 8./9. Jahrhundert fehlen uns außer Otfrids umfangreichem Werk die literarischen Grundlagen. Der Übergang von einer Technik zur andern muß sich stufenweise vollzogen haben. Wären uns die Lieder, die Karl der Große sammeln ließ, erhalten geblieben, dann könnten wir den Übergang von der Alleinherrschaft der Stabreimtechnik zur Alleinherrschaft der Endreimtechnik besser verstehen, und es würde sich schnell herausstellen, daß kein Sprung vom Stabreim des Hildebrandslieds zu Otfrids Endreim führt. Zeigt doch noch das nicht viel spätere, aber etwas südlichere, auf nordalemannischem Gebiet entstandene Gedicht von Christus und der Samariterin am Jakobsbrunnen eine überraschende Übergangstechnik in der häufigen Anwendung von schmückendem Stabreim neben gleichmäßig durchgeführtem Endreim. So weist doch auch einerseits das Muspilli als Stabreimdichtung zwei nur durch Endreime gekennzeichnete Langzeilen auf, während anderseits der erste Merseburger Zauberspruch den Stabreim durch den Gleichklang der Endungen für drei Kurzzeilen (heptidun lezzidun clûbôdun) bedeutsam zu steigern scheint. Das Vordringen und Umsichgreifen des Endreims war gewiß ganz allmählich.

Aber der christliche Charakter des deutschen Reims ergibt sich aus der Tatsache, daß er für Deutschland zuerst in christlicher Dichtung auftritt. Und es ist auch schließlich christliche Dichtung, in der er bis ins 12. Jahrhundert lebt, um erst seit etwa 1150 auch auf rein weltliche Dichter und Dichtungen überzugehen. Aber sein Lebensbereich ist und bleibt die Poesie nicht ausschließlich: er w rkt auch auf das Sprachleben ein.

So hatte auch der Stabreim (oben S. 62) eine sprachliche Bedeutung erlangt, deren Nachwirkungen wir heute noch fühlen. Denn stabreimende Wortverbindungen und Wendungen wie Haus und Hof, Küche und Keller, Mann und Maus, Tür und Tor beruhen auf altem Erbe, wie denn der Heliandd chter word endi werk, êgan endi erbi aus der täglichen Umgangssprache einflicht. An ihre Seite stellen sich bald Reimformeln wie Rat und Tat, Gut und Blut;

Digitized by Google

schon im 9. Jahrhundert enteo ni wenteo Wessobrunner Gebet V. 6, grôni endi skôni Hel. 4238, in fluhti joh in zuhti Otfr. I 8, 4, späterhin Saft und Kraft, Sang und Klang, Knall und Fall, Saus und Braus, Ach und Krach, Schritt und Tritt, Weg und Steg, Lug und Trug, Hülle und Fülle, Handel und Wandel — voll und toll, weit und breit — leben und weben, hangen und bangen, schalten und walten, hegen und pflegen. Solche formelhaften Verbindungen sind von ungleichem Alter und werden erst seit 1300 geläufiger, wurzeln aber fest im lebendigen Sprachgebrauch des Volkes. Sie spiegeln den Einfluß der Endreimdichtung wider und bestätigen damit immer aufs Neue, wie die sprachlichen Einflüsse des Christentums weiter in die Breite gehen.

§ 33. Das lateinische Christentum. Das lateinische Christentum ist die abendländische Weltmacht des Mittelalters auch für die germanischen Sprachen geworden. Die römische Weltmacht des Kaiserreichs hat den Siegeszug der neuen Weltreligion beschleunigt, die eigentlich für den Alleinbesitz der Armen in Israel bestimmt war. Die Mächtigen dieser Welt hatten den neuen Glauben in ihren Dienst gezwungen, um das Abendland damit zu überziehen. Und das Latein des Kaiserreichs, das seine Arme schon längst nach Norden hin ausgestreckt hatte, wurde nun der Träger der christlichen Kultur und ihre festeste und dauerhafteste Stütze, und das in einer Zeit, als es gerade durch die in der Volkssprache liegenden Naturkräfte zum Untergang bestimmt schien.

Aber es war jetzt nicht mehr das Latein, das in den letzten Jahrzehnten der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs sich den Weg zum Rhein und zur Donau gebahnt hatte. Das Latein des Christentums, das durch die griechische Welt aus dem Morgenland erwachsen war, brauchte neues Sprachgut, von dem Italien zuvor nichts besessen hatte. Einrichtungen und Ämter dienten einem religiösen Glauben, der auf neuen religiösen Anschauungen beruhte. Man erinnere sich an Wörter wie anachoreta, angelus, apostolus, clericus, diabolus, diaconus, ecclesia, eleemosyne, evangelium, martyr, missa, monachus, monasterium, nonna, peccatum, presbyter, salvator, und man wird gleich begreifen, daß auch die Völker Germaniens mit dem Christentum vor ganz neue Aufgaben gestellt wurden. War aber die Sprache Roms mit dem morgenländischen Christentum fertig geworden, so war die gleiche Aufgabe auch für die Deutschen nicht unlösbar, und Roms Weltmacht bot dem lateinischen Christentum einen Rückhalt.

Mit der Frühzeit des ahd. Schrifttums tritt uns der christ-

Digitized by Google

liche Glaube in überraschend reicher Sprachentfaltung entgegen. Unsere ältesten Quellen zeigen das spätere Sprachgut und manche anderen christlichen Wörter merkwürdig fest eingewurzelt. Schon mehrere Jahrzehnte vor Karls des Großen Regierung zeigen unsere frühsten Glossen, die bald nach 730 entstanden sind und unter dem Namen der Keronischen Glossen eine reiche Quelle für die deutsche Sprachgeschichte geworden sind, eine überraschende Fülle von christlichen Schlagwörtern, die für alle Folgezeit sich als christliche Schlagwörter behauptet haben, ohne daß sie den Stempel ihrer Herkunft deutlich verrieten. So trifft man hier alamôsan 'Almosen', piscof 'Bischof', dheomôdi 'demütig', einsidilo 'Einsiedler', heidinisc 'heidnisch', heilant, jacuno 'Diakon', khresmo 'Chrisma', kirihha 'Kirche', laihman 'laicus', martartoam 'Märtyrertum', munih 'Mönch', opfar opfarôth 'Opfer', ôstarûn 'Ostern', pilikrîm 'Pilger', pîna 'Pein', prêstar 'Priester', probast 'Propst', sêla 'Seele', senôth 'Synode', sunta 'Sünde', tauffî 'Taufe', tempal 'Tempel', trahtôn 'trachten', versiklîn 'Verschen', vespera 'Vesper', wîhrauh 'Weihrauch', wîzzaco 'Prophet'. Das älteste deutsche Prosawerk, die um 780 auf fränkischem Boden entstandene Übertragung eines Traktats des Bischofs Isidor von Sevilla bestätigt und bereichert den christlichen Wortvorrat: almahtîc 'allmächtig', altâri 'Altar', armherzîn 'Barmherzigkeit', bijiht 'Beichte', bisscof 'Bischof', Christ, diubil 'Teufel', dhrînissa 'Dreieinigkeit', êwîn 'Ewigkeit', forasago 'Prophet', gheistlih, heidhan 'Heide', chiriihha 'Kirche', chrismo 'Chrisma', cruci 'Kreuz', chilauban 'glauben', martyrunga 'Marterung', offerunc 'Opfer', olei 'Öl', paradîsi 'Paradies', tempel 'Tempel'. Die um 800 entstandene Benediktinerregel aus St. Gallen enthält z. B. abbat 'Abt', altari 'Altar', pigiht 'Beichte', Christ, disco 'Schüler', diubil 'Teufel', engil 'Engel', fimfchusti 'Pfingsten', heilant, hella 'Hölle', himilrîhhi 'Himmelreich', chirihha 'Kirche', lectia lecza 'lectio', munih 'Mönch', munistri monastri 'Kloster', ôstrûn 'Ostern', farra 'Pfarre', piligrîm 'Pilger', salmo 'Psalm', regula 'Regel', scuala 'Schule', sêla 'Seele', spentôn 'spenden', sunta 'Sünde', theomuati 'Demut', trahtôn 'trachten', tunihha 'Kutte', vers 'Vers', wîzzago 'Prophet', cella 'Zelle'.

Was sich im 8. Jahrhundert angebahnt hat, wächst durch die nächsten Jahrhunderte lawinenartig. Immer bleibt das lateinische Christentum, bis das Deutschtum in Luther seinen letzten großen Ausgleich mit der Religion findet, deren Heimat im Morgenland war. Aber wenn wir die Fülle des Sprachguts betrachten, das wir

Digitized by Google

schon im 8. Jahrhundert besaßen, als die große Missionsarbeit unter Bonifatius und Karl dem Großen die deutschen Stämme bekehrte, so führt uns die Kultur- und Geistesarbeit, die wir in so vielen Wortzeugnissen erblicken, in die frühen Klöster: gegründet wurde St. Gallen 614, Reichenau 724, Murbach in Oberelsaß 727, Fulda 744, Lorsch 764, Corvey 815. Aber was von dort aus für das Christentum geleistet wurde, genügt bei weitem nicht, unser frühstes Sprachgut an christlichen Wörtern zu erklären; denn das Christentum hatte schon früher eingesetzt.

Ehe das Latein im Christentum sich den Weg von Gallien aus zu den deutschen Stämmen bahnte, hatte sich die Kunde vom Evangelium durch eine frühe Mission um 400 von Osten her verbreitet: ein griechisches Christentum nach den arianischen Anschauungen hatten gotische Glaubensboten — jedenfalls Schüler ihres Bischofs Ulfilas — donauaufwärts erfolgreich ins innere Deutschland getragen. So traf, nachdem der Merowinger Chlodwig Weihnachten 496 sein Haupt vor dem römischen Christentum gebeugt hatte, die bald einsetzende Mission Spuren von arianischer Ketzerei; sie fand schon mit den Spuren des neuen Glaubens auch deutliche Spuren eines christlichen Wortschatzes unausrottbar eingewurzelt. Für uns Spätgeborene sind die beiden Glaubensrichtungen, die gotisch-griechische und die lateinisch-römische Richtung, sprachlich so fest miteinander verwachsen, daß ihre Scheidung nur schwer gelingt.

Eine neue Schicht unseres christlichen Wortguts verrät Merkmale einer angelsächsischen Mission. Zwar scheint ahd. der heilago geist eine einfache Übersetzung von lat. spiritus sanctus zu sein, aber selbstverständlich war eine solche Wiedergabe keineswegs, wenn man bedenkt, daß man in alemannischen Klöstern spiritus sanctus zunächst mit der wiho âtum übersetzte. Nun braucht die angelsächsische Sprache se hálga gást und das Altniederdeutsche (z. B. der Heliand) thê hêlag(o) gêst. Ist diese wichtige Bezeichnung durch angelsächsische Missionen von Norden nach Süden vorgedrungen, so steht vielleicht auch unser Heiland unter angelsächsischem Einfluß; denn die altertümliche Bildungsweise von ahd. heiland andd. hêliand stimmt zu frühanglf. hælend 'Heiland' in so auffälliger Weise, daß wohl Zusammenhang obwaltet, und es hat manche anderen Versuche einer Wiedergabe von lat. salvator gegeben. Dann darf auch die Bezeichnung des jüngsten Tages, die in frühahd. tuomes tag vorliegt, auf Nachahmung von anglf. dómes dæg (engl. doomsday) zurückgeführt werden. Und so entspricht dem engl. gospel anglf. godspel 'Gottes Wort' in ahd. Quellen älterer Zeit öfters ein

Digitized by Google

ahd. gotes spël 'Evangelium'. Bedenkt man noch, daß sich im althochdeutschen und altniederdeutschen Schrifttum um 800 Merkmale von altenglischen Schriftzeichen (oben S. 230) finden, so steht für den deutschen Nordwesten ein angelsächsischer Einfluß fest, und wir glauben, daß hier die segensreiche Arbeit des hlg. Bonifatius unverkennbar ist.

Aber der gallikanische wie der anglikanische Einschlag in dem älteren Wortgut unseres lateinischen Christentums ist ursprünglich älter als der große lateinische Einschlag, der mit dem Zeitalter Karls des Großen Hochdeutsch wie Niederdeutsch in offenkundigen Fremdwörtern kennzeichnet. Es war nicht mehr das Latein der römischen Kaiserzeit, auch nicht das Vulgärlatein der Merowingerzeit (oben S. 159). In den neuen Klöstern herrschte jetzt ein Buchlatein (angls. bóclæden) mit entschieden junger Aussprache. So führt das inhaltsschwere lat. crūcem, das bei älterer Entlehnung nur ein andd.*krok hätte ergeben müssen, für das Altniederdeutsche wie für das Althochdeutsche zu krûzi, dem der Kenner deutscher Lautgeschichte gleich die Übernahme im 8. Jahrhundert anmerkt. Wie es im Heliand und bei Otfrid eingebürgert scheint, tritt es auch schon am Ende des 8. Jahrhunderts auf. Der Hauptbeweis liegt in der tz-Aussprache des lat. c vor e und i. Ein anderes lautliches Kennzeichen dieser Fremdschicht unseres lateinischen Christentums liegt in der f-Aussprache von lat. v für Wörter wie ahd. vërs aus lat. versus und ahd. evangêlio aus lat. evangelium; dahin gehört auch unser Vesper frühahd. vespera aus lat. vesper und unser Veilchen ahd. vîola aus lat. viola, desgleichen Brief aus lat. brevis. Auch wurden im Bereich der lat. Selbstlauter die alten kurzen Tonvokale (oben S. 157) gedehnt gesprochen: man sagte scôla gegenüber dem alten schôla, daher ahd. scuola mhd. schuole 'Schule'. Gleiches gilt von ahd. krûzi 'Kreuz' gegenüber lat. crūcem und von ahd.-mhd. brief = lat. brĕvis.

Aber Aussprache und Klang des Lateins, das im Zeitalter der Karolinger bei uns aus dem Munde der Missionare gehört wurde, unterschied sich nicht nur von dem Latein der Römerzeit. Auch gegen die spätere Aussprache neuerer Zeiten bemerken wir Unterschiede. Während wir heute Ádam Ábel Dávid mit germanischer Erstbetonung aussprechen, galt im Mittelhochdeutschen Adám Abél Davíd mit Endbetonung, und Otfrid von Weißenburg betont ausdrücklich Abél und Davíd.

So war es ein echtes Klosterlatein oder Mönchslatein, dessen Schlagwörter dem Deutschen einverleibt wurden. Und diese Fremdschicht

Digitized by Google

umfaßt denn auch Wörter des klösterlichen Bereichs. Sie kennzeichnen sich durch das Fehlen der wesentlichen Merkmale der hochdeutschen Lautverschiebung, soweit es sich um die hochdeutschen Lande handelt; vgl. ahd. abbât 'Abt' aus lat. abbâtem, predigôn aus lat. praedicare, probast aus lat. propositus für praepositus, piligrîm aus lat. peregrînus, priestar aus lat. presbyter.

Je früher sich ein lateinisches Fremdwort einbürgert, um so leichter übernimmt es die germanische Erstbetonung: múnistri 'Münster' aus lat. monastérium, próbast 'Propst' aus lat. praepósitus, ábbât 'Abt' aus lat. abbátem, mésinâri 'Meßner' aus lat. mansionárius, méttina 'Mette' aus lat. mâtûtína, ámpulla 'Ampel' aus lat. ampúlla. Das ist eine schnelle und leichte Eindeutschung. Aber gelehrte Wörter, die den Weg ins Volk schwerer oder später finden, behalten wohl die lateinische Betonungsweise und sträuben sich gegen Eindeutschung wie bei Otfrid mandât mhd. mandât 'Fußwaschung' aus lat. mandâtum. Unser Latein ahd.-mhd. latîn ist seit dieser Zeit bei der Endbetonung verharrt.

Aber die mittelalterlichen Klöster dieser Frühzeit waren nicht ausschließlich im Dienst des Christentums tätig; mit den Klöstern hängt im frühen Mittelalter alle Kultur zusammen. Der Gartenbau und im Zusammenhang damit auch die Arzneikunde traten in unsere Heimat ein. Wo früher mit den Kräutern in Wäldern und Feldern weise Frauen und Männer ihre heidnische Zauberkunst für die Gesundheit der Volksgenossen verwandt hatten, beginnt jetzt der fromme Mönch zu wirken mit Heilmitteln aus seinem Klostergarten, in dem auch die Rose (ahd. rôsa), die Lilie (ahd. lîlia), das Veilchen (ahd. vîola) nicht fehlten. Wir besitzen aus der Zeit um 830 den Plan eines Klostergartens für St. Gallen und von dem Abt Walahfrid Strabo von der Reichenau eine dichterische Schilderung seines Klostergartens (De cultura hortorum): aus beiden Quellen erfahren wir, welche Gemüse und Heilkräuter damals von deutschen Mönchen gepflegt wurden; es sind zwei wertvolle Kulturzeugen, bei denen wir nur beanstanden, daß sie nicht deutsch reden, sondern lateinisch.

Das Latein war jetzt im Bunde mit dem römischen Christentum, wie es früher mit Roms Weltmacht zur Kaiserzeit im Bunde gewesen war. Roms Kirche hatte Golgatha zurückgedrängt, um je länger je mehr ihre Weltherrschaft zu befestigen. Die neue Religion, die allen, die mühselig und beladen, Trost und Hoffnung bringen wollte, trug von Rom aus den Zwiespalt von Priestertum und Volkstum in alle Lande und führte den verhängnisvollen Gegensatz von Bildung und Volk ein, der sich für die Folgezeit durch die

Digitized by Google

Humanisten im Bunde mit dem Latein noch mehr steigerte. Zunächst blieb das Latein die abendländische Schriftsprache, weil alles Schrifttum durch Klöster und Geistlichkeit lebte. Theologie und Medizin, Jurisprudenz und Philosophie redeten die gleiche Sprache wie Geschichtschreiber und Urkunden. Da blieb kaum etwas Platz für die Volkssprache, und wer wie Otfrid deutsch schrieb, mußte das dreiste Unterfangen entschuldigen und begründen.

Aber das wertvollste Geschenk des lateinischen Christentums war und blieb doch die Kunst des Schreibens und die Einführung der Schrift. Hatte die frühe Übernahme der Lateinschrift um 200 n. Chr. den germanischen Stämmen in der Runenschrift einen Besitz von wenigen Jahrhunderten und von beschränktem Wirkungsbereich gebracht — jetzt blieb in und mit den Klöstern die Lateinschrift ein dauernder Besitz, eine Kulturmacht von immer steigender Wirkungskraft. Von jetzt an kann sich das Deutschtum langsam aus dem lateinischen Christentum heraus emporranken zu der Höhe, die es bei Walther und Wolfram und später bei Luther erreichte.

Aber in der karolingischen Frühlingszeit des neuen Glaubens, die sich nur im andd. Heliand und im ahd. Ludwigslied zu wohltuender Kraft und Wärme entfaltet hat, bieten uns deutsche Evangelienharmonien in Prosa und Vers doch schon einen reichen Erkenntnisstoff für unsere Sprachgeschichte und unser älteres christliches Lehngut. Im allgemeinen haben wenige Jahrhunderte genügt zur Einbürgerung der lat. Fremdwörter, die nun bald gut deutsch klangen. Wörter wie ahd. scuola 'Schule' (lat. schola), sigristo 'Sigrist' (lat. sacristânus), mesinâri 'Meßner' (lat. mansionârius), leio 'Laie' (lat. laicus), nunna 'Nonne' (lat. nonna) wurden und blieben jetzt deutscher Besitz. So fügten sich Wörter wie ahd. firdamnôn 'verdammen' (lat. damnare), paradîsi 'Paradies' (lat. paradîsus), fîra 'Feiertag' (lat. fêria), regula 'Regel' (lat. regula) ohne weiteres in unsern Sprachbau ein, um nie wieder daraus zu verschwinden.

Es sind aber nicht bloß Fremdwörter lateinischer Herkunft: es fehlte den Missionaren auch nicht an verständnisvollem Entgegenkommen der Volkssprache gegenüber Die Anknüpfung an die Volkssprache war ebenso notwendig wie natürlich. Hat doch wohl überall auch sonst die Volkssprache den christlichen Begriffen wie 'Gott' und 'Himmel' oder 'beten' heimische Entsprechungen zur Verfügung gestellt, wie schon Ulfilas als erster germanischer Priester die ererbten Gott, Himmel und Hölle (got. guth, himins und halja) christlich umgewertet hatte. Die altgerm. Gott, Himmel und beten

Digitized by Google

erhalten christlichen Inhalt. So haben die Missionare auch manches christliche Schlagwort durch Übersetzung verdeutscht, wie z. B. lat. confessio durch ahd. bijiht (mhd. bîchte) 'Beichte' eigtl. 'Geständnis', das kirchenlat. communio 'Gemeinschaft' durch ahd. gimeinida andd. gimênda 'Gemeinschaft' und lat. excommunicare durch ahd. armeinsamôn (angls. ámánsumian); ferner ahd.-andd. forasago für lat. propheta und spätahd.-mhd. urstende 'Auferstehung' für lat. resurrectio. Eine freiere Übertragung ist unser Weihrauch frühahd. wîhrauh ahd.-mhd. wîhrouch andd. wîhrôk eigtl. 'heiliger Rauch' gegenüber lat. incensum und mlat. cozymbrium (angls. cursumbor), sowie ahd. sinfluot 'Sintflut' gegenüber lat. diluvium; auch gaben die Mönche für den Begriff des 'Taufpaten' das lat. compater mit givatero 'Gevatter' buchstäblich wieder. So ist unser Gewissen ahd. giwizzanî nur eine um 1000 auftretende getreue Verdeutschung von lat. conscientia.

Aus der gleichen Zeit und den gleichen Absichten leitet sich auch die Bezeichnung des christlichsten aller Gebete (Matthäus 6, 9) als Vaterunser ab: die Übersetzung der Anfangsworte pater noster ergab im 8. Jahrhundert die Wortfolge vater unsêr, weil die Nachstellung des Beiworts in unserer ältesten Sprache durchaus ordnungsgemäß war (vgl. z. B. im Hildebrandslied vater mîn), und diese Wortfolge blieb trotz mancher jüngeren Einrenkungen zu einem neueren unser Vater doch immer wieder lebendig.

Die deutschen Glaubensboten schlossen einen Vergleich nicht bloß mit der Volkssprache, sondern auch mit den Volksanschauungen, indem sie heidnische Anklänge schonten und aufnahmen. So war vielleicht schon der gotische Arianismus duldsam vorgegangen, und es ist wahrscheinlich, daß das im ältesten Germanentum wurzelnde got. halja 'Hölle', dem im Altnordischen wie auch im Urdeutschen der Name der Todesgöttin Hel entspricht, dann auch seinen Weg nach Deutschland gefunden hat. Auf dem gleichen Wege könnte auch der Name Ostern ahd. ôstarûn, der auf eine alte Frühlingsgöttin Ôstra zurückweist, duldsame Anpassung an Vorstellungen heidnischer Urzeit sein. In diesen Kreis gehört ein altertümliches frôno 'heilig' als erstarrter Genitiv einer Mehrzahl, wie es noch in unserm Fronleichnam nachlebt; es muß in unserm Heidentum wurzeln, wenn wir auch nicht imstande sind, seinen Ursprung zweifellos zu erfassen. Wahrscheinlich weist der Name des Weihnachtsfestes über die Karolingerzeit rückwärts in unser urdeutsches Heidentum; seine beiden Bestandteile ahd. wîh 'heilig' und naht 'Tag' deuten auf unsere Urzeit, in der Beda (gest. 735) für Altengland módra niht

Digitized by Google

(Mütternächte) d. h. 'Tage der Matronen' als Entsprechung überliefert: das christliche Fest ererbte einen heidnischen Namen und zugleich die vielen Bräuche und Anschauungen heidnischen Ursprungs, die an den Zwölfnächten oder den Zwölften haften geblieben sind.

Aber nicht in die Reihe der heidnischen Nachklänge gehört ein oft fälschlich hierher gezogenes schwieriges Wort aus dem Bruchstück eines stabreimenden Gedichts vom jüngsten Gericht. Das um 850 in Bayern entstandene Gedicht hat man nach dem darin enthaltenen Wort Muspilli genannt und darin ein echt germanisches, rein heidnisches Wort für den Weltbrand oder Weltuntergang erkennen zu müssen geglaubt. V. 57 ist vom jüngsten Gericht die Rede: dann zieht der Gerichtstag herauf; aber da wird niemand imstande sein, seinen Verwandten zu helfen vor dem muspille, d. h. vor dem Richterspruch, während sonst die germanische Sitte das Eintreten der Verwandten als Eideshelfer vor dem Richter verlangte. Das Wort, verschrieben mūdspilli (für *mundspilli), wie die entsprechende Heliandform mûdspilli mûdspel beweist, bedeutet 'Mundwort, Mundspruch'; es war wohl ein Wort der Rechtssprache. Im Rechtsleben galten den Germanen noch andere Machtworte in Gestalt von bedeutungsvollen Zeichen und Symbolen, die Befehle aussprachen. Man denke an die nordischen Budstöcke und an andd. wordtêkan 'Wahrzeichen': da redet das Symbol oder Zeichen, aber beim Richterspruch redet der Mund. Die stabreimende Dichtersprache der Sachsen sagt: „er schließt den Mund auf" (Hel.) oder „er schließt die Schatzkammer seiner Worte auf" (Beow.). Das andd. mûdspilli lebte wohl in einer christlichen Stabreimdichtung, in der die christliche Heilsgeschichte dargestellt war. Sie begann mit der Zeit vor aller Zeit, mit der Zeit, wo es nur das Nichts gab, wohl mit einem Verse wie dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista dat ëro niwas. Wie um 1070 das Anegenge Ezzos von Bamberg eilte das Gedicht von der Weltschöpfung zu den Erzvätern des alten Bundes und kam dann zur Menschwerdung des Heilands:

thô quam boto fona gote, engil ir himile;
floug her sunnûn pad, sterrôno strâza,
wega wolkôno zi deru itis frôno.

In dieser bekannten Otfridstelle stecken Halbverse einer älteren Stabreimdichtung, die so berühmt war, daß Otfrid aus ihr auch die stabreimende Langzeile dâr ist lîb âno tôd, lioht âno finstrî übernommen hat, die im ahd. Muspilli V. 14 vorliegt. Dieses berühmte Gedicht lebte im rheinfränkischen Weißenburg weiter, aber auch im bayrischen Muspilli. Es schritt vom Tod des Einzelmenschen rasch

Digitized by Google

vorwärts zu dem Ende der Dinge und schloß mit der Wiederkunft des Heilands: er zeigt die Wundmale seines Leidens und Sterbens, und das heilige Kreuz seines Todes wird ihm vorangetragen — das großartigste Gemälde, das je ein christlicher Dichter ausmalte. In dieser alten Dichtung hat das mûthspilli als Richterspruch eine feste Beziehung auf das jüngste Gericht erhalten, und der Ruhm dieser altdeutschen Stabreimdichtung gab dem Worte schnell eine feste Beziehung auf das Weltgericht: wie es seinen Weg nach Bayern fand, so wurde sein tiefes Geheimnis in der Phantasie der nordischen Seherin noch geheimnisvoller gesteigert, bis schließlich die Völuspa die wissenschaftliche Forschung der Neuzeit mit heidnischen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten irreführte.

Eine Neuerung im deutschen Sprachleben im Bereich des Christentums der Karolingerzeit ist das Auftreten christlicher Taufnamen Hatte die Mutter des großen Theoderich Erelieva (5. Jahrhundert) den Taufnamen Eusebia erhalten, so konnten nunmehr deutsche Männer in klösterlichen Urkunden als Adam, David auftreten, und gleichzeitige Gotesskalk und Engilskalk oder Gotfrid und Engilfrid weisen entschieden auf die fromme Tätigkeit der Kirche hin. Eine Tochter Karls des Großen hieß Himiltrûd, wie später Engeltrûd als Frauenname geläufig ist. Durch das 8./9. Jahrhundert stellen sich neben die germanischen Erbnamen wie Siegfried, Dietrich, Bernhard, Wolfhard nunmehr alttestamentliche und neutestamentliche Taufnamen ein wie Abraham, Isaak, Jakob, David, Absalon und Mattheus, Marcus, Lucas, Johannes, Petrus, Paulus. Aber sie werden wohl noch nicht durchgedrungen sein, und zunächst geschah dem Namengut der deutschen Vergangenheit noch kein Abbruch. Aber der Weg wird nunmehr eingeschlagen, der später zu einer vollständigen Neuregelung der deutschen Namengebung führt.

So beginnt nun auch neues Leben im Bereich der Ortsnamen. Früher trugen die deutschen Siedelungen Namen ut fons, ut campus, ut nemus placuit (Tacitus Germ. 16 oben S. 142), jetzt treten Namen von christlichem Gepräge auf. Wo sich Mönche und Einsiedler niederließen und Kirchen und Klöster gründeten, ließ sich auch Handel und Gewerbe nieder, und bald entstehen Ortschaften, erst Dörfer, dann Städte. So werden Kloster und Münster früh zu Ortsnamen, desgleichen Kapelle (Kappel), Zelle (Appenzell, Radolfszell), so entstehen Kirchweiler und Kirchheim usw.

Aber nicht aller Zuwachs, von dem die Sprachdenkmäler der althochdeutschen Zeit wissen, drang aus flüchtigen Versuchen volkssprachlicher Betätigung nun auch in das Leben und die Sprache

Digitized by Google

des Volkes. Der Werdegang unserer Muttersprache hat nicht allen sprachlichen Bemühungen dieser Zeit Erfolg verliehen: viele vereinzelte Versuche von Neubildungen, zu denen man sich verstieg, sind erfolglos geblieben, z. B. santa 'Messe' für lat. missa. Aber das ganze Zeitalter bildet die Grundlage für Mittelalter und Neuzeit, die ohne das lateinische Christentum der Karolingerzeit nicht zu denken ist Und wäre es nur das Wort deutsch, das wir der Karolingerzeit verdanken, so wäre sogar unser spätestes Volkstum durchaus vom damaligen Christentum bestimmt. Die deutschen Stämme, wie sie sich aus dem westgermanischen Verband im 5. Jahrhundert losgelöst und eigenartig entwickelt haben, besaßen weder ein ausgesprochenes Gefühl für nahe Zusammengehörigkeit, noch einen sie kennzeichnenden Namen, wie wir auch für die gemeingermanische Spracheinheit keinen Volksnamen besitzen. Wir hatten, je nach dem Stamm, eine sächsische, schwäbische, fränkische Sprache usw., aber keine deutsche Sprache. Jetzt erwächst (oben S. 225) lat. theodiscus eigtl. 'völkisch' (zu ahd. theod 'Volk') aus deutschem Stoff und deutschem Sprachgeist, aber aus den lateinschreibenden Missionskreisen heraus, denen die Einheit der deutschen Stämme, für die sie ihre fromme Arbeit taten, klarer in Herz und Gemüt blieb als den Stämmen selbst, deren Namensunterschiede nur zu oft als Gegensätze von ihnen selbst empfunden wurden.

§ 34. Althochdeutsch und Altniederdeutsch. Althochdeutsch ist eigentlich kein fester Begriff wie etwa Gotisch. Das rührt daher, daß diese Sprachstufe des Deutschen nach rückwärts wie nach vorwärts in Übergängen zum Ausdruck kommt. Und diese Übergänge sind nach der mhd. Zeit hin so allmählich, daß keinerlei grammatische Erwägungen gerade um 1130 den wichtigen Einschnitt verlangen würden, den allgemeinere sprachliche Erwägungen im Vereine mit literaturgeschichtlichen machen. Als altes Erbstück haben wir die für das Althochdeutsche charakteristische Endung -mês in tuomês gëbemês anzusehen. Eine solche Endung fehlt nicht bloß im Altniederdeutschen und Angelsächsischen, sondern auch im Mittelhochdeutschen sowie im Gotischen; sie stirbt im 10. Jahrhundert ab, so daß das Mittelhochdeutsche keinen Anteil daran hat. Die Deutung dieser charakteristischen Verbalform kann in altem Erbgut aus idg. Urzeit (vgl. gr. φέρομες δίδομες) gesucht werden, weil kein Anzeichen auf eine junge Neubildung hinweist.

Dem Altniederdeutschen gegenüber gibt es eine Wortform von ebenso auffälligem Gepräge: die männliche Nominativform von Eigenschaftswörtern wie guotêr langêr blintêr, die dann im Mhd.-

Digitized by Google

Nhd. weiterlebt. Eine solche Form fehlt dem Andd. wie allen germ. Sprachen. Zwar liegt Zusammenhang mit den Pronominalformen ahd.-mhd. ër dër wër nahe genug. Aber mit einer solchen Vermutung ist die Endung -ër keineswegs völlig aufgehellt.

In der Tat ist für das Althochdeutsche eine immer stärkere Ausprägung der Beugung der Fürwörter und Eigenschaftswörter höchst bezeichnend. Der Dreiheit langêr langiu langaz (mhd. langer langiu langez) hat nicht einmal das Altniederdeutsche etwas an die Seite zu setzen, geschweige denn das Gotische. Zugrunde liegt dieser Dreiheit das Vorbild von ahd. thër thiu thaz (mhd. dër diu daz), dem im Heliand thê thiu that gegenübersteht.

Wir kommen hier zu einem merkwürdigen Kennzeichen des Hochdeutschen in allen seinen Altersstufen. Dem Ahd. ist mit dem Mhd.-Nhd. gemein das r im Auslaut mancher Pronominalformen, z. B. mir dir, wir ir, er der wer. Dem Ndd. fehlt dieses r, an dem auch das Angels. keinen Anteil hat: die beiden sächsischen Dialekte haben an Stelle des auslautenden r vielmehr Ersatzdehnung eintreten lassen, z. B. asächs. mî thî wî gî = angls. mé thé wé gé. Es ist eine merkwürdige Altertümlichkeit des Althochdeutschen; denn es handelt sich um das alte Auslauts-s von got. mis thus weis jûs, sowie is 'er' und hwas 'wer'. Wir sehen hier späte Nachklänge der idg. Grundsprache, wenn z. B. hd. er dem got. is und dem lat. is 'er' entspricht: der idg. Grundcharakter der heutigen Sprache ist für alle unsere Sprachstufen immer erkennbar geblieben.

Das eigentliche Kennzeichen des Hochdeutschen, die zweite Lautverschiebung, die das Hochdeutsche vom Niederdeutschen scheidet, hat uns oben § 28 beschäftigt. Aber die dort behandelte Tenuisverschiebung hat innerhalb des 8. Jahrhunderts noch Weiterungen im Gefolge gehabt. Eine Medienverschiebung bringt durch und ergreift zunächst gg dd bb (ahd. brucka andd. bruggja, ahd. mitti andd. middi, ahd. krippa andd. kribbja), um schließlich auch die Verschiebung von d zu t (tag aus dag, tuon aus dôn) nach sich zu ziehen. Aber bei diesen Vorgängen, die das 8. Jahrhundert erlebt, dürfen wir nicht eingehend verweilen, sie gehören in eine ahd. Lautlehre.

Die ersten Äußerungen des deutschen Schrifttums bringt die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts. Mit etwa 750 beginnt die Lateinschrift von Mönchen und Geistlichen durch Tinte und Feder in den Dienst der Muttersprache zu treten, anfänglich nur in den Wortübersetzungen von Glossen und Glossaren; bald folgen Interlinearübersetzungen, aber schnell zeigt sich auch die gewandte Prosa

Digitized by Google

einer Isidorübersetzung. Erst am Beginn des 9. Jahrhunderts zeigt sich mit der Aufzeichnung des Hildebrandslieds ein wertvolles Denkmal deutscher Dichtung und Sage, ein vollwertiges Erbstück aus dem heimischen Liederschatz, wie er überreich im Volke lebte, ohne sonst den Weg aufs Pergament zu finden. Viel ist es nicht, was aus dieser Frühzeit unseres Schrifttums auf uns gekommen ist. Aber das Wenige genügt, um uns die Sprache des ganzen 8. Jahrhunderts zu veranschaulichen. Denn alle wesentlichen Züge, die das Hochdeutsche in seiner zweiten Hälfte aufweist, sind Merkmale höherer Altertümlichkeit, die um und seit 800 Neuerungen Platz machen.

Im Vokalismus treffen wir im Frühalthochdeutschen Übereinstimmung mit dem got. und andd. Lautstand, wenn ê in hêr 'hier' oder ô in fôr 'fuhr', skôh 'Schuh', hôf 'hob' zu der Sprache des Ulfilas und des Heliand stimmt. Noch ist der i-Umlaut von a nicht Gesetz geworden, und so kann man noch angil 'Engel', mannisko 'Mensch', mari 'Meer', anti 'und' nach alter Weise antreffen. Noch gelten auf hd. Gebiete nach got. Weise die alten ai und au in stain 'Stein' und galaubo 'Glaube', die bald unmöglich werden. Im Konsonantensystem gelten noch die anlautenden h-Verbindungen von hlaib 'Brot', hring 'Ring'. So schaut die Sprache in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts vielfach zurück, und so zeigt sich damals auch noch überall das Anlauts-th in Übereinstimmung mit dem Heliand in Schreibungen wie thu 'du' und thîn 'dein', thorn 'Dorn', thing 'Ding'. Bedeutsam ist in dieser Richtung auch die Fortdauer der alten Vorsilbe ga- in Wörtern wie galaubo 'Glaube', gabot 'Gebot', gabēt 'Gebet'. Auf diese Weise können wir uns aus der Sprache von 750—800 das Aussehen des Hochdeutschen um 700 klarmachen: es stand dem Gotischen wie dem Altniederdeutschen vielfach nahe genug. So muß die Präposition zi (ze) um 700 noch za gelautet haben, weil man dieser Lautgestalt in Bayern noch im 9. Jahrhundert begegnet.

Für diese Frühzeit unseres Schrifttums weisen die Endungen von Hauptwort und Zeitwort noch gern das alte Endungs-m auf, wie es auf der gotischen Stufe bestanden hat, während es in der Zeit um 800 allmählich einem Endungs-n Platz macht: frühahd. wolfum (später wolfun) = got. wulfam, frühahd. gëbôm (später gëbôn) = got. gibôm, frühahd. zungôm (später zungôn) = got. tungôm. Es handelt sich um eine wichtige Lauterscheinung, deren Verlust für das 9. Jahrhundert und alle Folgezeit das Aussehen von Deklination und Konjugation wesentlich mit bestimmen half.

Digitized by Google

Im Gegensatz zum Frühalthochdeutschen des 8. Jahrhunderts dürfen wir die hochdeutsche Sprache des 9. Jahrhunderts schlechtweg als „althochdeutsch" bezeichnen, und ihre Hauptvertreter sind zwei umfangreiche Denkmäler: die Fuldaische Evangelienharmonie in Prosa und in Weißenburg Otfrids Evangelienbuch in Versen. Einheitlich ist diese Sprache des 9. Jahrhunderts aber keineswegs. Alemannien und Bayern haben andere Kennzeichen als die mannigfaltigen Spielarten des Fränkischen. Aber gegenüber dem 10. Jahrhundert ist der Gesamteindruck doch noch etwas altertümlicher; denn mit dem 10. Jahrhundert brechen sich spätahd. Lauterscheinungen Bahn, die dann im 11. Jahrhundert zur Ausbildung des Mittelhochdeutschen führen (unten § 37).

Schon im 10. Jahrhundert verschwindet der alte Instrumental aus der Substantivdeklination (tagu, wortu), um dem Dativ (tage, worte) die Alleinherrschaft zu überlassen. Und so stirbt auch die alte Endung -mês von nëmamês, faramês während des 10. Jahrhunderts völlig ab, indem die ursprünglich konjunktivischen Formen nëmên farên, die frühahd. nëmêm farêm lauteten, die indikativische Geltung mit übernehmen.

Das Althochdeutsche ist ein schönes Musterbeispiel dafür, wie schnell sich eine Sprache vollständig verändern kann. Keine schulmäßigen Schreibregeln halten eine ältere Stufe fest, noch fehlt jeder räumliche und zeitliche Zusammenhang innerhalb des Schrifttums; denn nur fürs Latein schreibt eine geheiligte Überlieferung Regeln vor, die kein Klosterbruder, der mit Tinte und Feder umgeht, ungestraft außer acht läßt. Mit dem Deutsch fing jeder, der zur Muttersprache griff, immer wieder von vorne an, und es gab keine andere Regel dabei als die einfachste: Schreib, wie du sprichst! Aber so einfach diese Regel klingt, für unser Hochdeutsch war sie zu keiner Zeit leicht, nur für das Niederdeutsche waren die Schwierigkeiten weniger stark.

Das Altniederdeutsche hat im Entwicklungsgang der deutschen Sprache nicht die Rolle gespielt, die dem Hochdeutschen für alle Zukunft beschieden war, so stark auch seine Lebenskraft im Volk selbst bleiben sollte. Aber in der Karolingerzeit besitzt es eine dichterische Leistung, der das Hochdeutsche bis in die Zeit der Hohenstaufen nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat. Es ist das einzige Epos vor dem Nibelungenlied, das wir aus der deutschen Frühzeit besitzen, und wir sind stolz auf unsern Besitz. Vierzig Jahre später unternahm der rheinfränkische Mönch Otfrid die gleiche Aufgabe. Aber er kam bei allem ehrlichen Streben nicht aus der Mönchskutte heraus, er blieb auch in seiner wohlgemeinten Verserzählung

Digitized by Google

nichts als ein Klostergelehrter. Aber der Heliand-Dichter verbindet Geist und Stil des poetischen Germanentums mit den frommen Absichten, wie sie der heilige Stoff verlangt. Freilich besäßen wir von dem alten Volkssänger, den Ludwig der Fromme um 830 mit dem Werk beauftragte, lieber Dichtungen aus der altheimischen Stoffwelt der germanischen Heldensage. Aber durch den klangvollen Zauber unserer Stabreimdichtung, die in dem umfangreichen Werk sich vor uns entfaltet, schlägt oft die Kraft und Fülle einheimischer Anschauungen durch. Seine Dichtersprache und Verskunst weisen zurück in die Vergangenheit (oben § 26), während dem Stoff seiner frommen Heldendichtung die Zukunft gehört.

Neben dieser Stabreimdichtung vom Leben des Heilands treten die übrigen Sprachquellen des Altniederdeutschen zurück, sowohl die Bruchstücke einer Genesisbearbeitung — auch eine Stabreimdichtung — als auch prosaische Versuche und Glossen. Die Heliand-dichtung hat denn auch einen hohen Sprachwert für die ganze Zukunft des Niederdeutschen, jedoch auch als Gegenstück der hochdeutschen Sprachentfaltung. Das Altniederdeutsche ist die Vorstufe des Hochdeutschen: es hat keine zweite Lautverschiebung durchgemacht, es beharrt noch im wesentlichen auf der westgerm. Stufe, die Mittel- und Oberdeutschland schon im 6. Jahrhundert aufgegeben haben. Wer sich ein Bild davon machen will, wie unser Hochdeutsch vor der zweiten Verschiebung ausgesehen hat, dem bietet die Sprache des Heliand breite und tiefe Aufschlüsse. Zeitwörter wie brēkan, ētan, bîtan, grîpan, stôtan und Hauptwörter wie watar 'Wasser', bruggja 'Brücke', muggja 'Mücke', sibbja 'Sippe' zeigen den ursprünglichen Lautstand. Und das gilt besonders auch im Wortinnern vor j nach Mitlautern, wo es in ahd. Entsprechungen im allgemeinen weit früher verklungen ist. Daher tragen die andd. biddjan 'bitten', sittjan 'sitzen', settjan 'setzen' den hd. Entsprechungen gegenüber den Stempel der Altertümlichkeit.

Aber überall äußern die Sprachformen die innere Verwandtschaft zwischen Hoch- und Niederdeutsch. Da fällt eine Neuerung ins Gewicht, die vor dem Beginn unseres Schrifttums sich etwa im 7. Jahrhundert eingestellt hat: ein Übergreifen einer Eigentümlichkeit von wenigen starken Wurzelverben auf die schwachen Zeitwörter der o-Klasse. Den ahd. Formen bëtôn thionôn (älter bëtôm thionôm) 'ich bete, ich diene' entsprechen im Heliand die ersten Personen bëdon thionon. Hier wirkt das Vorbild von dôm tôm 'ich tue' in einer Weise, die sonst dem Altgermanischen fremd ist.

Digitized by Google

Auch sonst ergänzen sich diese beiden Sprachstufen mit innerer Notwendigkeit und zeigen bei aller Verschiedenheit doch den gemeinsamen Ursprung. Zwar entspricht dem andd. dagos im Althochdeutschen die Mehrzahlform taga, aber beide zusammen weisen rückwärts auf den Unterschied des Nom. dagôs Akk. dagans in der got. a-Deklination, so daß im Altniederdeutschen der Nominativ die akkusativische Geltung, im Althochdeutschen der Akkusativ die Nominativgeltung mit übernommen hat. Sonst bemerkt man vielfach klare Lautentsprechungen zwischen Althochdeutsch und Altniederdeutsch, wenn lêra 'Lehre', mêra 'mehr' für Altniederdeutsch und Althochdeutsch gleichlauten. Und die Gleichartigkeit der Lautentwicklung im 9. Jahrhundert ist klar, wenn umgelautete Wörter wie engil und mennisko, meri 'mehr' und nerian 'erretten' im Ahd. und Andd. übereinstimmen. Die Grundlage war beiden Sprachen gemeinsam, die Lautneigungen teilweise dieselben, und fortan sollte kein Jahrhundert die Tatsache verdunkeln, daß es im Grunde dieselbe Sprache war und ist.

§ 35. Altdeutsche Ortsnamen. Die Bekehrung der deutschen Stämme ergibt mit dem lateinischen Schrifttum besonders in der Karolingerzeit eine erste Kunde von unsern Ortsnamen. Und es sind zwei amtliche Aktenstücke, die im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts unter Karl dem Großen abgefaßt, in der Geschichte der deutschen Sprache als deutsche Urkunden gelten, obwohl sie lateinisch geschrieben sind. Ausgezeichnet durch eine Fülle von Ortsangaben, sind sie zwar nur in etwas jüngeren Abschriften auf uns gekommen, aber sie haben für die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts Geltung und Wert. Es sind die Hamelburger Markbeschreibung von 777 und die Würzburger Markbeschreibung von 779, die unter vielerlei Ortsangaben in deutscher Sprache auch echte Ortsnamen bieten wie Hamalûnburg und Wirziburg. Da gelten Heitingesveld (Heidingsfeld), Herostat (Herstatter Hof), Chistesbrunno (Kist). Wir treffen da auch sonst mehrgliedrige Ortsnamen: Eltinges-brunno, Hiltifrides-burg, Ôtwines-brunno, Notten-lôh, Rabanes-brunno, Blîdheres-brunno, Gêrwines-rod, Ebures-berg, Tiufinges-tal, Habuchotal, Ezzilen-buohhûn, Gôzolves-bah.

Solche Urkunden führen uns in die Entstehung und Geschichte unserer Ortsnamen, wofür die früheren Jahrhunderte unserer Zeitrechnung wenig zu bieten hatten. Nach einem Namen wie Asciburgium bei Tacitus hatte der Geograph Ptolemaeus im 2. Jahrhundert in Ortsnamen wie Λούπφουρδον und Τουλίφουρδον frühe Gegenstücke zu den erst im achten bis zehnten Jahrhundert bezeugten

Digitized by Google

Heriford (Herford), Frankonofurt (Frankfurt), Swînfurt (Schweinfurt), Geizofurt (Geißfurt) geliefert. Der Zusammenhang von dem bei Ptolemaeus bezeugten Quadriburgium mit unsern burg-Namen ist unverkennbar, und wir verstehen aus diesem ältesten und wichtigsten aller Grundwörter, wie die Friesen des Mittelalters für Köln (Colonia) Kolnaburch sagen konnten, und im 9. Jahrhundert der Heliandichter statt Rom vielmehr Rûmuburg sagte und als biblische Ortsnamen Bethlêmaburg, Jierichoburg und Nâzarethburg gebrauchte. Das Alter vieler Ortsnamen Deutschlands weist zurück in die frühste Siedlungsgeschichte, für die Tacitus (Kap. 16) den Satz aufgestellt hat, die alten Deutschen hätten sich niedergelassen ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Das beweisen die vielen altdeutschen Ortsnamen auf -brunno, -feld, -lôh. In zweigliedrigen Ortsnamen mit diesen Grundwörtern darf man einen ersten oder frühen Siedler oder Besitzer vermuten. So deuten noch heutige Ortsnamen auf Urbilder der frühsten Jahrhunderte, wenn z. B. Reinhardsbrunn in seiner Bildung zu Hersfeld (ahd. Herioltesfeld) stimmt.

Aber das tatsächliche Alter und die Geschichte unserer Ortsnamen festzustellen, wird nur selten gelingen. Einen Einschnitt macht — wie in so zahllosen Tatsachen unseres Sprachlebens — die hochdeutsche Lautverschiebung (oben § 28), wenn diese in einigen Ortsnamen auftritt. Das sind aber nur vereinzelte Lehnwörter der westlichen Landschaften und des Rheingebiets wie Alzey mhd. Alzeie (lat.-gall. Alteia), Kostenz (Konstanz) aus lat. Co(n)stantia, Maginza (Mainz) aus lat. Moguntiacum. Die Stadt Metz hieß im Mittelalter mhd. Mêtzen aus ahd. Mêtzum für *Mêttum als Vertreter der im 6. Jahrhundert bezeugten Lautform lat. Mettis.

Ein wertvoller Beweis dafür, daß einzelne Ortsnamen schon im 7. Jahrhundert die Kennzeichen der hochdeutschen Lautverschiebung tragen, liefert ein Handbuch der Erdkunde, das im 7. Jahrhundert ein Gelehrter in Ravenna verfaßt hat. Die wissenschaftliche Literatur bezeichnet diesen als den Kosmographen von Ravenna. Lautverschobene Namen wie Zabern, Zürich, Straßburg, Aschaffenburg, Andernach erscheinen in diesem Handbuch als Ziaberna, Ziurichi, Stratisburgo, Ascapha, Anternacha. Er nennt auch noch Speier (Sphira) und Altripp (Altripe). Andere deutsche Städte nennt er mit unzuverlässigen Lautformen, die wir besser übergehen, wenn darunter auch einige wenige Orte auf -berga, -burgum und -acha begegnen.

Als Lokativnamen in der Mehrzahl haben heutige Ortsnamen

Digitized by Google

wie Emmendingen, Eßlingen, Göttingen, Tuttlingen ahd. Entsprechungen wie Fridingun, Guntheringun, Ruodiningun, Wermaringun, Willirichingun, Wurmiringun. Eine schwierige Spielart vertreten ahd. Ortsbezeichnungen wie Liutfridingas, Perahtmuotingas, Walasingas, Willimundingas. Dazu kommen noch Ortsbezeichnungen auf -inga wie Antparinga, Eburinga, Ezilinga, Isininga. Diese drei Gruppen, die im Grunde wesensgleich sind, herrschen in großen Gebieten Deutschlands, aber es handelt sich um eine uralte Bildungsweise von gemeingermanischem Alter, wenn z. B. auch Altengland in Bedas Zeit Ortsnamen wie in Getlingum, in Feppingum, in Cuneningum kennt. Auf diese Bildungsweise von Ortsnamen kommen wir unten § 40 bei der Entstehung unserer Familiennamen zurück.

Der Sprachgebrauch älterer Zeit bevorzugt auch sonst für Ortsnamen gern eine Lokativform, die einer gewöhnlichen Dativform entspricht. Wie es noch im Nibelungenlied diu stat ze Wormze (Str. 966), diu stat ze Pazzouwe (1236), diu stat ze Wiene (1102), diu stat ze Gran (1437) heißt, so steht in älterer Zeit der Ortsname in lat. Urkunden gern mit oder ohne Vorwort im Dativ der Einzahl oder Mehrzahl: Berge, (ad) Brunnôm, (ad) Feldum, (ad) Swalafeldum, (ad) Halle, Holzhûsum, (in) Talahûsum, (in) Marahtale, (ad) Nordstetim, az Reode, Stoufun, Walde (Waldi Waldiu), (ad) Willare, (ad) Wihse, in villa quae dicitur Flozolvestale, in loco Per(a)ge nuncupato. Dem ahd. Furti als Dativ zu Furt entspricht jetzt Fürth. So sind Eichstett und Höchstett (Höchst) alte Lokative Eihsteti Hôhsteti. Das gilt insbesondere noch von zweigliedrigen Ortsnamen, die im ersten Glied ein Eigenschaftswort enthalten: Hamalûnburg, Wizzûnburg (Hamelburg, Weißenburg). In lat. Urkunden kann man Ortsbestimmungen antreffen wie in illo vico quod dicitur Dornaginpah (828), in villa Rotunvilla (789), in villa quae dicitur Raudinleim (751 Rötteln in Baden). So gelten als Ortsnamen des 8./9. Jahrhunderts Hohinpere, Lenginveld, Warminbach, und wir erkennen hier den Ursprung von Ortsnamen wie Hohenheim und Lengenfeld. Ortsnamen auf -weiler treten in ahd. Zeit gern im Dativ auf: in loco qui dicitur Heidolviswilare, in villa quae dicitur Chnuzeswilare, in villa nuncupata Edineswilare. Hierher gehört auch im Heliand Rûmuburg (Rom) mit mittlerem -u-.

Die Hauptmasse der Ortsnamen hängt mit der Siedlungsgeschichte zusammen, wo Personennamen die Bestimmungswörter sind. Aber da unsere Personennamen zumeist zweigliedrig sind, war eine Er-

Digitized by Google

weiterung derselben durch Grundwörter wie heim oder burg eine Schwierigkeit bei der Namengebung, der eine scheinbare Dreigliedrigkeit von Haus aus widerstrebt. So führt die Sprache zu zweigliedrigen Ortsnamen, oft nur durch Kürzungen in den Bestimmungswörtern, so daß die Durchsichtigkeit der Namengebung frühzeitig verdunkelt wird. Im Prolog der Lex Salica gehören den salfränkischen Königen Bodogastis, Salegastis, Widogastis die Orte Bodohaim, Salihaim, Widohaim. In selteneren Fällen ist die Namengebung klar, wenn in Weißenburger Urkunden Ortsangaben neben den Namen der Siedler stehen: Ermenbertowilare neben Ermenbertus (715), Erbenwilare neben Erbio (808), Wolfsindawilare neben Wolfsint (830). So kann urkundlich Chuniberteswilare neben einem Chunibert auftreten, der zur Zeit der Beurkundung Besitzer der Ortschaft ist. Anderswo kann ein Hadubertus neben einem Ortsnamen Heddinwilare stehen, weil Haddo Gen. Heddin Kurzform für Hadubert ist. Für die Zeit um 800 kennen wir für die Fuldaer Gegend einen Grundbesitzer Dietrich, nach dem Dietrichshausen (ahd. Theotrîcheshûs) benannt ist. In derselben Gegend wohnten gleichzeitig Liebhart und Wolfhart, auf die noch heute die Ortsnamen Liebharts und Wolfharts hindeuten. Im 9. Jahrhundert treffen wir in Bayern einen Siedler Alpuni gleichzeitig mit dem Ortsnamen Alpunessteti.

Die Geschichte der deutschen Siedlung reicht oft in eine weitere Zeit rückwärts als ihre deutschen Namen. Einer Fortdauer der Siedlungen entspricht aber nicht immer eine Fortdauer der Namengebung. Die Wissenschaft vom Spaten erweist vielfach keltisch-römische Anfänge, hinter denen oft noch vorgeschichtliche Reste ans Licht treten. Die Deutschheit der Ortsnamen spricht also nicht immer für eine deutsche Siedlung. Die Verteilung unserer Ortsnamen bis auf die Zeit der Karolinger will sprachlich nicht immer gelingen, weil gewisse Arten der Namengebung z. B. auf -burg und -heim in jedem Zeitalter haben entstehen können. Nur von einer Gruppe unserer Ortsnamen können wir behaupten, daß sie unter allen Umständen verhältnismäßig spät sein muß: das sind die Ortsnamen auf -weiler (ahd. wîlâri). Dabei hat es zunächst keine Bedeutung, daß es sich um römisch-keltische Anfänge von Ortschaften handelt; denn lat. villâre 'Gehöft' war niemals und nirgends ein Wort der römischen Kaiserzeit. Es hat sich auch auf allen romanischen Gebieten nur erst spät festgesetzt. Zwar entspricht unser Weiler dem afrz. villier 'Gehöft', aber das frühmlat. villâre ist ein Wort der Merowingerzeit, das sich erst im 7. Jahrhundert für Ortsnamen herausgebildet hat. Und dieses mlat. villâre ist mit dem

Digitized by Google

späten Vulgärlatein des 7. Jahrhunderts (oben S. 160) über Lothringen zum Mittelrhein vorgedrungen, um bald auch Allemannien und Schwaben zu erobern. Ihre frühsten Belege haben unsere Weiler-Namen um 700 in den Weißenburger Urkunden: Audonevillare (696 Ottweiler, Kr. Zabern), Imminnivillare (699). Neben Gerlaicovilare (693, 694, 695) steht auch Gerleichesdorf (Görsdorf, Kr. Weißenburg). Die Ortschaft Gunzwe ler (Kr. Saarburg) heißt 699 villare Gundwino. Es handelt sich hier deutlich um deutsche Namengebung, in der ein modisches Neuwort von Nordgallien aus auf linksrheinischem Gebiet Raum gewann, um bald auch rechtsrheinische Gebiete zu überziehen, so daß die hochdeutschen Gebiete nach und nach mehrere hundert We ler-Orte erhielten. Die Laufbahn der Bildung ist tatsächlich nicht anders verlaufen als die so mancher Fremdwörter, die schließlich auch in der Merowingerzeit von Nordgallien aus siegreich vorgedrungen sind.

Den Weiler-Orten verdanken wir verhältnismäßig spät unser einfaches Weiler mhd. wîler, das erst um 1100 auftritt: es ist eine Folgerung und Rückbildung aus den zahlreichen Ortsnamen, die sich in allen hochdeutschen Gebieten seit dem 7. Jahrhundert nach und nach gemehrt hatten. Aber auf niederdeutschen und niederfränkischen Gebieten hat weder das eine noch das andere Wort recht Wurzel geschlagen.

Ein anderes Lateinwort stellt sich im 7. Jahrhundert gleichzeitig mit den ältesten We ler-Namen ein: neben frühmlat. villâre 'Gehöft' tritt mlat. palâtium 'Königshof' und dringt ins Deutsche wohl noch vor 700 in den mittelrheinischen Gebieten vor, und zwar auch von Lothringen kommend wie villâre. Das Wort, dessen regelrechter Ausläufer frz. palais (unten S. 277) ist, erscheint für und in Deutschland schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts in der auffälligen Lautformung palantia palanza, die im 9. Jahrhundert im Heliand palencea und bei Otfrid palinza lautet. Das Fehlen des Umlauts in ahd. pfalinza mhd. pfalze 'Königshof' spricht dafür, daß dem Wort im 8. Jahrhundert kein mittleres i zukam: die urdeutsche Form war palanza (mit z für tj), und der innere Nasal kann wohl nur aus Namen wie Magantia, Constantia (ahd. Maginza, Costinza) stammen. Das Wort bezeichnete die Königsschlösser mit ihren Baulichkeiten. Die namhaftesten darunter waren Aachen, Bodman, Frankfurt a. M., Ingelheim, Kirchheim, Nymwegen, Regensburg; sie schlossen sich also deutlich an alte Verkehrsplätze an. So wird palanza nicht zum Bildungselement von neuen Ortsnamen, während etwa gleichzeitig die Weiler-Orte deutschen Siedlern gehören, die in der gleichen Zeit lebten.

Digitized by Google

Aber mächtiger als die Könige mit ihren Pfalzen bestimmte bald das Christentum die Schöpfung von Ortsnamen. Und — bezeichnend genug — gehört das älteste christliche Wort Deutschlands, unser Kirche, in die frühste Schicht unserer christlichen Ortsnamen: schon im Beginn des 8. Jahrhunderts erscheint in Weißenburger Urkunden Chirihhûnwillâre (718) auf altburgundischem Boden, und noch im 8. Jahrhundert folgt auf Kirweiler im Unterelsaß Feldkiricha (Feldkirch), sowie Chiricheim (Kirchheim). Unser Münster (lat. monasterium) ergibt schon im 8. Jahrhundert den Ortsnamen Kremsmünster (Chremisimunistiuri 777), während Münster i. W. zunächst immer als Mimigardeford erscheint. In der Karolingerzeit gelten die Ortsnamen Faffinga (Pfäffingen 793), Faffinchova (810) und Biscofesheim (880). So begegnet Munihhûsun (Münchhausen) schon 831. Auf die Frühzeit des Christentums weist der erst im 13. Jahrhundert bezeugte unterelsässische Ortsname Dumpfiter, ein altes domus Petri, wie denn der hlg. Petrus in frühahd. Glossen tatsächlich mit pf-Anlaut als Phêtar bezeugt ist.

Später und spärlicher als das hochdeutsche Gebiet zeigt natürlich das alte Sachsenland in früher Zeit christliche Ortsnamen. Da bieten Urkunden des 9./10. Jahrhunderts Hênrîcas-kirikun, Wîbadaskerikon, Halogo-kircun und Kiricthorpe, sowie Munikland, Municmad, Biscopesdorp und schließlich auch Crûcilô. — Ortsnamen, die auf die Heiligenverehrung von Kirchenpatronen hindeuten, mehren sich im allgemeinen erst im 10./11. Jahrhundert, z. B. St. Blasien, St. Georgen, St. Märgen; schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wird St. Gallen von Otfrid bezeichnet als in Sancti-Galle, ze Sancti-Galle.

So nimmt das Kartenbild Deutschlands im 9./10. Jahrhundert eine reichere Gestalt an, und die deutsche Sprache besitzt fortan einen großen Namenschatz, von dem wir für die Völkerwanderungszeit nichts wissen.

§ 36. Altdeutsche Frauennamen. Jede Zeitstufe der Geschichte der deutschen Sprache deutet rückwärts und zugleich vorwärts, indem sich Kommendes aus Vergangenem herleitet. So hängt die deutsche Sprache seit der Bekehrung zum Christentum durch viele Fäden zusammen mit dem Altgermanischen und Urdeutschen. Für unser heimisches Namengut weisen auch die mittelalterlichen Frauennamen weiter zurück, wenn Adelheid, Gertrud, Hedwig in der zweigliedrigen Wortform an die Zweigliedrigkeit der altgerm. Männernamen (oben § 11) wie Bernhard, Hartmut, Siegmund, Ludwig und Gerhard gemahnen. Im Zeitalter der Merowinger und Karolinger

Digitized by Google

treten unsere altdeutschen Frauennamen in allen Geschichtsquellen in reicher Fülle vor uns auf. In der römischen Kaiserzeit erscheinen unter Augustus die Fürstentochter Thusnelda bei den Cheruskern und die Seherin Veleda bei den Brukterern, dann die semnonischen Seherinnen Ganna (91/92 n. Chr.) und Waluburg (2. Jahrh.). Auf der Höhe der Gotengeschichte erscheinen Frauennamen wie Amalaberga, Amalafrida, Amalaswintha, Mathaswintha, Theodagunda, Theudenantha. Um 491 begegnet in Burgund Aisaberga auf einer lat. Grabinschrift. Mit der Frankengeschichte Gregors von Tours und in Einhards Vita Caroli Magni mehren sich die Quellen, unter denen das Polyptychon Irminonis und die verschiedensten Urkundenbücher der Karolingerzeit hervorstechen. Wir nennen aus der Umgebung Karls des Großen nach Einhards Biographie Kap. 18/19 seine Gattinnen Hiltigarda, Fastrâda, Liutgarda und seine Kebsfrauen Madelgarda, Gêrsuinta, Regina, Adallindis, seine Töchter Hruodtrûdis, Berhta, Gîsla, Theoderâda, H ltrûdis, Hruodhaidis, Ruodhilda, Adaltrûd und seine Nichten Adalhaidis, Atula, Gundrâda, Berthaidis, Theoderâda. Teilweise in die Völkerwanderungszeit zurück weisen die Frauennamen unserer mittelalterlichen Heldensage: im Nibelungenlied Brünhilt, Götelint, Herrât, Hildegunt, Kriemhilt, Sigelint. Dazu dann im Gudrunlied Gêrlint, Gûdrûn, Ortrûn, Hêrgart, Hildeburc. In seine bäuerliche Umwelt der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts weist Neidhart von Reuental als jüngerer Zeitgenosse des Nibelungen- und Gudrundichters mit den Namen Adelheit, Ave, Berhtel, Brîde, Buoze, Diemuot, Elle, Ermelint, Geppe, Gîsel, Götelint, Gundrât, Hädewîc, He lke, Helêne, Hilde, Hiltburc, Hiltrât, Irmengart, Jiute, Künegunt, Liukart, Metzel, Rîchilt, Schelle, Trûte, Uodilhilt, Vriderûn, Wendelmuot, Wîcrât. Ein jüngerer Zeitgenosse Neidharts, der schwäbische Graf Konrad von Kilchberg, vereinigt in einer Strophe seines Maliedes eine überraschende Fülle ländlicher Mädchen:

Wol ûf, Rose, Gepe, Hiltegart,
Geri, Guote, Trût, an die vart.
Fröude, Anne, Ellin, Igel zart,
Nese, Engel, Uedelhilt, Beate, Gisel, Uote,
Diemuot, Wille, Götze, Irmellin,
Clare, Wunne, Ite, Minne, Tilije, Fin,
Hetze, Metze, Salme, Katrin,
Kristin, Berhte, Liebe, Adelgunt, Vite, Uote,
Mije, Suffie, Else, Uedelsint,
Sidrat, Künigunt, Pride,
Heilwic, Hilte, Lügge, Edellint,
Herburc kint,
Krete, Saluet, Elide, Hille, Jutze, Hemme, Fide.

Digitized by Google

Man sieht, wie bei Neidhart von Neuental und Konrad von Kilchberg die zweigliedrigen Namen nicht mehr vorherrschen, aber in der Fülle der Frauennamen, die uns hier einige mittelalterliche Quellen bequem geboten haben, überwiegt doch im allgemeinen die Zweigliedrigkeit. Zugleich überwiegt ein einheimischer alter Typus gegenüber der Vorherrschaft von neueren Mädchennamen wie Anna, Emma, Ida, Klara, Rosa.

Es handelt sich um germ. Erbgut: die hochdeutschen Gebiete teilen ihren alten Vorrat an Erbnamen für die Frauenwelt zum größten Teil mit Niederdeutschland und Altengland; diese können teilweise vielleicht als gemeingermanisch für die vorchristliche Zeit in Anspruch genommen werden, wenn sie zumeist auch erst im 8./9. Jahrhundert auftreten. Einige Gleichungen sind andd. Gêrburg, Gêrthrûd = angls. Gárburg, Gárthrýd, ahd. Hiltigund = angls. Hildegýd, ahd. Hiltigart = andd. Hildigard, ahd. Hiltiswind = andd. Hildiswîd, ahd. Irmingart = andd. Irmingard, ahd. Adalhilt = angls. Aedelhild, ahd. Heregund = angls. Heregýd, ahd. Adalburg = angls. Oedelburg, ahd. Wolfhilt = angls. Wulfhild, andd. Williburg = angls. Wilburg. Die bekannte Dichterin Hrôtswitha aus dem ndd. Kloster Gandersheim erinnert an den Frauennamen got. Amalaswintha = ahd. Amalswind.

Auf der Höhe des Mittelalters gelten seit Jahrhunderten Namen, die mit ihren Wortgliedern so oft auf Krieg und Kampf hinweisen. Aber sie weisen damit zugleich auf die altgerm. Männernamen hin, die auch aus Wörtern für Krieg und Sieg (oben S. 104) zusammengesetzt sind. Die Frauennamen verraten oft ihre Entstehung aus Männernamen, und dabei gilt gern der Grundsatz, daß Wortglieder, die bei Männernamen an erster Stelle stehen, bei Mädchen und Frauen den zweiten Platz einnehmen. Den Frauennamen wie Kriemhilt, Brünhilt entsprechen Männernamen wie Hiltebrant, Hiltebolt, Hiltmâr; zwar begegnen auch Hiltegund als Frauennamen, aber kein hilte im zweiten Glied von Männernamen. Einem männlichen Gunther entspricht ein weibliches Hiltegund, das aber seinerseits nicht als Männername erscheinen kann. Männernamen wie Burgrât entsprechen Frauennamen wie Râtburg und Hilteburg. Dabei zeigen die Frauennamen im zweiten Glied oft Wortformen eigenen Gepräges, wenn im 9. Jahrhundert (zufrühst 693 Waldulpja) Heriulp und Hruodulp neben männlichen Heriwulf und Hruodulf, Adalbirin, Gêrbirin, Hiltebirin neben männlichen Bernhart und Adalbero stehen. Einem altdeutschen Männernamen wie Niurât (vgl. gr. Νεοπτόλεμος) entsprechen weib-

Digitized by Google

liche Siginiu (anord. Signý) und Williniu; schon altfränkisch im 6. Jahrhundert Baudonivia, Theodonivia. Ein besonderer Fall scheint es zu sein, wenn männliche hart-Namen weibliche gart-Namen zur Seite haben; vgl. Engilhart neben Engilgart, Adalhart neben Adalgart, Irminhart neben Irmingart. Hier scheint gart eine Nebenform von hart zu sein, die in der Zusammensetzung unter Umständen berechtigt war.

Eine nüchterne Betrachtung muß den altdeutschen Frauennamen viel von ihrem oftgepriesenen Reiz und Zauber nehmen, wenn man gern darin die Eigenschaften germanischer Amazonen finden will. Wir glauben natürlich an die menschlichen Vorbilder der göttlichen Walküren (angls. wælcyrian): Tacitus und andere Geschichtsquellen wissen von der Teilnahme germanischer Frauen an Krieg und Kampf. Und wenn solche Frauen ehrenvolle Beinamen von ihren Kampf- und Stammesgenossen erhalten konnten, so ist die Möglichkeit zuzugeben, daß unter den ungezählten Frauennamen unseres Altertums auch sinnvolle Individualnamen gewesen sein werden. Aber von der Masse der alten Namen nehmen wir doch lieber an, daß sie willkürlich aus Männernamen gebildet sind, wobei die Namen von andern Familiengliedern maßgebend waren. So erklären wir auch die sprachliche Undeutbarkeit von Namen wie Haduwîg (Hedwig) und Hiltegund: in zwei Namen vier Wörter für Kampf, die sich nicht in grammatische Beziehung setzen lassen. Gleiches gilt von angls. Hadugýð und Badugýð neben Hildgýð.

Aber es gibt doch auch alte Namen eines Bereichs mit ausgeprägter Frauenart. Da kommen zunächst Wortglieder wie ahd. flât 'Schönheit' (vgl. unser unflätig eigtl. 'unschön') in Frage. Ältestes Beispiel eine Göttin Flêdimella (CIL. XIII 8821) im 6. Jahrhundert Audeflêda, später Gêrflât, Gundiflât, Hruodflât, Muotflât, Sigiflât, Winiflât, Zeizflât. Auf weibliche Schönheit deutet wohl auch ein heid (heidis) in Namen wie Adalheid, Albheid, Bërahtheid, Engilheid, Gêrheid, Sigiheid, auf weibliche Sanftmütigkeit Namen auf lind wie Gëbalind, Gotelind, Rîhlind, Sigilind, Wîglind. Sind solche Bildungen für Frauen- und Mädchennamen bezeichnend, so gilt dasselbe auch von Namen mit rûna 'Geheimnis, Rune': Albrûna, Fridurûna, Goldrûn, Gundarûn (Gûdrûn), Heidirûn, Hiltirûn, Liobrûn, Ortrûn, Ruodrûn, Sigirûn, Wolfrûn. In der heidnischen Urzeit waren zauberkundige Frauen wohl Träger der Heilkunde, und ein solcher Mädchenname hat seiner Trägerin wohl geheimnisvolle Kräfte wünschen sollen. Das gleiche Wortglied hat aber für Männernamen keine Bedeutung gehabt.

Digitized by Google

Stellen wir schließlich noch fest, daß auch im Bereich der Männernamen im zweiten Wortglied Wörter wie rîh (Herirîh, Fridurîh) und mâr (Diotmâr, Sigimâr) den Mädchennamen an zweiter Stelle immer fremd geblieben sind, so zeigen sich neben mancherlei Berührungen doch auch erhebliche Unterschiede zur Kennzeichnung der Geschlechter. Das grammatische Geschlecht der zweiten Wortglieder übt dabei einen bestimmenden Einfluß aus, wenn Wörter wie burg als zweite Glieder Frauen angehören: Engilburg, Irminburg, Hiltiburg, Sigiburg. So entsprechen den abd. Männernamen wie Gëbahart, Gëbaheri, Gëbarîh, Gëbawin bei den Angelsachsen Frauennamen wie Eadgifu, Hródgifu, Osgifu, weil angls. gifu 'Gabe' weiblich ist. In der Urzeit war hilt 'Kampf' weiblich, und so gilt es gern in weiblichen Namen wie Adalhilt, Brunihilt, Gëbahilt, Kriemhilt, Sigihilt, Swanahilt, Uodalhilt. So ist es zunächst auch nur ein äußerlicher Grund, daß rûna (verkürzt rûn) als Schlußglied von Frauennamen auftreten kann und nicht am Schluß von Männernamen. Daher darf man die weiblichen gart-Namen wie Hiltigart und Irmingart nicht auf andd. gard M. = lat. hortus 'Garten' (oben S. 95) beziehen, zumal der Wortinhalt nicht in den Bereich der Namengebung paßt.

Die weiblichen Eigennamen des alten Deutschland tragen den Stempel echten Germanentums, indem sie in ihrer durchsichtigen Zweigliedrigkeit mit unsern alten Männernamen zusammenhängen: der Ursprung in Wörtern für Krieg und Kampf, Sieg und Frieden verschwistert die Namen von Männern und Frauen. Und dieses reiche Namengut war allen Anforderungen gewachsen, die jedes neue Geschlecht immer wieder stellte. Aber in dem großen Reichtum verbergen sich gefährliche Naturkräfte des Sprachlebens, und schließlich zerrüttete das Christentum die alten Bestände, so daß die Neuzeit vom alten Erbe nur noch Adelheid, Gertrud, Hedwig übrig ließ.

Zunächst werden häusliche Kurz- und Kosenamen den alten zweigliedrigen Mädchennamen gefährlich, insofern der scheinbare Inhalt der Wortglieder verblaßte. So war es auch mit Männernamen geschehen, in deren Geschichte Kurznamen oder Koseformen eine immer steigende Bedeutung erhielten, was unsere Koseformen Fritz, Heinz, Lutz oder unsere Kurznamen Heini, Kuoni, Ruodi veranschaulichen. Innerhalb der ahd. Zeit gelten Adela Adala für Adelheid, Alba für Albgart, Berhta für Bërhtrâda, Gîsla für Gîsalbërhta, Hilda für Hiltiberga, Hruada für Hruadlauga, Irma für Irmingart, Liuta für Liutgart, Muota für Muotgund, Swana für Swanhilda, Thiota für Thiotrâta, Willa für Williburg. Als

Koseformen zu Vollnamen gelten der Endung wegen Hiltila, Ôtila, Rât la, Thiotila.

Bei Männernamen stellen sich — allmählich fortschreitend durch das Mittelalter — Bei- oder Zunamen ein und ergeben leicht eine Zweinamigkeit, die uns unten § 40 bei der Geschichte der Familiennamen noch zu beschäftigen hat. Auch zu den alten Erbnamen der Mädchen treten zuweilen, wenn auch seltener, individuelle Zusatznamen im Hausbedarf ein, und wenn diese sich vordrängen und durchsetzen, kann eine neue Einnamigkeit aufkommen auf Kosten des zweigliedrigen Namens, der der Trägerin wohl ursprünglich angehörte. So können sich im Hausbedarf Rufnamen einstellen wie Alda (eigtl. 'Alte'), Uota ('Großmutter'). Hierher vielleicht auch Frauennamen, die auf Beiwörter deuten wie Emmiza, Geila, Guota, Lioba, Tiura, Zeiza. Früh ist auch Bîa (Biene) als Frauenname bezeugt, später Ameiza (Ameise).

Aber über alle Zufälligkeiten und Einzelheiten erhebt sich mit der Einführung des Christentums die neue Mode der lat. und biblischen Taufnamen, die schon in den Klöstern des 8./9. Jahrhunderts wirkte. Anfänglich mochten sich solche christliche Taufnamen den ursprünglichen deutschen Namen weiblicher Wesen an die Seite stellen, wie z. B. Erelieva, die Mutter Theoderichs des Großen, den Taufnamen Eusebia hatte. Aber die gelehrten Mönche der Klöster werden oft christliche Namen bevorzugt haben, wo es sich um Klosterinsassen handelte, und da sind wohl die richtigen Namen nicht zur Geltung gekommen. In Klöstern des 8./9. Jahrhunderts begegnen auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet Nonnen mit lat. oder biblischen Taufnamen wie Amata, Anna, Beata, Benedicta, Christina, Clementia, Elena, Elisabeth, Eugenia, Eva, Gregoria, Honoria, Johanna, Judith, Maria, Paulina, Regina, Salva, Susanna, Theodora, Vincencia. Dazu gesellen sich nunmehr auch deutsche Namen christlichen Gepräges wie Engildiu, Gotesdiu, Engiltrûd, Himiltrûd, sogar Christhildis als Mischname. Mit der Steigerung der Heiligenverehrung wächst die Zahl der fremden Mädchennamen, die auf den Namen irgendeiner Heiligen hinweisen. Mit dem 10. Jahrhundert zeigt sich z. B. Genovefa.

Bedenkt man aber die Fülle dieser christlichen Taufnamen, die am Ende des 1. Jahrtausends der Christenheit in den deutschen Landen sich einbürgerten, löst sich uns von selber das Rätsel, warum sich Adelheid, Gertrud und Hedwig gehalten haben: sie hielten sich im Schutz des Christentums, unter dem Heiligenkult. Die hlg. Gertrud, die im 7. Jahrhundert gelebt hatte, und die hlg. Hedwig,

Digitized by Google

die 1243 gestorben ist, gehörten zu den bedeutsamsten und wirksamsten Heiligen. Und wenn Kunigunde und Hildegart im späteren Mittelalter beliebte Mädchennamen sind, so sind daran die hlg. Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II. (gest. 1038, kanonisiert 1200) und die hlg. Hildegard von Bingen (gest. 1179) schuld, und Ottilie (Odilie, gest. 720) erklärt uns die Fortführung des Namens durch die Folgezeit. So sind es nicht eigentlich unsere gut germanischen Gertrud und Hedwig, die bis heute weiterleben. Erst der Stempel des Christentums hat ihnen Dauer verliehen, die ihnen sonst nicht zuteil geworden wäre.

Digitized by Google

VI. Mittelalterliche Poesie und Prosa.

§ 37. Die Entstehung des Mittelhochdeutschen. Gesichtspunkte der Sprache und des Schrifttums verlegen um das Jahr 1130 die Wende zwischen Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch: sie werden uns bald beschäftigen. Aber ein so festbestimmter Einschnitt der Art muß allerdings rückwärts wie vorwärts deuten. Das wichtigste Kennzeichen der mhd. Sprache reicht teilweise sogar zurück über die ahd. Zeit. Jede neue Sprachstufe übernimmt den Bau der Vergangenheit und ändert ihn nur in einigen Zügen, die dann allerdings wesentlich sein können. Das Hauptkennzeichen des Mittelhochdeutschen gegenüber dem Althochdeutschen ist das Endungs-e von zunge zungen gegenüber ahd. zunga zungûn, von mhd. tage tagen gegenüber ahd. taga tago tagun. Aber nicht alle Endungs-e des Mittelhochdeutschen beruhen auf einem solchen Gesetz, das im 11. Jahrhundert durchdringt.

Das Endungs-e in mhd. vater, muoter, tohter gilt in gleichlautenden Formen des Althochdeutschen, deckt sich aber auch mit dem Mittelvokal von gr. πατέρα, μητέρα, θυγατέρα. In diesen Fällen, d. h. vor r, ist das e von vorgerm. Alter. In den Genitiven tages wortes muß das e ebenso alt sein, wie wir auf Grund von got. dagis waúrdis glauben. Im Westgermanischen des 4./5. Jahrhunderts bilden sich dann im Auslaut einige neue e aus, wo im Gotischen ai galt: ahd.-mhd. lange guote = got. langai gôdai; hier hat die Wirkung der Auslautsgesetze über ê zu ĕ geführt (oben S. 173). Das gilt auch noch von ahd.-mhd. Dativen wie tage worte aus den Grundformen dagai waúrdai (vgl. gr. οἴκοι), auch von den präsentischen Konjunktivformen ahd. gëbe nëme = got. gibai nimai (vgl. gr. φέροι τύπτοι). So ist es eine Reihe von Endungen, die schon durch die ganze ahd. Zeit hin das gleiche Endungs-ĕ besaßen, das wir dann auch im Mittelhochdeutschen antreffen.

Nun aber beginnt um 900 der Verfall der zum Mittelhochdeutschen führenden Endungen, indem die Sprechweise schneller wurde. In den Endungen verlieren die Selbstlauter ihre klare Aussprache, und so ist das Eintreten des Endungs-ĕ eine Art Kürzung. Sie gilt schon durch das ganze 10. Jahrhundert für den offenen Auslaut ĭ von

Digitized by Google

gesti krefti heri meri, die nun geste krefte here mere lauten, gâbi nâmi als gâbe nâme, bizzi sniti als bizze snite, auch hiezze liezze älter hiezzi liezzi. Gleichzeitig verliert das Auslauts-u seine klare Aussprache und wird zu o: filu zu filo, situ zu sito, biru zu biro, faru zu faro. Dieser Wandel zu e und o zeigt sich bald auch in gedeckter Stellung: engil zu engel, gestin zu gesten, tagun zu tagon, gibit nimit zu gibet nimet. Vielfach ist die Kürzung gëban nëman zu gëben nëmen älter als die von gëba taga zu gëbe tage. Der ganze Vorgang vollzieht sich ungleichmäßig im einzelnen, aber im ganzen gleichartig und folgerichtig.

Die beiden Jahrhunderte vor und nach 1000 sind die Zeiten, in denen sich das Endungs-ĕ durchsetzt, so daß eine neue Sprachstufe mit dem 12. Jahrhundert anhebt. Die vollen Klangfarben und Endungen von ahd. hano zunga ôra, von gëban habên salbôn, von houbit Gen. Plur. houbito Dat. houbitun oder von Mehrheitsformen wie taga tago tagun, von Einzahlsformen wie gibu gibist gibit hören mit dem 10. Jahrhundert allmählich und langsam auf zu bestehen. Und mit den neuen Formen wie zunge Plur. zungen oder tage Dat. tagen oder Infinitiven wie gëben lëben beginnt ein verändertes Sprachbild, das vom Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche hinüberreicht. Denn in den Endungen stimmt Mhd. und Nhd. so ganz überein, daß mit dem behandelten Zeitalter die altdeutsche Sprachstufe abschließt.

Im 10. Jahrhundert erliegen die alten Kürzen, im 11. Jahrhundert die alten Längen dem Gesetz von der Durchführung eines Endungs-ĕ. Noch um 1000 gelten Formen wie zungûn zungôn habên salbôn, um dann schnell den jüngeren zungen haben salben zu weichen. Um 1100 sind die Wirkungen dieser Regel im wesentlichen abgeschlossen. Sie haben im Norden Deutschlands begonnen. Schon im 9. Jahrhundert nimmt man die Kürzung langer Endvokale für Niederdeutschland an: für die Sprache des Heliand glaubt man an salbon statt salbôn, gëbon statt gëbôn, tungon statt tungôn, dagos statt dagôs, nâmin für nâmîn, fôrin statt fôrîn, guldin statt guldîn. Solche Kürzungen in den Endungen können die Angelsachsen schon im 5. Jahrhundert gehabt haben, als sie vom deutschen Festland nach England übersiedelten. Das Bibelgotisch des Bischofs Ulfilas zeigt im 4. Jahrhundert für uns eine ältere Stufe, und mit Hilfe des Gotischen können wir die ahd. Lautverhältnisse der Endungen gut bestimmen. Später als die Angelsachsen und Altsachsen schreiten dann die fränkischen Stämme mit der Neugestaltung der Endungen vor: hier ändern sich schon im 9. Jahr-

Digitized by Google

hundert die Endungen zu -en in Formen wie hanin namin zu hanen namen. Alemannien geht langsamer voran und hält an Formen wie guotî hôhî huldî oder salbôn weit über das 11. Jahrhundert hinaus fest, zum Teil bis auf den heutigen Tag.

Aber dieses Gesetz der Endungskürzungen führt nicht nur räumliche Abstufungen herbei, die Sprache selbst setzt Schranken und Ausnahmen. Schwere Endungen mit Nebenton behalten gern ihren vollen Vokal von der ahd. bis in die mhd.-nhd. Zeit wie in wârheit tôrheit — arbeit ôheim, ahd.-mhd. jungelinc, ahd.-mhd. guldîn steinîn beinîn irdîn. Der Nebenton ist es hier gewesen, der eine Kürzung hinderte, und so lautet das mhd. Gesetz, daß unbetonte Endungen im 10./11. Jahrhundert durchdringen, während nebentonige Endungen zum Teil von der ahd. Zeit bis ins Neuhochdeutsche ihre Klangfarbe stets bewahren: Ermahnung Ladung Besserung ahd. manunga ladunga bezzirunga. So zeigt die Übergangszeit auch noch die â von ahd. scrîbâri 'Schreiber' und scuolâri 'Schüler' spätahd. schrîbâre schuolâre = mhd. schrîbære schuolære.

Hinwieder ist es der Beginn einer mehr neuzeitlichen Spracherscheinung, wenn viele Wörter und Wortformen ihre alte Dreisilbigkeit verlieren und jetzt Zweisilbigkeit annehmen. Die leichtere und schnellere Sprechbarkeit, ein schnelleres Sprechtempo bedingt somit die ganze Sprache des 12. Jahrhunderts. Es ist das nur die Fortsetzung der im Zeitalter der Völkerwanderung aufkommenden Neigung, das Wort vielfach um eine Silbe zu kürzen. Schon am Schluß des 10. Jahrhunderts setzt sich die Kürzung dreisilbiger gëbôno zungôno hanôno ougôno zu gëbôn zungôn hanôn ougôn durch, um in den Bau und das Aussehen einiger Deklinationsklassen einzugreifen, indem hier die Genitive der Mehrzahl den Dativen der Mehrzahl völlig gleich werden. So zeigen sich um 1000 auch zweisilbige sâlda zierda gebârda für frühere sâlida zierida gibârida (mhd. sælde zierde gebærde) und um 1100 mhd. vröude für ahd. frewida. Unser Lenz mhd. lenze lautet schon um 1000 lenzo, vertritt aber älteres lengizo. So ist unser Mensch mhd. mensche im 12. Jahrhundert durchgeführt für ahd. mennisko 'Mensch'. Eine verwandte Lauterscheinung liegt zugrunde, wenn ahd. mînemo dînemo sînemo einemo zu mhd. mîme dîme sîme eime erleichtert werden, aber daneben auch als mînem dînem sînem einem erscheinen. In derselben Weise spaltet sich ahd. grôziro minniro zu mhd. grœzer, aber minre.

Eine Kürzung von Zweisilbigkeit zur Einsilbigkeit, wie sie z. B.

Digitized by Google

mhd. tiusch 'deutsch' für älteres diut(e)sch spätahd. diutisc aufweist, gilt hauptsächlich von zwei kurzen Silben, die nur durch einfaches r und einfaches l getrennt sind. Für ahd. wëralt Gen. wëralti 'Welt' sagt man um 1000 zunächst wërelt Gen. wërlte, dann auch wërlt Gen. wërlte, wie später auch die mhd. Formen lauten. So gehen im 11. Jahrhundert ahd. vilu 'viel', varu 'ich fahre', zwelif 'zwölf', miluh 'Milch' durch die im 10. Jahrhundert geltende Zwischenstufe vilo varo zwelef miloh in vile vare zwelef mileh über, für die sich dann während des 12. Jahrhunderts mhd. vil var zwelf milch festsetzen; vgl. mhd. wol älter wolle aus ahd. wolla und mhd. wil 'ich, er will' älter wile ahd. wili.

Die germ. Erstbetonung war die Triebkraft aller Auslautsgesetze und damit zugleich auch die Ursache aller Kürzungen im Nachton, erklärt also auch im wesentlichen die mhd. Endungs-ĕ in manec heilec sælec — honec künec. Aber das gleiche farblose ĕ zeigt sich beim Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen auch in allen Vortonsilben und kann auch unbetonte Formwörtlein ergreifen. Die Vortonsilben zeigen im Althochdeutschen des 9. Jahrhunderts mit allerlei Schwankungen ein i, wie in giskëhan biginnan intlâzan zibrëhhan irteilan firliosan. In diesen Vorsilben stecken ursprünglich selbständige Formwörter, die in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christus mit den Verbalstämmen zu einer Einheit verschmolzen. In ihnen galt naturgemäß keine germ. Erstbetonung, weil dieses Gesetz schon etwa ein Jahrtausend früher durchgedrungen war. Solche unbetonten Vorsilben haben im 8./9. Jahrhundert mancherlei Lautstörungen erfahren müssen, bis im 10./11. Jahrhundert das farb- und klanglose ĕ von geschëhen beginnen entlâzen zebrëchen erteilen verliesen in die Vorsilbe tritt.

Kleine Formwörter zeigen in der gleichen Übergangszeit verwandte Störungen. So erscheint das Vorwort zi als ze, z. B. ze Swâben = ahd. zi Swâbun, ze wâre = ahd. zi wâre. Die Negation ni, die man auch zu den Vorsilben rechnen darf, erfährt durch eine Mittelstufe ne eine Umgestaltung zu n, wofür en geschrieben wird (mhd. engap für ahd. ni-gab 'er gab nicht'). Und so ist mhd. enbërn (unser entbehren) aus ahd. ni-bëran 'nicht tragen' entstanden. Unter bestimmten Umständen erscheint das Vorwort got.-ahd. in im Mhd. als en, nämlich in festen Verbindungen wie enmitten (ahd. inmittën), enëbene (ahd. in ëbane), entriuwen (ahd. intriuwôn), enouwe 'stromabwärts' für in ouwe. Und hierher gehört schließlich auch das häufigste Formwörtchen der deutschen Sprache, nämlich unser und, wenn es auch durch den Selbstlauter

Digitized by Google

überraſcht: ein normal ahd. inti 'und' erfuhr im 10. Jahrhundert die Kürzung unbetonter Formwörter nte, worin dann der u-Vokal durch das n bedingt wurde.

Die Übergangszeit vom Althochdeutſchen zum Mittelhochdeutſchen, die ſolchergeſtalt allerlei Sprachneuerungen durchführt, ſchafft dann auch allmählich die Durchführung jenes Lautgeſetzes, wonach das klaſſiſche Mhd. am Wortende nur harte Verſchlußlaute geſtattet, wo der Inlaut weiche Entſprechungen aufweiſt. Wenn man im Ahd. neben den Genitiven tages wēges den Nominativ tag wēg im Auslaut mit g geſchrieben finden kann, ſpricht man fortan tac tages, wēc wēges, wie man auch ſchon im 10. Jahrhundert ſprechen konnte; ſo ſpätahd.-mhd. lîp lîbes, lop lobes, golt goldes, walt waldes.

Innerhalb der Lautwandlungen der Übergangszeit vom 10. bis zum 11. Jahrhundert fehlt es denn auch nicht an kleinen Lautveränderungen, die man als Lautverſchiebungen bezeichnen könnte. In der Inlautsverbindung -nt- zeigt ſich eine Erweichung von bintan zu binden, wintan zu winden, enti zu ende, henti zu hende, unti zu unde, dann auch eine Verſchiebung von Anlauts-dw zu tw in twingen aus dwingan, twahen aus dwahan, twērch aus dwērah. Neben dieſe beiden Regeln, unter die ſich nur wenige Wörter fügen, tritt etwa gleichzeitig eine Lautverſchiebung von bedeutendem Umfang: ahd. sk verwandelt ſich zu sch. Zwar zeigen ſich noch durch das 12. Jahrhundert und darüber hinaus Schreibungen wie menniske 'Menſch', skeiden 'ſcheiden', skœne 'ſchön'. Aber ſchon für das 10. Jahrhundert liegen Beweiſe vor, daß ſich mit dem sk ein Wandel vollzieht, der durch das helle s vor dem urſprünglich dunkeln k bedingt iſt. Die herkömmliche Lateinſchrift (oben S. 233) hatte mit ihrem sc-Zeichen für unſer Deutſch im 8./9. Jahrhundert ausgereicht, ſollte aber einem neuen Lautwert gegenüber zunächſt verſagen. Da ſtellt ſich frühzeitig sch als ſchlichte Schreibweiſe für sc ein, weil das c-Zeichen mehrdeutig wurde. Und dieſes sch wird dann der Vertreter des neuen sch-Wertes. Die Tatſache, daß alle weſentlichen Lauterſcheinungen des Mittelhochdeutſchen während der ahd. Zeit zur Entfaltung kommen, gilt ſchließlich auch noch von einer der durchgreifendſten Lauterſcheinungen, wie es der mhd. Umlaut iſt.

Der Umlaut beherrſcht das Deutſch. Er bleibt in mannigfachen Lautgeſetzen durch das ganze Mittelalter wirkſam, und noch in neueren Zeiten breitet er ſich aus, indem Wortformen durch Übertragung Umlaute annehmen, die von Haus aus umlautlos waren, wie nhd. Väter, Mütter, Brüder, Töchter für ahd.-mhd. vater,

Digitized by Google

muoter, bruoder, tohter in der Mehrzahl; vgl. auch nhd. Wölfe Vögel für mhd. wolve vogele ahd. wolfa fogala. In dem durch einheimische Sprachquellen beglaubigten Deutsch ist der Umlaut ausschließlich ein i-Umlaut, d. h. die durch Endungs-i bedingte Hellfärbung eines Tonvokals wie in väterlich mütterlich oder täglich stündlich. Von einer solchen Hellfärbung von Tonvokalen durch Endungs-i weist das Gotische der Ulfilas-Bibel noch keine Spur auf.

Die ersten Regungen des i-Umlauts müssen wir allerdings in frühe Zeit hinauf verlegen, wenn die geschichtlich überlieferten Namen Segimêrus und Segimundus den ahd. Sigimâr und Sigimunt entsprechen. Denn unser Sieg hängt mit gr. ἔχω für *σέχω zusammen, und der Tonvokal hält sich noch bis in die Römerzeit, wenn in der cheruskischen Königsfamilie die Namen Segimêrus und Segimundus begegnen. Aber die Umlautung des Tonvokals e durch das i der zweiten Silbe war vor der Wirkung der Auslautsgesetze vollzogen; denn ahd.-mhd. u ft 'Enkelin' ist mit dem gleichbed. lat. neptis urverwandt, und die Umfärbung muß stattgehabt haben, als man noch *neftiz zweisilbig sprach. So beruht auch unser ist neben lat. est gr. ἔστι zunächst auf i-Umlaut und dann erst auf Auslautskürzung, *isti für ursprüngliches *ësti. Dieser unser ältester i-Umlaut gilt gemeinwestgermanisch und skandinavisch. Er erklärt den Zwiespalt von gibit neben gëban, nimit neben nëman, wirdit neben wërdan und erweist sich damit in ganzen Formenreihen für jüngere Sprachstufen auch noch heute wirksam, wenn neben Berg, Feld, Stern die Sammelwörter Gebirge, Gefilde, Gestirn (ahd. gibirgi, gifildi, gistirni) und neben den Beiwörtern recht und schlecht die Ztw. richten und schlichten für rihtian und slihtian gelten.

Recht eigentlich aber reden wir vom i-Umlaut erst, wenn zur Zeit Karls des Großen gesti bęnki statt gasti banki in der Mehrzahl von gast bank und für got. marei 'Meer' ahd. meri und für älteres angil jetzt engil eintreten. Dieser i-Umlaut wirkt von der unbetonten zweiten Silbe auf die betonte erste Silbe im Altniederdeutschen wie im Althochdeutschen z. B. in bęnki, engil, gesti, mennisko. Zwar zeigt sich im Norden unseres Sprachgebiets größere Folgerichtigkeit als in Mitteldeutschland und vollends als in Oberdeutschland. Aber dieser Wandel von a zu e bleibt im wesentlichen die einzige Erscheinungsform des Umlauts, bis im 10. Jahrhundert auch û als Tonvokal durch ein Endungs-i umgefärbt wird. Freilich stieß hier der Umlaut auf eine große Schwierigkeit: die Schrift war nicht gleich imstande, mit der Lautentwicklung Schritt zu halten. Denn die Lateinschrift, von der man in Deutschland ausging, kannte

Digitized by Google

den Lautwert ü überhaupt nicht, und nur langsam ergab die i-Färbung die Möglichkeit, i als Andeutung der Umfärbung zu verwenden, wenn man schon im 10./11. Jahrhundert vereinzelt muise huite für ahd. mûsi hûti antrifft. So hatte man schon im 8. Jahrhundert den i-Umlaut des betonten a andeuten können, wenn man heinti 'Hände' und einti 'Ende' schrieb, wo frühahd. noch hanti und anti geschrieben wurde.

Aber solche Andeutung des i-Umlauts hat sich niemals völlig durchgesetzt; denn es traten jetzt in der Übergangssprache des 10./11. Jahrhunderts neue i-Umlaute auf, bei denen die Hellfärbung i als schriftliche Andeutung des Umlauts nicht recht vertrug. Wenn bald â und ô zu æ und œ umgelautet erscheinen, so ist der Tonvokal zwar heller geworden, aber der Fortschritt der Schreibkunst fühlte hier keinen i-Wert, und man konnte an eine altrömische Überlieferung anknüpfen, in der der Vokal ae (Caesar, praetor) eine Rolle spielte. Freilich sträubte sich die Schrift gegen die Anerkennung der Umlautsbezeichnung, und man beharrte noch durch das ganze 12. Jahrhundert gern bei der Schreibung schôner grôzer, wenn man auch schon schöner grözer sprach.

Das Endungs-i als Triebkraft der ganzen Bewegung war schon im 10./11. Jahrhundert allmählich in der unbetonten Silbe zu e geworden, aber die helle Klangfarbe war doch in den Wortkörper eingedrungen und steigerte sich allmählich so sehr, daß schließlich neue Lautzeichen nötig wurden. Wenn später sâlda gebârda um 1000 die nächsten Vorläufer von mhd. sælde gebærde sind, so kann das nur so verstanden werden, daß die Grundformen ahd. sâlida gibârida schon während des 10. Jahrhunderts, d. h. vor der Ausstoßung des inneren i, eine Hellfärbung angenommen haben, die allerdings in der Schrift nicht zum Ausdruck gelangte. Wenn sich dann im 13. Jahrhundert die Umlauts-æ und œ in der Schrift durchsetzen, müssen sie sich schon während des 10. Jahrhunderts angebahnt haben, d. h. das Mittelhochdeutsche entsteht während der ahd. Zeit.

Überschlägt man alle Lautgesetze innerhalb der spätahd. Zeit — hier konnten nur die durchgreifendsten veranschaulicht werden —, so ergibt sich für unser Sprachleben eine so völlige Umgestaltung des ganzen Sprachbildes, wie sie vielleicht nur durch die erste Lautverschiebung (oben § 6) erzielt war. Fast jedes mehrsilbige Wort hat vor dem 11. Jahrhundert sein Aussehen in Schrift und Klang geändert. Nunmehr ist das Deutsche keine germ. Mundart mehr, es ist eine eigene Sprache.

So nimmt das Deutsche durch das 11. Jahrhundert schriftlich

Digitized by Google

eine neue Gestalt an, infolge so vieler großer und kleiner Lautregeln, und seine Ähnlichkeit mit dem Neuhochdeutschen ist jetzt größer als die mit dem Althochdeutschen. Das gilt auch vom Wortschatz, er wird moderner. In der ahd. Zeit ist manches Erbwort nicht in die Erscheinung getreten. Daran war mehrfach die Ungunst des Schrifttums schuld, das sich nur in engsten Stoffbereichen und räumlich nicht ausreichend durch alle hochdeutschen Landschaften entfalten konnte. Wenn jetzt heimisches Erbgut vor- und durchdringt, um bald hd. Gemeingut zu werden, so entzieht die Spärlichkeit zusammenhängender Sprachquellen mit weltlichen statt mit kirchlichen Absichten unsere Einsicht in Triebkräfte und Wege, die nördliche Wörter nach dem Süden führten. Norddeutschland, besonders auch der Nordwesten, besaß von alters her aus dem Sprachgut, an dem auch Altengland teilhaben kann, Wörter höchsten Alters, die wir bei den mittel- und besonders süddeutschen Stämmen früher vermissen. Unsere Held und Kampf fehlen doch wohl nicht zufällig in dem südlichen Schrifttum der ahd. Zeit, und wenn sie jetzt von den Rheinlanden aus vordringen, ist Zufall der Überlieferung nicht im Spiel. Mit der Dichtung weltlicher Absichten, wie sie jetzt mit Annolied, Alexanderlied und Rolandslied vorbildlich einsetzt, beginnt eine neue Kulturepoche, die eines neuen Wortschatzes bedarf. Indem aber der deutsche Norden im Schrifttum noch immer zurückbleibt, erkennen wir nicht überall die Triebkräfte, die nördlichen und besonders nordwestlichen Wörtern zum Vordringen nach Süddeutschland verhalfen. Wenn unser Glück (mhd. gelücke) und unser Kleid (mhd. kleit), wenn unser krank (mhd. kranc) und unser ledig (mhd. lëdec) erst im 12. Jahrhundert ins hd. Schrifttum eintreten, von dem sie noch im 10./11. Jahrhundert ausgeschlossen waren, möchte man die Gründe erkennen, denen die Neuerungen eine Empfehlung verdankten. Handel und Verkehr müssen dabei eine Rolle spielen, wenn hundert als Zahlwort und marke als Münzbezeichnung erst im 12. Jahrhundert sich von Norden her ausbreiten. Es sind aber im wesentlichen neue Formen des gesellschaftlichen Lebens, während das Schrifttum der Vergangenheit ausschließlich den geistlichen Absichten gedient hatte. Das Wort Ritter tritt neu auf; das Wort Dienstmann, das dem Ahd. nicht fremd war, erhält einen neuen Inhalt. Um 1100 zeigen sich Wörter wie stolz und falsch, sehnen und Kummer, und unser Beiwort bunt erscheint zunächst im 12. Jahrhundert als Hauptwort mit der Bedeutung 'Pelzwerk'. Mit solchen Neuerungen im Wortschatz haben wir uns auf den folgenden Seiten näher zu beschäftigen.

Digitized by Google

§ 38. Das französierende Rittertum. Das französierende Rittertum bedeutet auch für Deutschland eine Höhe des abendländischen Mittelalters. Das 12. Jahrhundert beschert uns vom Westen her neue Kulturwerte, deren Kraft im 13. Jahrhundert noch im Wachsen ist. Und ihre Wirkung war nicht bloß von gesellschaftlicher und literarischer, sondern auch von sprachlicher Bedeutung. Wo immer das Rittertum auftritt, in den Niederlanden, in England und in Skandinavien, es zeigt immer französische Grundfarben. Im nördlichen Frankreich und in dem nahen Flandern hat es im 11. Jahrhundert seine Heimat gehabt. Es ist kein Zufall, daß die frühsten Schlagwörter des Rittertums, die Altengland in der Normannenzeit aufweist, nicht romanischen, sondern flämischen Ursprungs sind; in der Sachsenchronik zum Jahre 1085 heißt es von Wilhelm dem Eroberer: hé dubbade his sunu Henric to riddére 'er schlug seinen Sohn Heinrich zum Ritter'. Hier ist riddére unzweifelhaft ein flämisches Fremdwort; es ist an dieser Stelle das frühste Zeugnis für unser Ritter. Das Ztw. dubbian deckt sich zwar mit afrz. adouber 'zum Ritter schlagen', scheint aber doch auch ein flämisches Fremdwort gewesen zu sein, weil es mit frz. Sprachmitteln nicht zu deuten ist. Brabant erscheint dem schweizerischen Ulrich von Zazikhofen (Lanzelet V. 9176) am Ende des 12. Jahrhunderts das Land höfischer Zucht und Sitte. Den Ruhm der Ritterschaft von Hennegau, Brabant und Haspengau bestätigt Hartmanns Gregorius V. 1401 ff. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts erlebt der deutsche Südosten Modisches aus Flandern bei österreichischen Bauern, bei denen Neidhart von Reuental — selber ein vlæminc — vlæmische hövescheit und das vlæmen mit der rede verspottet; und die realistische Novelle von Meier Helmbrecht, die eine Kehrseite des späteren Rittertums aufdeckt, verwertet das Nachahmen flämischen Wesens in der ritterlichen Welt, wenn der junge Helmbrecht — der Bauernsohn, der hat Ritter werden wollen — nach bösen Abenteuern heimkehrt und seine Schwester als soete kindekîn und seinen alten Vater als gebûrekîn unter Anwendung niederländischer Wortformen anredet (V. 717, 764; vgl. auch 1717). Und höfische Dichter wie Gottfried und Wolfram machen eine Verbeugung vor der Überlegenheit der ndl. Kultur, wenn sie nach dem Vorbild Veldekes, der schon merlikîn 'kleine Amsel' (zu afrz. merle 'Amsel') in einem seiner Lieder gebraucht hatte, in ihren Ritterromanen Diminutiva auf -kîn in ihre hochdeutsche Dichtersprache einflechten, obwohl ihr höfisches Hochdeutsch sonst nur Diminutiva auf -lîn oder auf -el duldete; vgl. pardrîsekîn 'kleines Rebhuhn' Parzival 131, 28 und

Digitized by Google

schapelekîn Tristan 676, 4640, 11136. So hat der Frauendienst Ulrichs von Liechtenstein noch blüemkîn 244, 21; 568, 10.

So bringt uns der französierende Zeitgeist Wortbildungen mit deutscher Endung. Dazu gesellen sich durch das 12. Jahrhundert in höfischer Dichtung Wörter wie rîter ritter als Ersatz für gleichbedeutendes frz. chevalier. Mhd. hövesch, der Vorläufer unseres hübsch, wird sich in Flandern als Übersetzung von frz. corteis 'höfisch' eingestellt haben. Das dörpære der klassischen Dichtersprache muß auch vom Nordwesten ausgegangen sein, weil man sonst ein hd. dorfære zu erwarten hätte. Das ritterliche wâpen als Entsprechung des hd. wâfen 'Waffe', das schon in Wolframs Parzival und vorher auch bei Hartmann geläufig ist, kann nur auf das Niederfränkische zurückweisen. Bei Hartmann von Aue tritt ein muote 'ritterliche Begegnung im Zweikampf' auf, das zwar mit dem muotî des alten Hildebrandslieds übereinstimmt, aber doch nur ein mittel- oder niederfränkisches Wort sein kann. Und wenn das Wort helid (helid) 'Held' des alten Hildebrandslieds (und des Heliands) drei Jahrhunderte lang vom hochdeutschen Schrifttum ausgeschlossen bleibt und jetzt mit den frühsten Regungen des Rittertums in die hochdeutsche Literatur (zufrühst Annolied) eintritt, so wird auch Einfluß von Nordwesten her eine Rolle spielen. Am Ende des 12. Jahrhunderts stellt sich als Entlehnung vom Niederrhein her (mndl. ors) bei den besten Schriftstellern ors gleichberechtigt neben ros 'Roß' und bleibt durch das ganze 13. Jahrhundert. Das in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts vordringende Ztw. baneken 'umhertummeln, sich tummeln' muß ein westlicher Fremdling sein, wie die Übereinstimmung mit afrz. banoier (esbanoier) beweist, aber es kann nur von Flandern ausgegangen sein, wie der Zusammenhang mit frühahd. banihhôn benihhôn 'sich üben' als Intensivum zu banôn 'üben' lehrt. Noch dringt um 1200 ein niederrhein. blîde 'froh' in die hochdeutsche Dichtersprache des 13. Jahrhunderts, nachdem es vorher drei Jahrhunderte im hochdeutschen Schrifttum gefehlt hatte.

Freilich ist bei manchen dieser neumodischen Fremdlinge der Verdacht berechtigt, daß sie ursprünglich auf frz. Vorbildern beruhen; denn frühmhd. rîter 'Ritter' kann das frz. chevalier vertreten wie mhd. hövesch das afrz. corteis, mhd. dörpære ahmt das afrz. vilain 'Bauer' nach, und wâpen geht von dem gleichbedeut. frz. armes aus. Auf dem Umweg über Flandern gelangen wir so nach Frankreich als der Heimat des ritterlichen Wortschatzes. War es doch auch nicht sowohl flämische Dichtung, die den Glanz des neuen

Digitized by Google

Rittertums ausbreitete. Die Blüte der altfranzösischen Literatur bezauberte über mittelrheinische Gebiete alle hochdeutschen Lande, und bald wetteiferte man in Mittel- und Oberdeutschland in der Aneignung der französischen Ritterdichtung.

In den früheren Jahrhunderten hatte geistliche Schriftstellerei den theologischen Interessen der Kirche gedient, jetzt beginnt sie dem weltlichen Geschmack der vornehmen Kreise zu dienen: um 1120 bearbeitet der Pfaffe Lamprecht in kurzen Reimpaaren ein afrz. Alexanderlied und bald danach der Pfaffe Konrad das afrz. Rolandslied. Es wurde jetzt Mode, dem französierenden Geschmack des Rittertums zu huldigen, indem man am Mittelrhein ein französisches Gedicht von Flore und Blancheflor und bald auch im Braunschweigischen, aber in hochdeutscher Sprache, einen Tristanroman nach französischen Vorbildern bearbeitete, bis endlich Heinrich von Veldeke mit seiner Aeneas-Dichtung nach frz. Vorbild die Höhe der Vorklassik erreichte.

Aber die eigentlichen Klassiker dieser Ritterdichtung wurden dann Hartmann, Wolfram und Gottfried in deutschen Meisterwerken nach frz. Vorbildern. Schon mit seinem ersten Artusroman hatte Hartmann die neumodische Dichtersprache des Rittertums dem höfischen Lesepublikum mundgerecht gemacht. Um 1190 enthält sein Erec neben den scheinbar deutschen Wörtern wie baneken hövesch mouwe muote ors ritter wâpen eine große Zahl Fremdwörter wie amîe amîs âventiure banier bois brûnât buckel bûhurt bûhurdieren garzûn grêde hamît harnasch hurtlîch jâchant juste justieren kastel kastelân kolze condwieren covertiure kroijieren kulter massenîe mâterje palas panêl panzier parrieren pavilûne prîs(en) prüeven pungieren ravîne rotewange rubîn saluieren samît savervar schapel scharlachen enschumpfieren sigelât soldier stolz surzengel tavelrunde turn turnei turnieren vælen valsch fasân vespereide wîle wimpel zendal zimier zimieren. Sechzig Jahre früher hatte das mhd. Rolandslied davon nur erst wenige aufgenommen wie palas tanz turn. So schnell setzte sich der neue Geschmack durch.

Die große Fülle modischer Fremdwörter in Hartmanns Erec — der Iwein enthält allerdings viel weniger — ist durch den französischen Stoff und die französische Vorlage bedingt. Heimische Stoffe haben modisches Wortgepränge nicht zur Entfaltung bringen können, aber sie waren doch nur seltene Ausnahmen. So macht Hartmanns Armer Heinrich zwar von Ritterwörtern wie ritter und dörpære, auch von dem schon eingebürgerten valsch Gebrauch, flicht aber nur die zwei undeutsch klingenden Fremdwörter crêatiure und samît in seine

Digitized by Google

sonst sprachlich gesund:, schlichte Erzählung. Von der Modekrankheit hat sich Walther von der Vogelweide, der deutscheste aller deutschen Dichter, immer ganz frei gehalten. Gottfrieds Tristan bedient sich oft französischer Wendungen und Redensarten; als bürgerlichem Meister ist ihm der ritterliche Wortschatz sonst etwas fremd, wie denn z. B. glævîn 'Lanze', kursît 'Pelzrock', soldier 'Söldner' und zimier 'Helmschmuck' bei ihm fehlen. Wolframs sprachlicher Übermut schwelgt in ausländischen Wörtern und Wendungen, mehr noch als im Parzival in seinem Willehalm. Aber nicht bloß die französischen Rittermären durchzieht der fremdsprachliche Einfluß, auch der Bereich unserer Heldensage kann sich desselben nicht erwehren. So gut wie Hartmann, Gottfried und Wolfram verwendet auch der Nibelungendichter ritterliche Schlagwörter von undeutschem Klang wie bûhurt, garzûn, puneiz, tjoste, trunzûn.

Und dieses massenhafte Lehngut, das sich während des 12./13. Jahrhunderts in der hochdeutschen Dichtung wie im Ritterleben einbürgert, umspannt alle Seiten des Rittertums, dem es zu dienen hat. Es bezieht sich zunächst auf den Ritter mit seinem Streitroß, dessen Ausrüstung und verschiedene Anwendung beim Einzel- und Massenkampf: âventiure 'Abenteuer' afrz. aventure, turnei 'Turnier' afrz. tornei, bûhurt 'Ansturm' afrz. bohourt behourt, tjoste 'Zweikampf zu Pferd' afrz. joste, poinder 'Anrennen mit dem Streitroß zum Speerstechen' afrz. poindre, puneiz 'Anprall' afrz. pougneis, buckel 'Schild' afrz. bocle, lanze 'Lanze' afrz. lance, gabilôt 'kleiner Wurfspieß' afrz. gavelot; glævîn 'Lanze' afrz. glaive, panzier 'Panzer' afrz. pancier, tehtier 'Kopfschutz des Pferdes' afrz. testiere, harnasch 'Harnisch' afrz. harneis, kollier 'Halsbekleidung' afrz. collier, zimier 'Schmuck' afrz. cimier, trunzûn 'Speersplitter' afrz. tronçon, banier 'Banner' afrz. baniere, stanthart 'Standarte' afrz. estandart, karrosche 'Bannerwagen' afrz. carosse, runzîn 'schlechtes Pferd' afrz. ronçin (Grundwort altdeutsch *russîn 'Rößlein'), garzûn 'Knappe' afrz. garçon, rotte 'Schar' afrz. rote, solt 'Lohn' afrz. solt. Auch das gesellige Leben der höfischen Kreise bevorzugt Modewörter wie amîs 'Freund' afrz. amis, amîe 'Freundin' afrz. amie, massenîe 'ritterliche Gesellschaft' afrz. maisnie, kumpanîe 'Genossenschaft' afrz. compaignie, storje 'Kriegerschar' afrz. estoire, tanzen 'tanzen' afrz. dancer, palas 'Saalbau' afrz. palais, turn 'Turm' afrz. *torn, castel 'Schloß' afrz. castel, beie 'Fensterische' afrz. baée. In den Bereich der künstlerischen Betätigung, an der die Ritterwelt Freude hatte, führen uns mhd. rîm 'Vers' afrz. rime, vloite 'Flöte' afrz.

Digitized by Google

flëute, busûne 'Posaune' afrz. buisine, rotte 'Harfe' afrz. rote, und in den frz. Artusroman gehört tavelrunde und rundtavel frz. table ronde. Auch fehlt die Höflichkeitsbezeugung merzi und gramerzi nicht, afrz. merci, grand merci. Schon bei Gottfried kann man sich mit adê frz. adieu verabschieden. Verse wie sire, sire dêu sal und bien sei venûz, bêâs sir sind bei Gottfried und Wolfram gar nicht ungewöhnlich.

Es ist ein Zufall und war doch mehr als bloßer Zufall, daß altgerm. Sprachgut, das im Altfranzösischen lebte, durch das französierende Rittertum wieder dem Germanentum zurückgegeben wurde: so zahlreich waren die germ. Bestandteile des Französischen, daß jetzt einiges davon zu uns zurückkehrte. So tritt ein schon absterbendes mar(h)skalk (oben S. 217) eigtl. 'Pferdeknecht' als frz. Fremdwort mit der Bedeutung 'Marschall' (afrz. maréchal) ins Mittelhochdeutsche, und anord. *hernest eigtl. 'Heeresausrüstung', das durch die Normannen im 10. Jahrhundert ins Französische (afrz. harneis) eingedrungen war, findet den Weg durch afrz. harneis ins Mhd. (mhd. harnasch 'Harnisch'). Andere frz. Wörter von germ. Herkunft, die im Anlaut das verdächtige h haben, bürgern sich langsam ein: afrz. haste 'Hast' mhd. hast und afrz. hache (mlat. hâpia) mhd. hâtsche 'Streitaxt', vielleicht auch afrz. hurter in mhd. hurten 'stoßen'. Das Anlauts-w : g von mhd. walopieren : galopieren aus afrz. waloper weist auf ein germ. Grundwort *walhhlaup. Afrz. garçon, die Grundlage von mhd. garzûn, spiegelt ein mlat. *waracionem wider, das aus andd. wrekkio für *wrakkjo stammt. Und afrz. dancer, die Quelle von mhd.-nhd. tanzen, beruht auf einem frühmlat. *danetsare zu danea 'Tenne' (oben S. 216), hängt also mit unserm Tenne nahe zusammen und bedeutet gleichsam 'tennen'. Mhd. tartsche 'Schild' ist ein gleichbed. afrz. targe, aber dieses seinerseits eine Entsprechung des echtgerm. ahd. zarga (Grdf. targa) 'Rand'. Unser Banner (mhd. banier aus afrz. baniere) ist ein germ. Wort: mlat. bandum (afrz. ban 'Fahne') verwandt mit got. bandwô 'Zeichen'. So lebt Altes im Neuen und Neues im Alten.

Nicht alles, was im 12./13. Jahrhundert aus Frankreich zu uns herübergekommen ist, trägt stofflich den Stempel des Rittertums und der Ritterburg und des Ritterlebens. Wenn sich Wörter wie kosten (afrz. coster frz. coûter) und mhd. mërz 'Ware' (afrz. merz) bei uns einbürgerten, so können Auslandsreisen der Vornehmen und der Handel, den Hoffeste und Reichstage im Gefolge hatten, ein modisches Wort ins Land bringen. Unritterliches konnte sich in Ritterliches einmischen und Fremdwörter wie prüfen keineswegs unzeitgemäß

Digitized by Google

sein. Das eine Wort samît 'Samt' genügt zur Andeutung des ritterlichen Bereichs, in den mhd. mërz 'Ware' und kosten hineingehört. Es ist der gleiche wie bei den Lehnwörtern schapel oder scharlach. Im Zeitalter des Frauendienstes übten auch die vornehmen Damen ihren bestimmenden Einfluß auf die Sprache aus. So ist der Weg von der Sprache der vornehmen Welt in weitere Kreise nicht zu verwundern. Die dörper Neidharts von Reuental und der Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner sind lebenswahre Beweise dafür, wie die Mode ihre Allmacht bald auf das Landvolk ausübt, und schnell wurde allgemeines Lehngut, was zunächst nur Besitz der Oberschicht gewesen. Viele Fremdwörter waren schon im 13. Jahrhundert Lehnwörter, ehe das Rittertum neben dem Bürgertum an Bedeutung in Leben und Literatur zurücktrat.

Die Fülle solchen Lehnguts, das im 12./13. Jahrhundert in der mhd. Literatursprache und langsam auch in der Volkssprache sich einbürgert — zahllose gelehrte Literaturwörter kommen für uns hier nicht in Betracht — verleiht dem damaligen Sprachbild einen fremdartigen Klang und teilweise undeutsche Laute. Es ist von untergeordneter Bedeutung, wenn einige p-Anlaute, wie sie das Althochdeutsche nur in christlichen Lehnwörtern wie priester, probst, predigen, pilgerîn, pîne dem Mittelhochdeutschen vererbt hatte, jetzt in neumodischen Entlehnungen wie pris, palas, puneiz, prinze, prüeven, plân, plaz, prisûn, panël, pensel doch eigentlich undeutsch klingen. Zwar kannte das Hochdeutsche inlautendes pp (Sippe, Rippe, üppig), aber die urdeutschen Anlauts-p waren im 6. Jahrhundert zu pf verschoben, und so gab es jetzt kein Anlauts-p mehr. — Aber völlig fremd war der nur in Fremdwörtern auftretende Diphthong oi: tschoie 'Freude', bois 'Gebüsch', franzois 'französisch', vernoijieren 'vom rechten Glauben abfallen', gloie 'Schwertlilie', poinder 'Anrennen', poisûn 'Gift', kurtois 'höflich', vloite 'Flöte'. So ist dem Ahd. wie dem Mhd. auch der Lautwert tsch nicht mundgerecht, weil nicht erbhaft. Jetzt zeigt es sich im 13. Jahrhundert in Fremdwörtern wie tschapel, tschanzûn, tschastel und in dem Eigennamen Blantscheflûr, und das übernommene afrz. joie erhält solche tsch-Aussprache, wenn man jetzt tschoie schreibt und spricht (ebenso tsch im Eigennamen Munsalvatsche). Allerdings regt sich die Neigung, den fremdartigen Klang zu mildern oder zu meiden, wenn man bald schápel (mit Erstbetonung) spricht. So heißt es auch bald schanzûn und schoie, ebenso loschieren.

Fremdartig und undeutsch war noch die Betonung so mancher

Digitized by Google

Fremdwörter, die sich jetzt einbürgern sollten. Man hielt teilweise an der frz. Betonung fest: pusúne, persóne, schanzún; teilweise ergaben sich Schwankungen zwischen französischer und deutscher Betonung: káppel und kapélle, pálas und palás, bánier und banier, wástel und wastél, spíttel und spitál, wámbeis und wambeís, vírnis und virnís 'Schminke'. In der Folgezeit siegte vielfach unsere Erstbetonung wie in Abenteuer, Firnis Harnisch, Panzer, Wams und in mhd. kástel (nie kastél) und schápel (nie schapél). Aber für alle Zeiten blieb die undeutsche Betonung modischer Zeitwörter auf -ieren bestehen, die im 13. Jahrhundert dutzendweise (in Wolframs Parzival allein begegnen schon mehr als zwei Dutzend) eindrangen: bûhurdieren, floitieren, loschieren, parlieren, tjostieren, turnieren. Der Zug zur Eindeutschung bleibt auch sonst unverkennbar. Der Lautwert von frz. v, der unserer Sprache damals fremd war — denn unser w wurde noch nach englischer Weise gesprochen — wird durch den f-Laut ersetzt, der allerdings zumeist durch das v-Zeichen ausgedrückt wurde; vgl. prüeven Perf. pruofte nhd. prüfen aus afrz. prouver. Solche f-Aussprache gilt auch für mhd. âventiure vil(l)ân glævîn revier. — Für das undeutsche ai zeigt sich mehrfacher Ersatz: palas afrz. palais, wambeis afrz. wambais, glævîn afrz. glaive, vælen afrz. faillir.

Dem undeutschen Klang zahlreicher Modewörter gegenüber zeigen sich Fremdlinge von irreführender Lautfarbe, hinter der die fremde Herkunft oft kaum festzustellen ist. Wenigstens würden wir unsern stolz und falsch den frz. Ursprung nicht leicht anmerken können, wenn ihr Auftreten im Zeitalter der frz. Einflüsse und ihr Fehlen in der ahd. Zeit nicht frz. Ursprung erwiese (afrz. fals estoltz). Handelt es sich hier doch um Wörter, von denen sich das eine am Ende des 11. Jahrhunderts von Frankreich aus auch in England einbürgerte, während das zweite sich dann im 13. Jahrhundert in England festsetzte (engl. stout aus afrz. estoutz). Bei unserm fein (mhd. fîn) täuscht der gutdeutsche Klang leicht darüber, daß es sich um ein bald nach 1200 auftretendes Fremdwort (afrz. fin) handelt. Über unser Art in der Verbindung „Art und Weise" schwankt das fachmännische Urteil; aber sein Auftreten um 1200 macht es sicher, daß es in die große Schicht der Entlehnungen (afrz. art) hineingehört. Völlige Eindeutschung verrät mhd. kumber 'Belästigung, Bedrängung' mit dem Ztw. kumbern 'belästigen, bedrängen', so daß nichts an frz. Ursprung gemahnt; doch ist die wichtige Wortsippe sicher um 1200 aus Frankreich herübergekommen.

Zuweilen haben fremde Vorbilder zu entscheidenden Wortüber-

setzungen geführt; zuweilen ist man auch auf halbem Wege stehengeblieben, so wenn man nach dem Vorbild afrz. vilanie jetzt dörperîe neben dörperheit sagt. So treten jetzt mit dem 13. Jahrhundert Zwitterbildungen wie jegerîe und zouberîe auf. So gut man ritter für ein seltenes chevalier bevorzugte, wäre Reinheit und Deutschheit des Ausdrucks wohl möglich gewesen. Und wenn man für das höfische Schlagwort merkære kein entsprechendes Vorbild im Altfranzösischen kennt, sieht man klar, was unsere eigenen Sprachmittel beim Zustrom ausländischer Begriffe und trotz der Herrschaft der Mode leisten konnten. Mochten jetzt klâr und fîn Modewörter werden, so konnte sich die Mode auch so äußern, daß Heimisches einen neuen Gefühlsinhalt bekam. Unser süß (andd. swôti = lat. suâvis oben S. 11) hatte noch in ahd. Zeit seinen natürlichen sinnlichen Inhalt. Aber frz. doux wurde jetzt vom Geschmack, Geruch und Gehör auf beliebige Personen und Sachen übertragen, von denen wir es vordem nicht gebraucht hatten. Das frz. Rolandslied kann schon vom süßen Frankreich (la douce France) reden. Bald sprechen unsere Minnesänger von einem süßen Mund und einer süßen Frau, und schließlich heißt Maria diu süeze maget und der liebe Gott der süeze vater. Das war französisch gedacht, aber deutsch ausgedrückt.

Nicht immer war das Einflechten der Fremdwörter als notwendig zu entschuldigen, denn ein gewisser Zug drängt doch zu einer inneren Aneignung des Ausländischen. Man hatte schon die Möglichkeit, kurtois durch hövesch und kurtoisîe durch hövescheit, trunzûn durch sprîz, garzûn durch knappe, massenîe durch ingesinde oder geselleschaft, palas durch sal, pavilûn durch zëlt gezëlt, tjoste durch einwîc, fianze durch sicherheit, amîs durch vriunt oder vriedel und amîe durch vriundinne wiederzugeben. Neumodische Fremdwörter wie prisûn tschoie terre hätte Wolfram bequem vermeiden können, wenn er sich nicht als Ritter zum Französischen hingezogen gefühlt hätte. Aber die älteren Dichter bevorzugen doch die fremde Klangfarbe; so wird es auch im Leben wie im Dichten gewesen sein.

Um die Wende der beiden Jahrhunderte war nunmehr das Rittertum der Lebensinhalt wie die Lebenslust der vornehmen Kreise, indem Leben und Dichtung ineinander überging. Bei den Lehnwörtern, die jetzt der ritterliche Wortschatz aufnahm, handelt es sich keineswegs nur um literarische Einflüsse von Pergament zu Pergament, von Buch zu Buch, sondern teilweise sicher um persönlichen Verkehr, dessen Einfluß immer weiter ostwärts vordrang, so daß um die Wende

Digitized by Google

der beiden Jahrhunderte die Nibelungendichtung und in noch viel höherem Maße bald auch Wolframs Parzival und Gottfrieds Tristan sprachlich ohne das französierende Rittertum nicht denkbar sind. Wir können heute nicht mehr ermessen, wie lebhaft ein mündlicher Verkehr auf der Grundlage von Zweisprachigkeit Einflüsse bedingte. Und die Kreuzzüge nicht allein, sondern auch Hoffestlichkeiten, wie vor allem das Mainzer Hoffest Barbarossas von 1184, gaben Anlaß zu einem mündlichen Austausch.

Die Erziehung deutscher Fürstensöhne am französischen Hof steigerte das Ansehen des Franzosentums, wenn z. B. der spätere Landgraf und Dichterfreund Hermann I. von Thüringen in jungen Jahren (um 1161) am Hofe König Ludwigs VII. weilte. Für das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts bezeugt der altfranzösische Roman von Berte aus grans piés, daß beim deutschen Adel oft besondere Sprachmeister als Lehrer der französischen Sprache angestellt waren. Kenntnis des Französischen war für jeden Dichter notwendig, der die höfische Welt im Sinne der Neuzeit mit modischen Stoffen unterhalten wollte, deren Ruhm von Frankreich aus nach Deutschland vordrang. Selbst die Besten unter ihnen prahlten und prunkten mit ihren frz. Kenntnissen, und während des 13. Jahrhunderts greifen diese Kenntnisse auch auf das Bürgertum und die bürgerlichen Dichter über. Die mittelrheinischen Gebiete waren naturgemäß zuerst vom Westen aus beeinflußt, wie das in Trier entstandene Alexanderlied und ein etwas später auch in Trier entstandener Liebesroman von Flore und Blanscheflor beweisen.

Moselabwärts war der frz. Einfluß von Lothringen aus vorgedrungen, von wo aus viele Verkehrswege nach Köln und Mainz und auch nach Straßburg führten. So zeigen sich vorübergehend unter den frz. Einflüssen, die das Mittelhochdeutsche um 1200 aufweist, auch einige ostfranzösische Züge, die nicht sowohl buchmäßige als vielmehr mündliche Farben verraten. Mhd. schahtelân neben castelân zeigt eine ostfranzösische Mittelstufe chahtelain für afrz. chastelain, und dazu gesellen sich die in Wolframs Parzival endbetonten fôréht als Nebenform für fôrést 'Forst' (afrz. forest nfrz. forêt) und die Interjektion ohteiz 'hei' (afrz. ostez zu nfrz. ôter); vgl. noch aus dem Willehalm tehtier 'Kopfbedeckung'. Aber oft ist nicht die ostfranzösische, sondern die zentralfranzösische Form für das Mittelhochdeutsche maßgebend geworden, entweder mittelbar oder aber durch Vermittlung der Sprache der höfischen Kreise Ostfrankreichs, wenn z. B. gastel gilt. Daneben weist der k-Anlaut von kastel kastelân auf die Pikardie, während mhd. schapel 'Kranz'

Digitized by Google

für afrz. chapel (nfrz. chapeau) die ost- bzw. zentralfranzösische Aussprache organisch bis zur völligen Eindeutschung weiter entwickelte. Freilich haben es bis zu solcher Eindeutschung, die für mhd. schapel durch manche neueren Mundarten bestätigt wird, nur wenige Fremdwörter gebracht.

Hat Flandern als Wiege des Rittertums zu gelten, so teilt es diesen Vorzug mit der frz. Pikardie; denn französisch ist die Grundfarbe des Rittertums. Und wenn in der altenglischen Sachsenchronik zum Jahre 1085 riddére und dubbian im Gefolge Wilhelms des Eroberers (oben S. 274) auftreten, so führt der Weg von Flandern natürlich über die Pikardie in die Normandie, von wo der Einfluß über den Kanal nach England geht. Der genaue Weg, den das Rittertum Nordfrankreichs sprachlich nach Deutschland eingeschlagen hat, ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen. Für die vielen Dutzende von Fremd- und Lehnwörtern sind mehrere Wege denkbar. Führten sie zumeist von Flandern in die Niederlande, um dann vom Niederrhein zum Mittelrhein vorzudringen oder von Lothringen die Mosel herunter an den Mittelrhein? Sicher bleibt jedenfalls, daß ein Teil der französischen Wörter durch mittelniederländische Vermittlung zu uns gekommen ist, wie z. B. kolze 'Schuh' wegen des o für afrz. (bzw. lat.) a und schâch wegen des ch für afrz. c. Keine sprachlichen Tatsachen führen aus der Provence in die Schweiz; die oberrheinischen Landschaften stehen literarisch wie sprachlich hauptsächlich unter Einflüssen aus dem Elsaß, und diese weisen zunächst nach Lothringen. Dieses Herzogtum bildete den Übergang von Frankreich nach Deutschland.

Vereinzelt hat sich manches Wortgut aus dem höfischen Sprachschatz den Weg in die Volkssprache gebahnt. Die Ztw. tanzen, prüfen, kosten, tasten, fehlen entziehen sich seit dem 12. Jahrhundert dauernd der modischen Bewegung, die zu den Ztw. turnieren parlieren mit modischem Aussehen geführt hat. Die Zahl der Eigenschaftswörter französischer Herkunft war im 12./13. Jahrhundert sehr gering. Eingebürgert haben sich zunächst stolz und valsch, dann auch klâr und fîn, während kurtois und fier früh abgestorben sind. Hauptwörter wie prîs und turn werden schnell unserm Wortschatz einverleibt. Wer kann ohne sprachgeschichtliche Schulung Wörtern wie Preis und preisen, Tanz und tanzen, fein, fehlen und Kummer, stolz und falsch die alte Fremdartigkeit noch anmerken? Schwer erkennbar ist als Fremdgut auch mhd. art 'Art und Weise' und mhd. leie in maneger leie: bei beiden Wörtern beweist das späte Auftreten um 1200 den französischen Ursprung.

Digitized by Google

Zumeist hielten sich die frz. Modewörter in dem vornehmen Bereich, in dem sie aufgekommen waren. Viel neues Sprachgut dieser Zeit war von kurzer Lebensdauer und erlebte den Untergang des Rittertums nicht einmal. Von den Fremdwörtern unserer klassischen Dichtung sind z. B. garzûn 'Knappe', trunzûn 'Lanzensplitter' dem 14. Jahrhundert nicht mehr geläufig.

In Wirklichkeit war, wie man sieht, das Maß der Fremdwörter des 12./13. Jahrhunderts größer als man aus den Entlehnungen schließen könnte, die uns seitdem treugeblieben sind. Außer Walther von der Vogelweide, der die modischen Fremdwörter seiner Dichtung fernhielt, gab es damals keine Vertreter einer Sprachreinheit. Das Fremdwort fand Fürsprecher wie den Verfasser der ritterlichen Sitten- und Anstandslehre, die 1215 der Italiener Thomasin von Zirelare, Domherr in Aquileja, unter dem Titel „Der welsche Gast" in kurzen Reimpaaren gedichtet, der selbst seinen theoretischen Standpunkt durch reichliche Einmischung von Fremdwörtern vorbildlich veranschaulichte:

Hie wil ich iuch wizzen lân,
swie wol ich welhische kan,
sô wil ich doch in min getiht
welhischer worte mischen niht . . .
daz ensprich ich dâ von niht,
daz mir missevalle iht,
swer strîfelt sîne tiusche wol
mit der welehischen sam er sol:
wan dâ lernt ein tiutsche man,
der lîht niht welehischen kan,
der spæhen wörter harte vil.

Fünfzig Jahre später übertrieb dann der Tannhäuser in einer Pastorale hohen Stils den Gebrauch der Modewörter und die Unterordnung unter die französierende Mode, als ob er damit einen Rivalen lächerlich machen wollte:

Si gap mir an ir den prîs
daz ich wære ir dulz amîs.
Ein fôres stuont dâ nâhen,
aldar begunde ich gâhen.
Ich hôrt dâ wol tschantieren,
aldâ muost ich parlieren usw.

In gleichem Maße wie das französische Lehngut durch das 12. und 13. Jahrhundert zunimmt, bekundet sich die höfische Mode des französischen Rittertums auch sonst sprachlich im deutschen Leben. Stellte sich jetzt mit der neumodischen kurtoisîe die Dankesformel merzî und gramerzî ein, so allmählich auch das aus Frankreich vor-

Digitized by Google

dringende Ihrzen neben das natürliche und einheimische Duzen. Schon in der Amtssprache der späten Kaiserzeit und der römischen Kirche war die Ihr-Anrede aufgekommen und durchgeführt; so hat im 9. Jahrhundert Otfrid den Bischof Salomon von Konstanz geihrzt. Während aber das afrz. Rolandslied von der Anrede vos Gebrauch macht, beharrt das deutsche Rolandslied (um 1130) noch bei dem altheimischen Duzen. Aber je höfischer dann die Kreise und ihre dichterischen Vertreter wurden, um so breiteren Raum gewinnt das höfische Ihrzen. Doch zu einem Siege des Ihrzens, wie es das Englische und das Niederländische durchgeführt haben, ist es weder damals noch späterhin bei uns jemals gekommen. Beide Weisen der Anrede gehorchen Stimmungen und Stellungen der Redenden, wenn z. B. in Wolframs Parzival 749, 16 Feirefiz seinen Bruder Parzival auffordert, ihn zu duzen:

„Jupiter hât sînen vlîz,
werder helt, geleit an dich.
du solt nicht mêre irzen mich:
wir heten bêd doch einen vater."
mit brüederlîchen triwen bater
daz er irzens in erlieze
und in duzenliche hieze.
diu rede was Parzivâle leit.
der sprach: „bruoder, iur rîcheit
glîchet wol dem bâruc sich:
so sît ir elter ouch dan ich.
mîn jugent unt mîn armuot
sol sölher lôsheit sîn behuot,
daz ich iu duzen biete,
swenn ich mich zûchte niete."

Das alte trauliche du war eben nicht völlig zu verdrängen. Wo das Herz mitredet, kann Stand und Stellung zurücktreten. Der Schenk von Limburg, ein Minnesänger aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, wagt es, seine Geliebte zu duzen:

einer frâget lîhte nû
war umbe ich dich heize 'du'.
dast von rechter liebe: vrouwe, sprich,
hab ich dar an iender missesprochen,
daz lâz ungerochen,
wan ich mac des lâzen niht,
swaz dar umbe mir geschiht:
alse herzecliche minne ich dich.

Das abendländische Rittertum harrt noch seines Geschichtschreibers. Wenn es ihn dereinst findet, wird die Poesie des Rittertums in allen Farben als Inbegriff der Weltfreude und des Gottesdienstes auch

Digitized by Google

sprachlich im Schimmer des christlichen Mittelalters reich und bunt leuchten. Aber Wolframs Parzival bleibt immer ihr dichterisches Meisterwerk, und somit hat Deutschland seinen Anteil an der dichterischen Entfaltung des ritterlichen Glanzes, wie Barbarossa auf dem Mainzer Hoffest ihre geschichtliche Höhe darstellt. Aber die Laufbahn, die von Flandern und der Pikardie aus der Siegeszug der Ritterschaft machte, reichte durch fünf Jahrhunderte hindurch, bis die romanische Welt in Don Quichotte die entschwundene Zauberwelt zum letzten Male mit dem Glanze der Romantik umkleidet und nunmehr die gesamte Bildungswelt neuester Kultur in Scherz und Ernst mit dem Rittertum aussöhnt. Der Verfall des Rittertums in seiner Poesie vollzog sich bei uns schon im 14./15. Jahrhundert. Die Trauer, die Meister Konrad von Würzburg aus dem Munde der Frau Kunst äußert, bedeutet auch sprachlich das Ende der schönen Ideale. Die Zeit der modischen Fremdwörter ist dahin. Von dem französischen Sprachgut, z. B. des Nibelungenlieds, hat das 14. Jahrhundert manches nicht mehr erlebt; nur Pergament und Papier bewahren noch die Modewörter der Rittermären, die einst ganz Deutschland entzückt hatten. Aber den Verlauf des Verklingens der Laute und Töne zu schildern, bleibt einem künftigen Geschichtschreiber unserer Sprache vorbehalten, wenn der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit sprachlich klarer geworden ist.

§ 39. Die mittelhochdeutsche Dichtersprache. Im klassischen Mittelhochdeutsch lernen wir die Sprache unserer Vergangenheit zum ersten Male in aller Breite und zugleich auf ihrer ersten Höhe kennen. Von dem Lateindruck abgesehen, in dem sie uns in modernen Ausgaben entgegentritt, macht sie unmittelbar den Eindruck, daß es sich um unsere Muttersprache handelt, während der erste Eindruck des Althochdeutschen und Altniederdeutschen uns durchaus altgermanisch anmutet. Wir erkennen im allgemeinen ohne weiteres Übereinstimmung und Einheit mit der Sprache, die seit dem Bücherdruck herrscht. Aber wenn wir leicht darüber hinweglesen, übersehen wir gern die großen Unterschiede zwischen einst und jetzt.

Was der Dichtersprache unserer mittelalterlichen Klassik Schwierigkeiten verleiht, ist die zeitliche Nähe neben unserm Neuhochdeutsch. Wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß der nhd. Wortinhalt im Mhd. noch nicht überall erreicht war. Manche mhd. Wörter haben ihren eigenen Inhalt und eine abweichende Bedeutung gegenüber den späteren Entsprechungen. So ist vrouwe die vornehme Dame; riuwe ist wesentlich 'Trauer, Betrübnis', hôchgezît 'Festlichkeit'; der engere Inhalt von tugent war zunächst noch nicht entwickelt, es

Digitized by Google

bedeutete nur 'Tüchtigkeit'. So wies edel zunächst nur auf die vornehme Abstammung, und milte bedeutet hauptsächlich 'freigebig', tump 'unerfahren', krane 'schwach' und kiusche 'sittsam'. Das Ztw. schicken bedeutet nur erst 'einrichten, ordnen'.

Stilistisch fällt in der mhd. Dichtersprache die störende und überflüssig erscheinende Setzung des bestimmten Artikels auf in Fällen wie: sîn name der was erkennelich, unser bluome der muoz vallen, Parzivâl der huop sich dan. Mit der höfischen Dichtung auch des formvollendeten Gottfried von Straßburg teilen diese schleppende Ausdrucksweise die Nibelungen und die Gudrun: Dancwart der was marschalc, Sîfrit der fuorte ir einen, sîn muoter diu hiez Uote, Hettel der was rîche. Erwähnenswert ist noch für die mhd. Dichtersprache die häufige Umschreibung einer Persönlichkeit durch den Begriff lîp: mîn lîp = 'ich', Sîvrites lîp = 'Siegfried'.

Noch verwickelter aber als die Unterschiede und Schwierigkeiten dem Nhd. gegenüber ist unsere klassische Sprache des Mittelalters in ihrer handschriftlichen Überlieferung. Noch immer fehlt eine geregelte Rechtschreibung, wie sie später allmählich vom gedruckten Buch verlangt wird. Das Sprachbild der Handschriften des 13. Jahrhunderts zeigt ein unsicheres Schwanken, keine festen Normen. Vielfach ist die Sprachentwicklung fortgeschrittener als die Schriftbilder, wie sie uns in den Handschriften klassischer Wecke entgegentreten. Die alten Schreiberüberlieferungen wirken nach, bis sich ganz allmählich Schriftbilder durchsetzen, die dem Lautstand dieser neuen Zeit entsprechen.

Das gilt insbesondere von neuen Umlautserscheinungen, mit denen sich alte Lautneigungen aus dem Beginn des 9. Jahrhunderts fortsetzen (oben S. 271). Die Schriftbilder zur Bezeichnung des i-Umlauts bringen in diesen wie andern Fällen erst während des 13. Jahrhunderts durch. Freilich zeigen unsere Ausgaben der mhd. Klassiker den i-Umlaut in strenger Folgerichtigkeit durchgeführt. Der Reimgebrauch der Dichter hat zu dieser Notwendigkeit geführt. Aber man muß sich hüten, das Sprachbild unserer Ausgaben ohne weiteres mit den Schreibergewohnheiten der Handschriften gleichzusetzen.

Unsere ganze Kenntnis der Aussprache, die in den höfischen Kreisen der Ritter und der ritterlichen Dichter lebte, beruht auf der Reimhandhabung in Ritterroman, Minnesang und Spruchdichtung; denn jetzt wurde die Reinheit der Reime, die man früher nicht gekannt hatte, eine Forderung. Man prüfte alle Klangunterschiede, indem man Klangfarbe und Dauer der Selbst- und Mitlauter scharf beachtete.

Digitized by Google

Die lebendige Sprache besaß damals in Übereinstimmung mit zahllosen Mundarten der Neuzeit zwei ē-Laute, die man streng auseinanderhielt. Wir unterscheiden sie als offenes ē und geschlossenes ę. Wörter wie bęr 'Beere' und bēr 'Bär', hęr 'Heer' und hēr 'hierher', węrn 'wehren' und wērn 'währen' waren in der Aussprache völlig geschieden, und Zeitwörter wie verdērben stērben 'umkommen' und verdęrben stęrben 'umbringen' unterscheiden sich ganz von selber. Daher waren Reime wie hęr 'Heer': bēr 'Bär' oder męr 'Meer': hēr 'hierher', vęrt 'fährt': wērt 'würdig', stērben: verdęrben verpönt.

Längenunterschiede wie zwischen wār 'wohin' und wâr 'wahr', męr 'Meer' und mêr 'mehr', site 'Sitte' und sîte 'Seite' verboten ganz von selber Reimbindungen wie hęr 'Heer': mêr 'mehr', gelit 'Glied': wît 'weit'. Nicht gereimt werden gōt 'Gott': nôt 'Not'.

So versteht es sich auch von selber, daß nur gleiche Konsonanten im Reime auftreten können; denn was 'war' und waz 'was', las 'las' und laz 'müde' hatten fürs Gehör verschiedene Aussprache, und so konnte man haz 'Haß' und gras 'Gras' oder ęzzen 'essen' und wēssen 'wußten' nicht im Reime binden, so groß war der Lautunterschied von s und z. Gleiches gilt von der Unterscheidung von intervokalischem f und v. Reime wie grâven: slâfen oder huoven: ruofen sind ungehörig, weil die beiden f-Laute, die sich auf Grund der ersten und der zweiten Lautverschiebung scheiden, nicht gleich klangen.

Die Dichter bewegen sich in den Fesseln, die die Reinheit der Reime jetzt bedingte, mit bewunderungswürdiger Sicherheit. Und doch bleibt es eine offene Frage, warum die Dichter sich solche Fesseln auferlegt haben. Denn der ungenaue Reimklang älterer Zeiten z. B. bei Otfrid war doch auch eine ausreichende Versbindung, wie in der Mitte des 9. Jahrhunderts, so auch in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Aber damals gab es zunächst nur paarweise Reime in den fortlaufenden kurzen Reimpaaren, die unser ältestes Versmaß waren und noch lange blieben. Wo immer sich die Reime paarweise folgen, fällt auch der ungenaue Reim als Versbindung ohne weiteres ins Ohr. Aber im Beginn der klassischen Zeit stellt sich nach französischem Vorbild der überschlagende und dann auch der verschlungene Reim ein: ab ab oder abc abc oder ab ba usw., und es treten Strophengebilde auf wie die Kürnberger- oder Nibelungenstrophe und die Gudrunstrophe, in denen Kurzzeilen reimlos bleiben, so daß erst Langzeilen reimen. Da fällt der Reim nur dann ins Ohr, wenn er rein ist. Wir dürfen annehmen, daß seit etwa 1180

Digitized by Google

mit dem Auftreten überschlagender Reime sich die Reinheit der Reime durchsetzt, um schließlich auch für die kurzen Reimpaare Hartmanns oder Gottfrieds Gesetz zu werden.

Niemals konnten etwa herkömmliche Schriftbilder den Reim beeinflussen, konnte doch mancher gute Dichter weder lesen noch schreiben, wie wir es von Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein wissen. Auf den Flügeln des Gesanges zogen die Reime durch die Lande, und wenn der Dichter oft seine eigenen Dichtungen vorlas oder vorsang, offenbarte er in der genauen Beobachtung der Reimregeln formell sein bestes Können.

Und diese neue Forderung übertrug man jetzt auch auf Dichtungen, die in vorklassischer Zeit entstanden waren, um sie dem geläuterten Geschmack einer vollendeteren Technik anzupassen. Solche Überarbeitungen erlebten z. B. das alte Rolandslied des Pfaffen Konrad, die Kaiserchronik, Eilharts Tristandichtung und der elsässische Reinhard Fuchs Heinrichs des Gleißners.

Die neue Kunstforderung des Reimgebrauchs muß zielbewußt und folgerichtig, also doch wohl schulmäßig durchgeführt worden sein. Man legte eben Wert auf Klangfarbe und Klangwirkung. Und oft gehorchte eine bewußte Lautmalerei dem Hauptgesetz des Wohllauts. Die Kurzzeile in stürmen und in strîten, die sich in fast allen Volksepen des 13. Jahrhunderts des öfteren findet, zeigt nicht zufällig Stabreim, denn auch Walther sagt: daz wilt und daz gewürme, die strîtent starke stürme. Die s-Anlaute liebte man in Kampfschilderungen, um das Sausen der Schwerter anzudeuten. In der Nibelungen Not spielt solche Lautmalerei eine Rolle: dô sluoc er Blœdelîne einen swinden swertes slac (1864, 1), der sluoc er eteslîchem sô swæren swertes swanc (1887, 2), von swerten sach man blicken vil manegen swinden sûs (2014, 2). Als altgermanischer Nachklang läßt sich diese Lautmalerei nicht erweisen. Es wird eine Neuerung der Spielleute des 12. Jahrhunderts gewesen sein, zu der man jetzt gern griff, weil man die Klangwirkungen der Sprache studierte.

Zu dieser Verfeinerung in Reimgebrauch und Wohllaut gesellen sich stilistische Feinheiten. Man hielt es wenigstens für Zierlichkeit, was wir für Geziertheit halten müssen, wenn man jetzt sëlten sagte und 'nie' meinte; wenn man kleine im Sinne von 'gar nicht' brauchte; wenn man lützel ieman oder kûme ieman im Sinne von 'niemand' oder wênic iht für 'nichts' sagte; wenn jetzt kranke vorht für 'gar keine Furcht' oder vröuden kranc für 'freudelos' oder an den witzen kranc für 'unverständig' sieht. Aber es hängt mehr mit

Digitized by Google

volkstümlichen Sprachgewohnheiten zusammen, wenn man jetzt die Verneinung gern verstärkt durch Zuhilfenahme von Wörtern, die den Begriff einer Kleinigkeit oder Wertlosigkeit ausdrücken: ern gæbe drumbe niht ein strô, ichn fürhte iuch alle niht ein strô.

Solche modischen Gepflogenheiten finden sich nicht bloß in den Dichtungen der französierenden Richtung, sondern auch im bessern Spielmannston der heimischen Stoffbereiche, in denen sich sonst noch alte Nachklänge früherer Jahrhunderte erhalten haben. Dem modischen Geschmack entsprach es nicht mehr, von dëgenen, recken und wîganden oder ellen und gêren zu reden oder ein Beiwort wie michel und balt zu gebrauchen wie Nibelungen und Gudrun. Das Verhältnis des Spielmanns zu seinen Zuhörern, auch wenn es höfische Zuhörer waren, war ein anderes, als jetzt verlangt wurde. Natürlicher und frischer tritt er vor seine Hörer hin und wendet sich gern an sie mit Ausrufen wie: hey, wie er gap unde lêch! oder hey waz er stolzer dëgene hie ze Buregonden vant! oder mit Fragen: waz half in al sîn grînen? wie schiere er dô sprach? oder nû hœret wunder sagen (Nib., Gudr.).

War eine feine Sprachhandhabung Freude und Stolz der ritterlichen Dichter, so konnten sie wohl auch einem Sprachproblem Teilnahme schenken. Der Kampf für und wider die Mode drängte zuweilen zu Erörterungen über den Gefühlswert der Wörter wîp und vrouwe: dieses hatte mehr einen standesgemäßen Inhalt, für jenes lag infolge der Ableitung wîpheit der sittliche Wert näher. Und schließlich konnte Meister Freidank für das standesmäßige vrouwe eine eigene Wortdeutung wagen:

Durch vröude vrouwen sind genant,
ir vröude ervröuwet elliu lant,
wie wol er vröude erkante,
der sie êrste vrouwe nante.

Aber die Sprache der hochdeutschen Dichter um und nach 1200 wird nicht nur durch die Dichtung bestimmt, die von Buch zu Buch und von Landschaft zu Landschaft fortschritt. Der Minnesänger, der Wort und Weise in Gesang und Vortrag studierte, konnte auf schulmäßige Unterweisung und Unterricht nicht verzichten. Was ein Vorgänger geleistet hatte, forderte Nachahmung heraus, und die Ausbildung der Stimmmittel sowie die Handhabung von Fiedel und Rotte, Harfe und Leier setzten theoretische und praktische Anleitung voraus. Die Lyrik äußerte sich in allerlei modischen Bereichen, die an die Kunst des Dichterkomponisten, der zugleich auch Sänger war, Anforderungen stellte, wenn irgendein Muster oder Vorbild Eindruck

Digitized by Google

gemacht hatte. Der Lyriker mußte über vielerlei Kunstgattungen verfügen, wenn er größere Meister neben sich hatte. Liedgattungen mit eigenen Bezeichnungen gab es eine ganze Reihe, alle ohne Theorie und besondere Ausbildung kaum denkbar. So mußten Klagelieder und Tanzlieder, Kreuzlieder und Leiche ein höheres Können verlangen. Es war ein Ringen edler Sänger um die Kunstform, aber diese Kunstform bedingte zugleich Sprachform und Sprachsinn, ohne die keine Poesie denkbar ist. Und ihre erste Forderung war das Meiden harter Laute und Wörter aus den Mundarten. Man entäußerte sich derber Züge aus der Heimat, wenn man an angesehene Zeitgenossen und vornehme Kreise in andern hochdeutschen Gegenden dachte und näherte sich einem Ideal, das man nirgends formuliert fand, worauf aber die vornehme Welt und ihre dichterischen Anhänger hindrängten: ein Schlagwort wie dörperheit konnte gewiß auch einen sprachlichen Inhalt haben.

Die alten Mundarten der Vergangenheit lebten noch immer, aber man mied in vornehmer Gesellschaft ihre Klänge, die anstößig sein mochten, wenn Fremde an Festen teilnahmen. Liederkämpfe waren bei Hoffestlichkeiten möglich, und wenn zu gleicher Zeit ein fürstlicher Hof, wie z. B. die Wartburg, viele Sänger beherbergte, war der Wetteifer der Künstler um die Gunst der vornehmen Hörer von selbst gegeben. Die Angstlichkeit der Dichter in ihrer Sprachhandhabung zeigt sich während des 13. Jahrhunderts in einem gewichtigen Einzelfall. Die bayr.-österreich. Mundart besaß seit alten Zeiten für die Mehrzahl (zufrühst allerdings für die Zweizahl) 'ihr, euch' die Formen ez, enk, die seit etwa 1300 auch durch die ganze Folgezeit lebendig geblieben sind, aber während des 13. Jahrhunderts hat kein Dichter diese Formen zu brauchen gewagt.

Auf dem alemannischen Boden lebte seit der altdeutschen Zeit (oben S. 268) die urdeutsche Klangfarbe der schweren Endsilben, wie sie auch heute dort noch vielfach in den Endungen gelten: güeti hœhi lęngi schœni als Adjektivabstrakta; aber alle schweizerischen Dichter des 13. Jahrhunderts mieden diese mundartlichen Formen und bedienten sich der Formen güete hœhe lęnge schœne, wie sie sonst überall in Oberdeutschland gehört wurden. Freilich kann niemand die Heimatfarben seiner Sprachart verleugnen: das gilt sogar noch für die heutige Zeit, wo Schulzwang und Schriftsprache herrschen. Aber im Mittelalter, wo die Schule keine weiterreichende Bedeutung für unser Deutsch haben konnte — denn das Latein beherrschte die Schule ganz — müssen Wortgebrauch und Sprachform der angestammten Mundart tiefer im Geist des Einzelnen

Digitized by Google

gewurzelt haben, und kleine Züge der heimatlichen Sprachfarbe mußten jedem Dichter unwillkürlich entschlüpfen. Aber das Streben nach dem unerreichbaren Einheitsideal war jetzt doch so stark entwickelt, daß die Forschung des 19. Jahrhunderts sich bemühen mußte, die Heimat einzelner Dichter, wie z. B. Hartmanns und Walthers, mit sprachlichen Gesichtspunkten zu beweisen.

„Schriftsprache" wäre allerdings eine unzutreffende Bezeichnung der Idealsprache, nach der die Dichter strebten; mit Feder und Papier hatte sie nichts zu schaffen. Es war eine Dichtersprache für Gesang und Lesevortrag. Ob dabei die höfische Gesellschaft der vornehmen Welt mehr gab als empfing, weiß niemand.

Aber das 13. Jahrhundert, das mit seiner klassischen Dichtersprache eine erste Höhe unserer Sprachgeschichte bedeutet, hat noch eine folgenschwere Entscheidung für unser Vaterland gebracht, die für die ganze Zukunft gilt: den endgültigen Sieg des Hochdeutschen dem Niederdeutschen gegenüber. Stand unter den Karolingern der ndd. Heliand auf gleicher Stufe mit dem hd. Evangelienbuch Otfrids, so schweigt fortan der deutsche Norden in der Dichtung, und wer auf ndd. Gebiet dichtet, erkennt das Hochdeutsche als Literatursprache an, freilich keine hd. Schriftsprache mit zwingenden Regeln. Die Sprache Heinrichs von Veldeke strebt über die niederrheinische Mundart hinaus nach einem südlicheren Ideal hin, und der am Braunschweiger Hof dichtende Eilhart von Oberge schreibt unsern ersten Tristanroman nicht niederdeutsch, sondern hochdeutsch. So beginnt schon im 12. Jahrhundert unsere neuzeitliche Sprachgeschichte, die fortan im wesentlichen eine Geschichte der nhd. Schriftsprache wird.

§ 40. Der Ursprung der Familiennamen. Mit dem Beginn unseres Schrifttums unter Karl dem Großen erfahren wir bald etwas über Familiennamen: im alten Hildebrandslied wird Hadubrand der Wülfing vom Gegner aufgefordert, Vaternamen oder Familiennamen anzugeben (vgl. ahd.-andd. knôsal 'Familie'). Aber der erste tatsächliche Beleg eines Familiennamens begegnet erst im 13. Jahrhundert in einer Schweizer Urkunde, die Graf Rudolf von Habsburg am 23. Dezember 1257 ausgestellt hat: da erscheint in einem Rechtsstreit Izeli mit dem geschlechte das man heizzet Izelinge. Wir können von deutschen Familiennamen wirklich erst mit dem 13. Jahrhundert reden. So liegen die Anfänge der Familiennamen in den Jahrhunderten, die wir bereits durchmessen haben.

Die Großfamilie mit der Fülle von Bezeichnungen der verschiedenen Verwandtschaftsgrade (oben S. 11) ist ein germ. Erbe aus vorgerm. Zeit. So weit zurück reichen auch die altdeutschen Männernamen, und

Digitized by Google

unser Name ist ein idg. Urwort (lat. nômen got. namô). Das Zeitalter der altgerm. Einnamigkeit hat mit dem Schluß des 1. Jahrtausends langsam geendet. Aber die Entstehung von Familiennamen vollzieht sich für uns erst auf der Höhe des Mittelalters, nachdem die Städte mit Handel und Gewerbe das Bürgertum entwickelt hatten. Unter der Vorherrschaft der Einzelsiedlungen gestattete der kleinere Bereich ausreichende Unterschiede zur Kennzeichnung der Personen. Da war höchstens noch der Vatername ein gegebener Zusatz: Hiltibrant Heribrantes sunu, Hadubrant Hiltibrantes sunu oder im Beowulfepos Wulf Wonréding, Hygelác Hrédling.

Eine frühe Art der Familiennamen reicht allerdings noch in die Zeit der Völkerwanderung zurück: Dynastienamen wie die gotischen Amelungen, die fränkischen Merowinger und Karolinger, die bayrischen Agilolfinger; das langobardische Königshaus hieß Lithingi, das kentische Oescingi; das Geschlecht des dänischen Königs Scyld (Skjoldr) heißt Scyldingas (Skjoldungar). Daß diese Wortbildungsart auch einmal bei den Alemannen üblich gewesen ist, lehrt noch heute die Fortdauer solcher Sippennamen in südlichen Teilen der Schweiz. Aber diese urgerm. ing-Bildungen bedeuten von jeher und für jedermann Haus und Hof und alles, was sein ist; daher sie auch in so vielen Siedlungsnamen (oben S. 256) gelebt haben und bis heute noch leben.

Aber während alle Dynastienamen mit der Karolingerzeit verklingen, naht langsam eine neue Zeit mit wirklichen Familiennamen, indem noch innerhalb der alten Einnamigkeit Zunamen oder Zusatznamen möglich waren. Wo immer Menschen zusammenleben, führt der Verkehr in Scherz und Ernst zu Beinamen, die auch den alten Germanen nicht gefehlt haben können. Schon im Anfang des 4. Jahrhunderts treffen wir einen Alemannenkönig namens Chrôcus, dessen Name mit mhd. ruoch 'Saatkrähe' eins ist. Und nicht viel später finden wir auf einer nordischen Runeninschrift den Männernamen Hrabanas (vgl. unser Rabe als Familienname). Im 6. Jahrhundert erscheint in der Gotengeschichte des Prokop ein Germane mit dem Beinamen Wisandus, der mit dem mhd. Eigennamen Wirnt (ahd. Wirunt) eins ist und 'Ochse' bedeutet (unser Familienname Wirt kann Ausläufer dieses mhd. Wirnt sein). So treffen wir auch im Beowulfepos Wulf als Eigenname. Damit erhalten neuere Familiennamen wie Rabe und Wolf eine weitere Vorgeschichte.

Im Gefolge von Mission und Seelsorge treten Taufnamen zunächst mit christlichem Inhalt auf. Anfänglich mögen sie dem Gläubigen persönlich angehört haben; sie werden auch nur im engeren Bereich der Klöster und höchstens noch in klösterlichen Urkunden Geltung ge-

Digitized by Google

habt haben, waren wohl aber im öffentlichen Leben wie in Haus und Hof belanglos. Alle solche Zweinamigkeit blieb zunächst nur zufällig und individuell, ohne für die Familie Bedeutung zu erlangen.

Berufs- und Gewerbenamen stellen sich langsam ein. Zwar gestattete der Kriegerberuf gewiß von jeher Namen wie Heriman (Hermann), d. h. 'Krieger' (vgl. anord. hermaðr 'Kriegsmann'). Der altgermanische Beruf eines jugendlichen Helden ergibt frühzeitig (schon im 9. Jahrhundert) unter Umständen den Personennamen Recko, neben dem auch eine latinisierte Lautgestalt Waracio (oben S. 217) auftritt; auch Kempfo (oben S. 135) kommt schon in althochdeutscher Zeit als Personenname vor. Ein häufiger Eigenname Boto (andd. Bodo) deutet wohl auf die regelmäßige Ausübung von Botendiensten oder Gesandtschaften. Ein fremder Händler konnte schon im 9. Jahrhundert den Namen Choufman tragen. Schon im 9./10. Jahrhundert begegnet Pilgrim als Personenname, und es war doch sicher also nur ein Zuname. Um Familiennamen handelt es sich hier zunächst noch nicht, aber, wie spätere Zeiten beweisen, doch um Vorläufer derselben. Ehe es Familiennamen gegeben hat, lernen wir im 8./9. Jahrhundert unsern späteren Familiennamen Erbe in ahd. Lautgestalt als Arbeo kennen. Auch das war nicht eigentlich ein altdeutscher Personenname, sondern ein Zusatzname wie jene ahd. Recko oder Choufman.

Waren christliche Namen ursprünglich vielleicht nur als klösterliche Zunamen aufzufassen, so hat es doch auch früher gelegentlich Zunamen gegeben, wenn sie auch sonst nur ausnahmsweise in unseren Gesichtskreis treten. So wird die Stammeszugehörigkeit wohl als individueller Zuname verwendet sein, wenn eine Person fern von der Heimat auftritt. Schon für das erste nachchristliche Jahrhundert lernen wir bei Tacitus einen Suebenkönig namens Sidô und einen anderen Sueben namens Vangiô kennen: beides waren von Haus aus sicher nur Stammesnamen und keine wirklichen Personennamen. In deutschen Urkunden zeigen sich bereits im 9./10. Jahrhundert Männer mit den Namen Alaman During Franco Frieso Sahso Swâb Walah; lat. Urkunden des 12./13. Jahrhunderts bieten dann Sighart Bavarus, Chuonrat Suevus, Hermannus Thuringus. Jedenfalls war hier die Stammeszugehörigkeit zunächst für eine Einzelperson, später auch für ein ganzes Geschlecht maßgebend geworden.

Das Bild ändert sich erheblich erst, wenn die Nibelungensage am Ende des 12. Jahrhunderts Hagene von Tronege, Ortwîn von Metzen, Volkêr von Alzeie, Rüedegêr von Bechelâren nennt. Aber Dietrich von Berne wäre in älterer Dichtung und Sage eine Unmöglichkeit

gewesen, fehlt somit auch in Altengland wie in den nordischen Eddaliedern. Es ist das gleiche Zeitalter, in dem der Spielmann Spervogel, ein einnamiger Fahrender, seine Gönner Walther von Hûsen — den Vater Friedrichs von Hûsen — und Heinrich von Gibichenstein preist. Sie tragen nach ihren Burgen und Stammsitzen den Namen, und die Namen werden jetzt erblich. Das gilt auch von Dichtern wie Dietmâr von Aist und Rudolf von Ems.

Neben die vornehmen Familiennamen, die auf den Stammsitz eines adligen Geschlechts weisen, stellen sich gleichzeitig Namen, die auf örtliche Herkunft deuten wie Heinr ch von Veldeke, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide. Bei Rittern sind sie üblich, aber sie können unter Umständen auch auf die Bürger, d. h. Städter, übergreifen: Konrad von Würzburg. Solche Namen gehen von Vater auf Sohn über, sind also in eigentlichem Sinne Patronymika.

Das Festwerden und Beharren von Herkunftsbezeichnungen ist nicht der einzige Weg, auf dem wir zu den Familiennamen gekommen sind. Eine andere Quelle sind persönliche Zunamen, die zur Erblichkeit gelangten. Wenn Namengebung für Kinder von der herrschenden Sitte ausging und zweigliedrige Vollnamen wie Siegfried Siegmund Friedrich Dietrich (oben § 11) schuf, so mußte sich oft im Leben die Notwendigkeit einstellen, Männern und auch Frauen Beinamen zu geben, in denen ihre Eigenart und Persönlichkeit zur Geltung kam. So können wir bei den Römern Rufus (eigentlich 'Roter') und bei den Griechen Πύρρος (eigentlich 'Roter') in der Namengebung antreffen. Wenn schon in der nordischen Heldensage des 5. Jahrhunderts Dänenkönige die Namen Fróði (angls. Fróda mhd. Fruote) und Helgi (angls. Hálga) hatten, so sind dies frühste Belege, persönliche Eigenschaften für echte Vollnamen einzusetzen: andd. frôd 'klug' und hêlag 'heilig'. Der spanische Suevenkönig Audeca (6. Jahrh.) weist so mit seinem Namen auf got. audags 'selig'. Aus dem 9. Jahrhundert nennen wir den gelehrten Fuldaer Abt Hrabanus Maurus und seinen Zeitgenossen, den Reichenauer Abt Walahfrid Strabo, sowie die Karolinger Karl den Kahlen und Karl den Dicken. Aber schon um 1100 werden solche persönlichen Zunamen zu erblichen Familiennamen: in Köln und im ganzen Südwesten Deutschlands herrschen durch das 12. Jahrhundert in lat. Urkunden Namen nach Art von Hugo Albus, Henricus Grossus, Cuono Longus, Purchart Niger, Cunradus Rufus, Bernhardus Sapiens; auch Caecus Calvus Parvus zeigen sich schon jetzt als Familiennamen. So vererben sich nunmehr auch Eigenschaftsnamen körperlicher Züge, wie Haut- und Haarfarben erbliche Kennzeichen einer Familie sein können. In einfacheren Verhältnissen konnten

Digitized by Google

schon im 13./14. Jahrhundert Familiennamen wie Swarz und Wiz, Lanc und Klein geläufig sein.

Mit dem 12. Jahrhundert beginnen dann auch die Familiennamen, die auf Stand und Gewerbe deuten. Zunächst beobachten wir, wie es seit der Mitte des 11. Jahrhunderts in lat. Urkunden Sitte wird, den Männernamen den Beruf ihres Trägers beizugeben, z. B. Reginhardus munizari, Waltherus pictor, Routpreht scutifer, Marchwart panifex, Heinrich sellator. Da wird aber zunächst noch nicht von Familiennamen geredet werden können. Aber viele Berufe und Handwerke hafteten in den gleichen Familien, gingen von Vater auf Sohn und Enkel über, und in der Zeit von 1150 bis 1250 drangen solche Zusatzwörter als feste Bestandteile der Namengebung durch. Sie konnten zu Rufnamen werden und wurden um so leichter zu Rufnamen, als viele zweigliedrige Vollnamen der früheren Jahrhunderte wie Ludwig Dietrich Friedrich Heinrich zu verbreitet und zu wenig charakteristisch waren. Auch wir können heutzutage Schaffner und Kellner ohne weiteres mit ihren Berufsnamen anreden, und das wird auf der Höhe des Mittelalters unter Umständen nicht anders gewesen sein. Im Verkehr der größeren Städte wird das Bürgertum beide Möglichkeiten der Anrede geübt haben, und so dürfen wir für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts an die Erblichkeit von Familiennamen wie Schmied, Müller, Fischer glauben. Aber seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts handelt es sich wirklich um feste Familiennamen: Gärtner, Goldschmied, Maurer, Metzger, Wagner kommen schon in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts als Familiennamen vor.

Alle Familiennamen sind im wesentlichen die auf Söhne und Enkel übergehenden Namen der Väter. Aber die Art der Familiennamen ist fortan mannigfaltiger, als es nach unserer bisherigen Erörterung scheinen könnte. So vererben sich aus dem Zeitalter der Einnamigkeit auch die zweigliedrigen Vollnamen der Urzeit wie Hartmut Ludwig Dietrich Dietmar. Man denke z. B. an den Dichter Johannes Hadlaub um 1300. Aber neben solchen zweigliedrigen Vollnamen hatten sich frühzeitig Kurznamen eingestellt, wenn wir z. B. in der Römerzeit einem Namen Crôtilô, der als Kürzung für Rudolf oder Rüdiger angesehen werden kann, und einem Namen Charietto begegnen, dessen Endung an das -zo von ahd. Heinzo (Heinz) und Kuonzo (Kunz) als Kurznamen für Heinrich und Konrad erinnert. Als Kurz- oder Koseform fassen wir es auf, wenn frühzeitig (um 300) ein Gote Cannabaudes sive Cannabas auftritt. So ist der burgundische Königsname Gibica (um 400) Koseform zu einem Namen wie Gebhard. Schon im 10. Jahrhundert heißt es in einer Urkunde

Digitized by Google

Uodalricum ob leporem vocaverunt Uozonem. Solche Kosenamen unserer Frühzeit gehen in die Familiennamen über wie Utz für Ulrich, Götz für Gottfried und Lutz für Ludwig. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die vielfachen Spielarten der Familiennamen zu kennzeichnen, die auf die alte Zeit der Einnamigkeit zurückdeuten. Auch können wir hier nicht die Standesbezeichnungen behandeln, die zu Familiennamen geworden sind: schon am Ende des 13. Jahrhunderts sind Familiennamen wie Abt Bischof Münch Probst ebenso geläufig wie Graf Herzog Ammann Ritter König und Kaiser. Bei solchen Familiennamen kann es sich unter Umständen um dienende Leute handeln, die bei vornehmen geistlichen oder weltlichen Herren angestellt waren, so daß deren Rangbezeichnung auf die Untergebenen übergegangen ist.

Uns kann es in diesem Zusammenhang nur darauf ankommen festzustellen, daß schon seit dem 13./14. Jahrhundert die Familiennamen im bürgerlichen Leben eine große Rolle spielten. Natürlich kann in kleineren Verhältnissen ländlicher Kreise die alte Einnamigkeit auch ohne Familiennamen ausgereicht haben: je kleiner eine Ortschaft, um so weniger zwingt der Verkehr zur Zweinamigkeit, die im wesentlichen aus dem größeren Verkehrsleben hervorgegangen ist.

So vollendet sich schon im späten Mittelalter der ganze Kreis der deutschen Namengebung, der in vorgerm. Zeit mit den ältesten Männernamen vor Jahrtausenden begonnen hatte. Aber diesen erblichen Bestand bedroht am Ende des Mittelalters eine Gefahr in der Gestalt des alten Erbfeindes, den das Latein für unser Deutsch bedeutet. In der Römerzeit hat es mit seiner römischen Dreinamigkeit nichts über uns vermocht. Die Allmacht des mittelalterlichen Kanzleilateins für örtliche Urkunden ergreift unsere Familiennamen, die zum Teil nur auf Pergament und Papier lebten; denn im schlichten Verkehr herrschte stets der Taufname, soweit nicht Beiname oder Berufsname (Schmied, Beck, Wirt) als Rufname bevorzugt wurde. Aber in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters verlangten die lat. Urkunden Namenlatinisierungen wie Faber Mercator Molitor Piscator Venator, die schon um 1300 auftreten. Zwar läßt sich ihre Erblichkeit zunächst nicht belegen, wie sich denn überhaupt die Geschichte der einzelnen Familiennamen ebensowenig verfolgen läßt wie die Geschicke einzelner Familien. Sie hatten für das Alltagsleben kein Recht zu beanspruchen und behaupteten sich für Jahrhunderte im wesentlichen auf dem Papier.

Aber das Papier hat fortan eine höhere Bedeutung als früher das Pergament. Es naht die Zeit der Universitäten, deren Betrieb dem Latein günstig blieb und der Muttersprache Abbruch tat. Doch ehe

Digitized by Google

der Humanismus seinen Einfluß auf das deutsche Namengut der gelehrten Zunft äußern konnte, brachte der Ausgang des Mittelalters uns den Übergang von der lateinischen zur deutschen Kanzleisprache: die Anfänge der deutschen Prosa gehören den letzten Jahrhunderten des Mittelalters an.

§ 41. Die Anfänge der Mundarten. Unsere Mundarten sind älter als unsere Sprache, wie denn auch die Lautform der von Karl dem Großen normierten Monatsnamen bei dem Biographen Einhard fränkischen und nicht schlechthin deutschen Lautcharakter aufweist; die Sprache Otfrids von Weißenburg war auch nicht eigentlich deutsch, sondern vielmehr fränkisch (oben S. 225). Die durchgreifendsten Dialektunterschiede, die Deutschland bereits vor Karl dem Großen gehabt hat, waren im 6./7. Jahrhundert durch die hochdeutsche Lautverschiebung (§ 28) entstanden. Zwar werden kleinere Sprachunterschiede auch bei den Stämmen der römischen Kaiserzeit in gleichem Maße wie deren Bewaffnung oder Kleidung kennzeichnend gewesen sein. Für uns Spätgeborene treten sie aber als unbedeutend zurück, seitdem die festländischen Germanen im 6. Jahrhundert durch die Abstufungen der hochdeutschen Lautverschiebung in die mundartlich geschiedenen Sprachgebiete Niederdeutsch, Mitteldeutsch, Oberdeutsch für die ganze Folgezeit gespalten wurden.

Mit dem deutschen Schrifttum mehrt sich im 8./9. Jahrhundert das Mundartliche in den Sprachdenkmälern. Überall wo das Bindeglied einer Schriftsprache fehlt, verlangt die Landschaft ihre Rechte. Und wenn auch die Mundarten vielfach ein und demselben Ziele zustreben, so kann sich die Entwicklung doch in verschiedener Geschwindigkeit vollziehen. So wird das Bayrische des 9. Jahrhunderts z. B. durch den längeren Fortbestand der alten Vorsilbe ga- für das jüngere gi (z. B. in gabēt gabot für sonstiges gibēt gibot) gekennzeichnet.

Aber manche landschaftlichen Unterschiede, die das 9. Jahrhundert auf hochdeutschem Gebiet aufweist, gleichen sich im 10./11. Jahrhundert allmählich aus. Eine Einheit wird so freilich nicht erzielt, wohl aber eine gewisse Einheitlichkeit, auf der dann doch auch die mhd. Dichtersprache beruht. Das 10. Jahrhundert hat diese Einheitlichkeit erreicht z. B. mit dem Doppellaut uo (bluot guot muot), der im 9. Jahrhundert zunächst nur größeren Teilen der fränkischen Gebiete eignete; damals — im 9. Jahrhundert — galten in Bayern noch zumeistô (blôt gôt môt) und in Alemannien ua (bluat guat muat).

Ein Lautgesetz, das beinahe ganz Deutschland ergriffen hat und damit eine gewisse Übereinstimmung von Nord-, Mittel- und Süddeutschland als wichtige Annäherung für eine künftige Einheit bedingte,

Digitized by Google

setzte ein neues d für altes th. Das urgermanische und urdeutsche th erscheint heute in ganz Deutschland als d (Ding du aus thing thu); aber dieses d braucht die lange Zeit von 700 bis 1400, ehe es gemeindeutsch wird. Es war um 750 in Bayern und ein wenig später in Alemannien herrschend geworden, indes alle fränkischen und sächsischen Dialekte das alte th durch das ganze 9. Jahrhundert wenigstens im Anlaut bewahren, während es einzelne fränkische Mundarten im Inlaut schon etwas früher aufgeben. Im Mittel- und Niederfränkischen dringt d anlautend etwa im 11. Jahrhundert durch. Das eigentliche Niederdeutschland führt das neue d erst im 13./14. Jahrhundert in seinen nördlichen Gebieten zur Herrschaft. Die eingeschlagene Bahn geht von Süden nach Norden und schafft stufenweise mundartliche Unterschiede, die aber in frühneuhochdeutscher Zeit durch die Alleinherrschaft des d gänzlich aufgehoben sind.

Alemannien bleibt in bezug auf manche Eigentümlichkeit der Endung für immer auf der ahd. Lautstufe stehen, und Gleiches gilt zum Teil auch für den südlichsten Streifen des bayrisch-österreichischen Gebiets. Noch heute muten uns schweizerische Wortgebilde wie güeti 'Güte', höchi 'Höhe', lengi 'Länge' halbwegs als althochdeutsch an. Durch so auffällige Altertümlichkeit steht das Alemannische denn auch im 12./13. Jahrhundert außerhalb der umfassenden Bewegung, die sich als höfische Dichtersprache (§ 39) im übrigen Oberdeutschland herausgebildet hat. Nicht als ob im bayrisch-österreichischen Donaugebiet und westlich davon mundartliche Absonderlichkeiten in Laut- und Formengebung und im Wortschatz gefehlt hätten. Aber sie wagen sich nicht zudringlich vor. So hatte der bayrisch-österreichische Dialekt das alte Dualpronomen ez enk, dem ursprünglich die duale Bedeutung gebührte (oben S. 291), sich als Pluralpronomen erhalten, nachdem alle benachbarten hochdeutschen Landschaften nördlich und westlich es längst aufgegeben hatten. Bis auf den heutigen Tag herrscht es noch in Bayern und Österreich, aber auch im westlichen Westfalen. So sind es charakteristische Altertümlichkeiten von untergeordneter Bedeutung, die einzelnen Mundarten nach mehr als tausend Jahren noch heute ein eigenartiges Gepräge verleihen.

Aber die alten Grenzen von Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch bleiben bestehen, die höfische Dichtersprache konnte an den Naturschranken nicht rütteln. Das Leben der Volkssprache blieb unangetastet. In derselben Zeit, die der höfischen Gesellschaft und Dichtung mit ihrer Idealsprache einen glücklichen Ausgleich bot, kamen wichtige Neuerungen auf, die sich über weite Gebiete ausdehnten. In den Jahrzehnten, in denen Reimar und sein Schüler Walther das

Digitized by Google

Ideal der höfischen Dichtersprache am österreichischen Hofe verwirklichten, regten sich auf dem gleichen Boden Neuerungen, die das ganze Sprachbild umgestalten mußten, wenn sie es bis zur Allgemeingültigkeit gebracht hätten. Sie greifen immer weiter um sich, finden aber schließlich innerhalb unseres Sprachgebiets vielfach Hindernisse und Schranken. Das große Lautgesetz, von dem hier die Rede ist, bezeichnet man kurzweg als die nhd. Diphthongierung: es wandelt mhd. mîn hûs zu nhd. mein Haus, mhd. iuwere liute in nhd. eure Leute. Die î û iu der älteren Zeit werden zerdehnt, die Diphthonge ei au eu treten dafür ein. Es war eine unverkennbare Naturkraft, die zu solcher Umgestaltung zahlreicher Tonsilben hindrängte. Auch auf anderen Sprachgebieten hat ein gleiches Gesetz gewirkt, z. B. im Englischen, wo die alten mîn und thîn — allerdings verschleiert unter der heutigen Schreibung mine thine — jetzt auch main und thain gesprochen werden. Die nhd. Schriftsprache mit ihren mein dein sein und Haus Maus, heute Leute offenbart in dem Unterschied gegen mhd. mîn dîn sîn, hûs mûs, hiute liute ein Lautgesetz von großer Tragweite für die folgenden Jahrhunderte. Schon am Ende des 12. Jahrhunderts finden sich Spuren dieser Neuerung auf österreichischem Boden. Schreibungen gleichzeitiger Handschriften und bald auch Neuerungen im Reimgebrauch späterer Dichter beweisen für das 13. Jahrhundert das Vordringen der neuen Diphthonge auf Kosten der alten Längen. Der niederdeutsche Norden ist von der großen Lautbewegung am Ende des Mittelalters nicht betroffen, und Gleiches gilt im Herzen Deutschlands vom westlichen Thüringen, wo Eisenach, Erfurt und Gotha auf nichtdiphthongierendem Boden liegen. Der Osten Mitteldeutschlands diphthongiert, wie es auch der mitteldeutsche Westen tut. Elsaß, das südliche Baden und Oberschwaben beharren mit der Schweiz im wesentlichen auf dem mhd. Lautstand. So dürfte man die Mundarten Deutschlands in diphthongierende und nichtdiphthongierende teilen. Aber wenn es so nach Maßgabe der heutigen Mundarten scheinen könnte, würde das Bild des 14. Jahrhunderts doch anders ausfallen müssen. Denn nur langsam schritt die Wirkung des Lautgesetzes vom deutschen Südosten nordwärts und westwärts vor. Die frühsten Beweise liefert noch am Ende des 12. Jahrhunderts Kärnten. Die neuen Diphthonge werden im 13. Jahrhundert in Niederösterreich heimisch und gewinnen durch das 14. Jahrhundert ganz Österreich. Um die Wende des 14./15. Jahrhunderts erobern die neuen Diphthonge Schlesien und Obersachsen. Bayern und Ostfranken werden im 14. Jahrhundert von der Bewegung ergriffen. Um 1400 dringt sie über den Lech nach Schwaben, wo der lautliche Vorgang

Digitized by Google

bereits um 1490 abgeschlossen gewesen sein muß. Von Bayern, Ostfranken und Schwaben aus zieht sich die Bewegung zum Untermain und Mittelrhein, wo sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchdringt.

Ist der deutsche Südosten der ältere Herd der nhd. Diphthongierung, so zeigt sich etwa gleichzeitig eine zweite Gruppe von Lautwandlungen im östlichen Mitteldeutschen am Werk bei der Ausbildung unserer Mundarten. Im Gegensatz zum Oberdeutschen, das an den mhd. Doppellauten ie uo üe im wesentlichen für die ganze Folgezeit festhält, entwickelt das östliche Mitteldeutschland dafür î û û in lîbe rûte gûte für mhd. liebe ruote güete. Wir reden hier von dem Gesetz der nhd. Monophthongierung.

Eine frühnhd. Dehnung kurzer Tonvokale in offenen Silben ist die dritte Gruppe von Lauterscheinungen, die ebenso für die Entstehung der Mundarten, wie später für die Ausbildung der Schriftsprache bedeutsam werden sollte. Das große Lautgesetz erklärt die Länge der Tonvokale von nhd. Rede Jude Stube gegen mhd. rēde jüde stübe, von nhd. sieben liegen gegen mhd. sîben lîgen, von nhd. Regen Segen gegen mhd. rēgen sēgen. Norddeutschland wird diese Dehnungen schon im 11./12. Jahrhundert durchgeführt haben, d. h. in einer Zeit, wo ndd. Sprachquellen fehlen; Mitteldeutschland ist dann im 12./13. Jahrhundert gefolgt. Heinrich von Veldeke und Heinrich von Morungen liefern die frühsten Beweise. Im 13. Jahrhundert spricht der Reimgebrauch mitteldeutscher Dichter für das neue Lautgesetz, das dann im 14./15. Jahrhundert auch Süddeutschland, mit Ausnahme des Hochalemannischen, erobert hat.

So waren es drei große Lautbewegungen, die mit der Ausbildung unserer Mundarten schon im 13. Jahrhundert folgenschwere Neuerungen gebracht haben. Um 1200 wäre noch unmöglich gewesen, was dann um 1300 möglich geworden: eine frühste Charakteristik der deutschen Mundarten. Es war der mutige Versuch eines hochgebildeten Schulrektors, des Bamberger Lehrdichters Hugo von Trimberg. Er verlangt vom Schriftsteller Rücksichtnahme auf die Volkssprache und die Volksmundart, und das gibt ihm Gelegenheit, die Sprache der deutschen Landschaften zu schildern. Kenntnisse und Urteil hat er besessen, aber der Versuch mußte scheitern, weil die Zeit für eine so schwere Aufgabe noch nicht reif war. Es ist aber ein erfreuliches Wagnis gewesen und auf lange Zeit hinaus geblieben, wenn Hugo von Trimberg mit kurzen Schlagworten die Mundarten klar zu kennzeichnen vermeinte; es ist nicht seine Schuld, daß uns seine Charakteristik heute nicht mehr befriedigt und nicht genug sagt. Die

Digitized by Google

Erörterung im „Renner“ V. 22253ff. trägt die Überschrift: „Von manigerleie sprâche“:

Swer tiutsche wil eben tihten,
der muoz sîn herze rihten
ûf manigerleie sprâche.
Swer wênt, daz die von Âche
reden als die von Franken,
dem süln die miuse danken.
Ein ieglich lant hât sînen site,
der sînem lantvolke volget mite.
An sprâche, an mâze und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlde dinc stêt über al
an sprâche, an mâze, an wâge, an zal.
Swâben ir wörter spaltent,
Die Franken ein teil si valtent,
Die Beier si zezerrent,
Die Düringe si ûf sperrent,
Die Sahsen si bezücken,
Die Rînliute si verdrücken,
Die Wetereiber si würgent,
Die Mîsener si vol schürgent,
Egerlant si swenkent,
Oesterrîche si schrenkent,
Stîrlant si baz lenkent,
Kernde ein teil si senkent,
Bêheim, Ungern und Lamparten
houwent niht mit tiutscher barten,
Franzois, Walhe und Engellant,
Norweye, Yberne sint unbekant
an ir sprâche tiutschen liuten.
Die lantsprâche dâ vor genant
in tiutschen landen sint bekant:
swer ûz den iht guotes nimt,
daz wol in sînem getihte zimt,
mich dünket, dern habe niht missetân,
tuot erz mit künste und niht nâch wân.
Wenne Westfaln und manigiu lant,
diu hie belîbent ungenant,
in tiutschen landen sint bekant,
aleine si maniger zungen bant
würgen, zwicken und binden
vorn, mitten und hinden.
Wenne t und n und r [sprich erre]
sint von den Franken verre
an maniges wortes ende:
wer wil dâr ûm si pfende,
Ob Swanvelder ir wörter lengent
und Babenberger ir sprâche brengent
von den hülsen ûf den kern?
Ein ieglich mensche sprichet gern
die sprâche, bî der ez ist erzogen.
Sint mîniu wort ein teil gebogen
Gein Franken, nieman sî daz zorn,
wenne ich von Franken bin geborn.
Ouch sol man noch besunder danken
eins sprichwortes allen frumen Franken:
Man sprichet gern, swen man lobet hiute,
er sî der alt frenkischen liute:
Die wârn einveltic, getriuwe, gewêre.

Die Naturkräfte des Sprachlebens drängen und treiben die Mundarten immer und überall auseinander, in verschiedene Richtungen und auf neue Bahnen: alte Zusammenhänge werden gelockert, und der Zusammenhang wird gefährdet. Aber als Töchter der gleichen Mutter behalten doch unsere Mundarten immer ihre Familienähnlichkeit und ihren Zusammenhalt. Mußten wir oben S. 209 Niederdeutsch und Hochdeutsch als verschiedene Sprachen kennzeichnen, so ist in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in hunderten von Wörtern unverkennbar geblieben, daß sie eines Stammes und eines Blutes sind. So werden Zeitwörter wie keren leren meren, Hauptwörter wie lon und ror, Zahlwörter wie dri und hundert im 14. Jahrhundert auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet im wesentlichen gleichgeschrieben und gleichgesprochen. Auch in Wörtern wie rede regen segen edel adel stimmen Niederdeutsch und Hochdeutsch am Ende des Mittelalters mündlich wie schriftlich fast immer überein. Ungezählte volle Übereinstimmungen

Digitized by Google

beruhen auf dem uralten Erbe früherer Jahrhunderte und sichern einen Zusammenhalt, der für die Folgezeit nicht gleichgültig war. Denn bald sollte die Zeit nahen, die diesen alten Urgrund für den Einzug der Schriftsprache bereitete.

Aus den späteren Geschicken des Niederdeutschen könnte die Neuzeit leicht den Verdacht schöpfen, daß es das Aschenbrödel neben den hochdeutschen Schwestermundarten gewesen sei. Aber in dem Zeitalter, von dem wir hier reden, hat es sich als eine Kulturmacht ersten Ranges erwiesen. In den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters überragte es die hochdeutschen Mundarten an Macht und Einfluß. Alle skandinavischen Reiche haben im 14. und 15. Jahrhundert, aber auch schon etwas früher und noch etwas später, unter dem Einfluß der Hansa das Niederdeutsche als Kulturmacht anerkannt, wenn sie hunderte von Fremd- und Lehnwörtern aufgenommen haben, die großenteils bis auf den heutigen Tag in Dänemark, Schweden und Norwegen unausrottbar weiterleben. Handel und Gewerbe gaben den norddeutschen Kaufleuten in einem großen Verkehrsleben Berechtigung zur Einbürgerung von Fremdwörtern für mündlichen wie für schriftlichen Verkehr. Keine hochdeutsche Mundart kann sich rühmen, so stark nach außen hin gewirkt zu haben, und dazu kommt, daß auch das Finnische und Estnische, das Lettische und das Litauische, auch das Russische am Ausgang des Mittelalters durch hanseatische Einflüsse mit niederdeutschen Lehnwörtern durchsetzt wurden.

Im Mittelalter ist auch das Niederländische nur eine deutsche Mundart, wie es sich damals auch stets als duutse dietse bezeichnete (daher engl. Dutch 'niederländisch'). Die gleichwertige Bezeichnung „Niederfränkisch" deutet klarer auf das Verhältnis zum Niederdeutschen hin, wenn dies gern als „Niedersächsisch" bezeichnet wird. Aber Niederfränkisch oder Niederländisch, und Niedersächsisch oder Niederdeutsch waren Zwillingsschwestern, die an der hochdeutschen Tenuesverschiebung keinen Anteil hatten. Zu dem gleichen Alter tritt die Lage der Gebiete an der Nordsee und der Handelsverkehr der Hansa als Bindemittel. Unter anderen politischen Verhältnissen wären Niederdeutsch und Niederländisch als Zwillingsschwestern zu gleichen Schicksalen, zu einer festgefügten Sprachgemeinschaft bestimmt gewesen. Aber das Schicksal hat sie auf verschiedene Bahnen geführt, als Niederdeutschland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Anschluß an das Hochdeutsche suchte und fand, den das Niederländische nicht mitmachte. So sind die Niederlande zu einer Erhebung ihrer Mundart zur Schriftsprache gelangt. Die geschichtlichen Ereignisse sind mächtiger geworden als die Natur der Mundart.

Digitized by Google

Aber die einflußreiche Machtstellung der niederdeutschen Mundart in Nordeuropa sollte das Hochdeutsche nicht beeinträchtigen in seinen Aussichten auf die Zukunft. Das Hochdeutsche behielt die Vorherrschaft, aber nicht mehr in einer oberdeutschen Gestalt: die mitteldeutsche Mundart wurde mit dem 16. Jahrhundert in das Erbe der Vergangenheit eingesetzt, wo das Oberdeutsche vorher die Herrschaft gehabt hatte.

§ 42. Die Herrschaft der Literaturdialekte. Die Anfänge der deutschen Prosa sind bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts gering und dürftig. Solange unser Schrifttum im Dienst der Geistlichkeit geistlichen Absichten diente, blieb unser Deutsch im Joch des Lateins. Und selbst ein anerkannter Schriftsteller, wie wir den St. Galler Notker III. (gest. 1021) wohl nennen dürfen, beweist mit seiner deutsch-lateinischen Mischprosa leider nur zu gut, daß es eine selbständige deutsche Prosa noch nicht gab, und wenn der Ehrentitel Teutonicus, den sein Kloster ihm später verlieh, für die frommen Kreise der engeren Heimat eine Berechtigung hatte, so genügt sein Nachahmer Williram als Bearbeiter des Hohen Lieds in deutsch-lateinischer Mischprosa nicht, daß wir Notker in den Beginn der deutschen Prosa stellen dürften. Auch das gelehrte theologische Prosawerk, das unter dem Titel Lucidarius am braunschweigischen Hof Herzog Heinrichs des Löwen um 1200 entstand — so großer Beliebtheit und Verbreitung sich das Buch auch bald erfreute — kann nicht als Vorbote deutscher Prosa gelten

Bei einem so späten Auftreten deutscher Originalprosa entbehrt die Sprachforschung einer günstigen Unterlage; denn die Prosa hängt fester mit der natürlichen Volkssprache zusammen als die gebundene Rede, ist weniger eingeengt und entfaltet sich freier. Der Herrschaft des Lateins messen wir die Schuld an der Zurückdrängung deutscher Prosa bei. Die Ausländerei unserer Vorfahren, zunächst der Geistlichkeit, wurde für einen Romanismus genommen, der nur bei den Romanen des frühen Mittelalters berechtigt war; denn diese standen in einer guten Überlieferung, die über örtliche Vulgarismen herausstrebte, welche jeder des Schreibens Kundige als solche empfand. Deutschland hat sich nicht rechtzeitig einer Gefahr erwehrt, die für Altengland kaum und für Island so gut wie gar nicht bestand. Island, das erst um 1000 das Christentum zur Staatsreligion erhob, besitzt schon durch das 12. Jahrhundert eine klassische Geschichts- und Rechtsprosa. Mit dem 8. Jahrhundert beginnt die Geschichtsschreibung Altenglands in der Volkssprache und blüht schon im 9./10. Jahrhundert.

So muß es im deutschen Nationalcharakter begründet sein, daß wir

Digitized by Google

uns unter das Joch des Lateins beugten, das wir erst mit dem 13. Jahrhundert abzuschütteln begannen. Da bleiben es zunächst nur erste Regungen gegen die Fremdherrschaft, wenn nach den dichterischen Großtaten Walthers und Wolframs die deutsche Rechtsprosa mit dem Sachsenspiegel um 1230 und mit dem Schwabenspiegel um 1270 einsetzt. Aber der Sieg der Muttersprache schiebt sich noch um etwa zwei Jahrhunderte hinaus. Zwar hat die deutsche Predigt in Bruder Berthold von Regensburg (gest. 1272) ihren ersten großen Vertreter erlebt, auf dessen Stimme zahlreiche Landschaften so gern lauschten, wie fünfzig Jahre früher dem Sänger Walther. Aber der große Prediger ist kein Prosaschriftsteller, wie erst die deutsche Mystik sie zeitigte. Mit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts besitzen wir eine deutsche Prosa in den Werken von Suso und Tauler.

Das erste deutsche Geschichtswerk in Prosa stammt aus Niederdeutschland: die zwischen 1237—1251 niederdeutsch abgefaßte Weltchronik von einem Angehörigen des Repgauischen Geschlechts. In der Schweiz, wo die Mystik blühte, zeigt sich die frühste selbständige Geschichtsprosa nur in dem St. Gallischen Geschichtswerk von Kuchimeister. Und noch einmal erinnern wir an die Tatsache, daß in Altengland die heimische Geschichtsprosa um 1100 hervorragende Leistungen aufzuweisen hat und daß das großartige Isländerbuch Aris (gest. 1148) schon heimische Geschichte in heimischer Prosa dargestellt hat, um festzustellen, wie schwer uns die Herrschaft des Lateins um unseren eigensten Besitz betrogen hat. Und der Druck sollte noch lange auf uns lasten.

Denn nur langsam entwickelt sich Deutsch als Urkundensprache der Kanzleien. Staat und Kirche hatten sich durch Jahrhunderte hindurch an die Alleinherrschaft des Lateins in ihren Kanzleien gewöhnt, bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts sich unser Deutsch doch langsam in die Sprache städtischer Behörden eindrängt. Es war nur ganz vereinzelt, daß Köln während des 12. Jahrhunderts gelegentlich deutsche Urkunden aufweist; denn im allgemeinen hat der Südwesten — wohl unter Anregungen, die von Frankreich herüberkamen — in seinen Kanzleien die Volkssprache als Urkundensprache früher angewandt. So sind deutsche Urkunden in Straßburg schon in den 60er Jahren, in der Schweiz in den 70er Jahren und in Augsburg in den 80er Jahren des 13. Jahrhunderts häufiger. In Worms mehren sich die deutschen Urkunden seit 1330, in Braunschweig-Lüneburg seit 1320, in Lübeck seit 1340 und in Leipzig seit 1350. Unter Ludwig dem Bayer gewinnt Deutsch als Urkundensprache seit etwa 1330 in den Kanzleien einen breiteren Raum, zunächst allerdings noch neben dem Latein. So war

Digitized by Google

wenigstens eine neue Bahn eingeschlagen: der Bereich der Prosa — und wenn es auch nur zum Teil Geschäftsprosa war — gewinnt neben der deutschen Mystik unserer Muttersprache langsam Rang und Ansehen.

Die höfische Dichtersprache war verklungen, es beginnt das Zeitalter der Mundarten oder, wie ein neueres Schlagwort lautet, der „Literaturdialekte". Die Kanzleien wurzeln in den Landschaften und erkennen ihre Sprechweise an. Kein Ideal von allgemeiner Verbindlichkeit gilt: mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, nachdem so viele wesentliche und neue Lautgesetze die deutschen Lande überzogen hatten, haben wir eine Übergangszeit mit der Herrschaft der Literaturdialekte, in denen sich allerdings seit dem Ausgang des Mittelalters und mit dem Beginn des Bücherdrucks Regungen äußern, die nach der kommenden Schriftsprache hindrängen.

Österreich und Bayern huldigen zwar noch dem mhd. ie und uo (lieb guot), aber zugleich den neu eingeführten Diphthongen (mein Haus). Daneben zeigen sich andere hervorstechende Merkmale: für mhd. ei wird überall ai gesprochen und geschrieben, wofür Bayern, Kaiser, Laibach noch heute als Zeugen gelten können. Auch Anlauts-p blieb seit alter Zeit eine Eigenart des Bayrischen (vgl. Pichler neben sonstigem Bühler als Eigennamen). — In Allemannien, besonders in der Schweiz, herrschen in den Kanzleien wie im Schrifttum die alten Längen î û û, wie auch die alten Diphthonge von lieb und guot; daneben bleibt noch das mhd. ei und wird nicht durch ai vertreten (bein stein, bayr.-österreich. bain stain). Vielfach beharren die alten Endsilbenvokale (hœchi lengi). Eine Abart des Allemannischen ist das Elsässische: sein besonderes Kennzeichen ist ô für mhd. â in wôr und jôr für mhd. wâr und jâr; es heißt schon 1369 „die elsasser sproch". — Rheinabwärts folgt das westliche Mitteldeutsch in mancherlei Abstufungen. Am ausgeprägtesten ist die mittelfränkische Sprachart von Köln; da gilt ê und ô für mhd. ie und uo und besonders ein nachschlagendes i bei Langvokalen wie hâit nôit und hûis für mhd. hât nôt hûs; außerdem eine Angleichung von hs zu ss in osse und wassen für mhd. ohse und wahsen und der Übergang von ft in ht z. B. in achter für mhd. after, sowie das Beharren von wr im Anlaut z. B. wrôigen für mhd. rüegen. Im östlichen Mitteldeutschland ist der Schriftdialekt von Ostthüringen, Meißen, Lausitz und Schlesien gekennzeichnet durch die neuen Zusammenziehungen von î und û für mhd. ie und uo; auffällig ist auch unbetontes Endungs-i in gottis wortis statt mhd. gotes wortes.

Literatursprache und Kanzleisprache verraten für das Zeitalter der

Digitized by Google

Schriftdialekte überall ihre Macht, aber nirgends in schulmäßiger Strenge. Es begegnen allerorts Abstufungen mit Zugeständnissen an die Nachbargebiete, mit Übergängen von der einen Sprachart in die andere. Neben dem niederdeutschen Literaturdialekt, dessen Eigenart sich im wesentlichen von selbst versteht, treten die hochdeutschen Literaturdialekte hervor und zeitigen als neues Schlagwort eben unser „Hochdeutsch". Das Wort dringt erst mit dem Bücherdruck in den letzten drei Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts durch, war aber noch mindestens zwei Jahrhunderte kein fester Begriff, wie ihn die heutige Sprachforschung festlegt, und doch regt sich allmählich das Streben und Sehnen nach einem in dem Worte verborgen liegenden Einheitsideal. Denn die Lauterscheinungen der Kanzleisprache und des südostdeutschen Literaturdialekts können bald durch das Ansehen der kaiserlichen Kanzlei ihre Grenzen überschreiten, und gern nimmt der Bücherdruck bald Rücksicht auf Absatzgebiete, auf denen andere Lauterscheinungen heimisch sind. Das gilt insbesondere mehrfach von den neuen Diphthongen ei und au, die nicht auf ihre Heimat beschränkt bleiben. So findet man in Basel und Straßburg, die auf nichtdiphthongierendem Boden liegen, schon in den beiden letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, also lange vor Luther, eine Reihe von Drucken mit den neuen ei und au: die Verleger trachten nach Absatz für ihre Druckwerke über weitere Gebiete hin. Ein neues Schlagwort lautet „Gemeindeutsch": in mehreren vorlutherischen Bibeln wird die Sprache der Übersetzung bezeichnet als „gemeines teutsch". Das konnte als 'Volkssprache' im Gegensatz zum Latein aufgefaßt werden, vertrug aber doch auch eine Rücksicht auf den Wunsch, ein kommendes Ideal etwas vorzubereiten.

Das Zeitalter Maximilians wird deutschsprachlichen Bestrebungen günstig, und seine Kanzlei konnte sich bald ein hohes Ansehen erwerben. Sie wurde vorbildlich für eine bessere Regelung der Rechtschreibung: Kanzlei und Bücherdruck konnten unmöglich mit willkürlichen und unberechtigten Doppelschreibungen fortfahren, die durch das 15. Jahrhundert im Schwange waren (ff für f, nn für n, dt für d).

Die drei Jahrhunderte von 1300 bis 1600 bezeichnen wir als das Zeitalter der Literaturdialekte. Luther gehört in dieses Zeitalter hinein. Aber vor und mit ihm wird die neue Richtung eingeschlagen, die zur neuhochdeutschen Schriftsprache führt.

Die Übergangszeit legt den lautgeschichtlichen Erkenntnissen gegenüber erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Nicht nur widersprechen sich die Lautverhältnisse benachbarter Landschaften, auch das Herkommen der voraufgehenden Zeit schuf Schwierigkeiten. Die Zeit von

Digitized by Google

1300 bis 1500 erlebt neue Lautgesetze, die das gesamte hochdeutsche Gebiet überziehen wie der Übergang von inlautendem zz zu ss (essen für mhd. ëzzen). Der Vorgang beginnt in der Schweiz seit 1250 und wird gemeinhochdeutsch. Aber der Bruch mit der herkömmlichen z-Schreibung vollzieht sich nicht in voller Klarheit für alle Gebiete. — Um 1300 tritt der sch-Laut in den Anlautsverbindungen sl sm sn sw und sp st ein, aber nur bei der ersten Reihe findet ein Bruch mit der herkömmlichen Schreibung statt (Schlange für mhd. slange, schneiden für mhd. snîden), indes die Anlautz-st sp der mhd. Zeit immer unerschüttert bleiben; man kann aber noch in bayrischen Quellen des 16. Jahrhunderts swebisch für schwäbisch, slag für Schlag antreffen. Der Kampf mit der Vergangenheit und mit der Nachbarschaft läßt nirgendwo den Eindruck zurück, daß in die allgemeine Verworrenheit und Zerfahrenheit unserer Sprachzustände noch einmal Klarheit und Festigkeit kommen könnte. Rechnet man Niederdeutschland noch hinzu, so muß man die Hoffnungslosigkeit unserer ganzen Sprachverhältnisse für die Wende der beiden Jahrhunderte um 1500 mit Sorge feststellen. Es blieb der Neuzeit vorbehalten, durch weitere Jahrhunderte langsam zu einer großen Einigung zu gelangen. So wird die neuhochdeutsche Schriftsprache das große Ziel, auf das alles hindrängt.

Digitized by Google

VII. Die Neuzeit.

§ 43. Der Bücherdruck. Das abendländische Schrifttum des Mittelalters hat auf dem Pergament gelebt, aber in den beiden letzten Jahrhunderten siegt das Papier über das Pergament und schafft für die Zukunft glücklichere Absatzbedingungen und Erfolge im Buchgewerbe. Neben die kostbaren Pergamenthandschriften der höfischen Klassik stellen sich die billigeren Papierhandschriften. Jeder literarische Erfolg hielt sich vordem in mäßigen Grenzen, weil die Herstellung der Abschriften nur von reichen Herren oder vornehmen Frauen bezahlt werden konnte. Beliebte Dichtungen wie die Nibelungen oder Wolframs Parzival sind durch etwa je dreißig Handschriften oder Handschriftenreste auf uns gekommen; sechsundsiebzig Handschriften und Umschriften weist die Weltchronik Rudolfs von Ems auf. Anderseits haben wir von Hartmanns Erec und vom Gudrunepos nur je eine einzige Handschrift. Wieviel wertvolles Schrifttum aus der klassischen Zeit hat das 14./15. Jahrhundert nicht mehr erlebt! Das Mittelalter hätte uns Konrad von Würzburgs Verserzählung von Engelhart und Engeltrut gänzlich vorenthalten, wenn nicht der Kolmarer Georg Wickram 1573 die Dichtung erneuert und gedruckt hätte. Aber wertvoller als solche Neudrucke und Erneuerungen bleibt als Kleinod des Mittelalters das große Ambraser Heldenbuch Kaiser Maximilians, die reiche Schatzkammer unserer höfischen Dichtung, die manches auf die Nachwelt gebracht hat, was uns die Handschriften des Mittelalters sonst vorenthalten.

Mit dem Bücherdruck ändert sich der Einfluß des Schrifttums auf die Lesewelt. Im Mittelalter konnte zwar das oft geübte Vorlesen — mhd. lësen bedeutet geradezu auch 'vorlesen' — die Ausbreitung einer Dichtung über kleinere Kreise der höfischen Gesellschaft ermöglichen, aber das gedruckte Buch konnte bald auf tausende von Lesern und an tausend Orten zugleich wirken, ohne doch die Übung des Vorlesens auszuschließen. So erweitert der Bücherdruck allmählich die Kreise der Lesewelt in allen Berufen und Ständen, in Städten wie in Dörfern, bei Bürgern wie bei Bauern. Und so mußte das deutsche Buch mit der Kenntnis der Schrift zugleich für Bildung arbeiten, auf die das Volk in breiten Schichten ungeduldig wartete. Jetzt entfaltet

Digitized by Google

das deutsche Buch seinen Wirkungsbereich; seine Wirkungen im Bösen wie im Guten, auch in der Nähe wie in der Ferne, waren nicht zu berechnen.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst werden für die Schicksale des Buchgewerbes durch die Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage neue und bessere Lebensbedingungen geschaffen: durch die Höhe der Auflagen ist die Fortdauer der Schriftwerke besser gesichert. Fortan wird es nur selten vorkommen, daß wertvolle Druckschriften nicht auf die Nachwelt gelangen. Steigert sich doch der Bücherdruck oft so arg, daß die Nachwelt vielfach unter der Überfülle des Gedruckten leidet

Die Kunst Gutenbergs, die ihren Siegeszug durch die ganze Welt um 1445 begann und eine Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit schuf, trat zunächst in den Dienst des Lateins, das noch immer in der breiten Öffentlichkeit seine angestammte Herrschaft behauptete. Der Bücherdruck befriedigte eben das Bedürfnis aller Gebildeten nach Bibeln und theologischer Literatur für Kirche und Wissenschaft, für Lehrende und Lernende. So wird die Kunst Gutenbergs vorerst noch vom Latein beherrscht, und noch in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts werden alljährlich im Durchschnitt nur etwa hundert deutsche Bücher gedruckt, während man ausgerechnet hat, daß 90 Prozent aller gedruckten Bücher lateinisch waren. Bedeuteten die lateinischen Bücher die Fortdauer des Mittelalters, so werden die deutschen Bücher nunmehr zu Anzeichen der Neuzeit. Durch die Volkssprache bahnt sich die Volksbildung, wenn auch langsam, an, um durch die deutsche Reformation die Wucht einer Naturkraft zu gewinnen.

Gutenberg hatte um 1445 seine ersten Druckschriften mit beweglichen, gegossenen Lettern veröffentlicht. Die ersten deutschen Bücher hat der Bamberger Drucker Albrecht Pfister 1460—1464 hergestellt: zufrühst den Ackermann von Böhmen und Ulrich Boners Edelstein 1461. Heben wir zudem hervor, daß Wolframs Parzival und der jüngere Titurel 1477 und das noch durch das 16. Jahrhundert in fünf Ausgaben lebendig bleibende Heldenbuch mit Ortnit und Wolfdietrich um 1490 gedruckt sind und daß Sebastian Brant 1508 Freidanks Bescheidenheit erneuerte, die dann in acht Auflagen durch das 16. Jahrhundert lebendig blieb, so sehen wir den Bücherdruck vielfach unserem älteren Schrifttum dienstbar. Andere Dichtungen der höfischen Zeit wurden in Prosaerzählungen aufgelöst, so Eilharts Tristan 1484 und Wirnts Wigalois 1493. Diesen Weg vom Mittelalter in die Neuzeit erfährt auch der alte Lucidarius seit 1479 und der Sachsen-

Digitized by Google

spiegel seit 1474. Aber das Ende des Jahrhunderts erlebt dann bald auch zwei klassische Werke von Weltruf: Seb. Brants Narrenschiff 1494 und den niederdeutschen Reineke Fuchs 1498, beide in zahllosen Auflagen des 16. Jahrhunderts als beliebte Volksbücher geschätzt und verbreitet.

Das Papier hat den Erfolg der Druckschriften bedingt. Nur selten wird die neue Kunst auf das Pergament angewandt, wie es mit dem Theuerdank von Kaiser Maximilian 1517 der Fall ist. Das war ein Paradestück für reiche und vornehme Liebhaber, kein gangbares Buch. Noch immer blieb auch der Absatz umfangreicher Bände eine Unmöglichkeit. Zwar gab es vor Luther gedruckte Bibeln, man zählt deren vierzehn: die erste erschien in Straßburg 1466, die letzte 1518. Sie waren aber kein Buch für das deutsche Volk, die Höhe des Preises — man nimmt etwa neun Gulden dafür an — verhinderte eine große Verbreitung, und so konnte keine Kirchenbehörde für sie eintreten. Wenn aber der Mainzer Erzbischof Berthold 1485 gegen sie eiferte, so treten die Hemmnisse zutage, die der Muttersprache die Bahn erschwerten. Zudem hob der Humanismus das lateinische Schrifttum mit dem Ansehen, das vielen Werken des klassischen Altertums zukam. Daher konnte niemand vor 1517 der deutschen Schriftstellerei eine große Zukunft voraussagen, bis in den Jahren 1518—1523 die Zahl der deutschen Druckschriften alljährlich bedeutend stieg.

Aber mit dem Bücherdruck sollte das Buch auch ein neues Kleid anlegen. Für Latein und Deutsch galt durch das Mittelalter ein und dieselbe Schrift (oben § 31). Unsere höfische Literatur geben die modernen Ausgaben in Lateinschrift, weil unsere Handschriften sich der Lateinschrift bedienten. Doch mit dem 15. Jahrhundert entwickelte sich die deutsche Schreibschrift, so daß mit dem Bücherdruck das Schicksal der deutschen Schrift entschieden wurde. Nur vereinzelt findet sich noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Lateinschrift angewandt in einzelnen Druckereien wie bei dem Züricher Froschauer. Nachmals hat man nur ganz ausnahmsweise zum Lateindruck zurückgegriffen wie in den Feiertagssonetten von Andreas Gryphius 1639 und öfter im Zeitalter Klopstocks und Goethes, aber die Versuche der germanistischen Fachgelehrten des 19. Jahrhunderts sollten für das deutsche Volk bedeutungslos bleiben.

Noch eine andere Entscheidung hatte das 15. Jahrhundert zu fällen: den Sieg der arabischen Ziffern. Die Unzulänglichkeit der lateinischen Zahlzeichen verurteilte sie zum Untergang, weil darunter ein Zeichen für Null fehlte, wodurch das Rechnen erschwert war. Das ganze Abendland hat den Übergang zu den neuen Zahlzeichen im 15. Jahr-

Digitized by Google

hundert mitgemacht, so daß hier etwas wie eine internationale Regelung für das gesamte Schrifttum durchdringt. Auch der deutsche Bücherdruck hat an dieser Errungenschaft des späten Mittelalters alsbald seinen Anteil.

Das Latein selber sollte für die ganze Neuzeit doch immer noch verhängnisvoll genug bleiben, wenn die Gelehrsamkeit der sich mehrenden und aufblühenden Universitäten seinen Machtbereich immer von neuem wieder steigerte. Wie es die mittelalterlichen Klöster und Kanzleien beherrscht hatte, so beherrscht es fortan auch die deutschen Hochschulen: es blieb Vortrags- und Unterrichtssprache, bis der Leipziger Professor Thomasius 1687 seine Stellung erschütterte. Im Jahre 1681 haben die deutschen Bücher zum erstenmal das Übergewicht, im Jahre 1691 die lateinischen zum letztenmal. Aber die Hochschulen bleiben in dieser Hinsicht durch das ganze 18. Jahrhundert vielfach rückständig, und erst nach der Zeit unserer klassischen Literatur beschränkt sich die Bedeutung des Lateins auf die Altertumswissenschaft.

Nur in einem Bereich erkannte die Neuzeit die Schriftsprache des Mittelalters an: die Sprache der Inschriften ist kaum recht zur Muttersprache übergegangen. Noch immer herrscht die alte Kirchensprache auf Glockeninschriften. Die berühmteste derselben, vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, die durch Schillers Lied von der Glocke der deutschen Literatur angehört, lebt seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts mit kleineren Abweichungen auf mehreren alten Glocken. Und die alte Kanzleisprache dauert fort in Rathausinschriften wie Senatus populusque Nordlingensis und besonders noch auf Münzen wie Fridericus rex. Auch durch das 19. Jahrhundert sind Gymnasien und Universitäten nur mit lateinischen Inschriften denkbar. So hat eigentlich die deutsche Sprache für Inschriften keine Blütezeit erlebt. Nach vereinzelten deutschen Kircheninschriften, wie sie schon am Ende des 13. Jahrhunderts auftreten, zeigen sich im Bereich der Laienwelt deutsche Grabinschriften erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Aber keinerlei Bedeutung hat unsere Inschriftensprache jemals beansprucht, während die Geschichte des Altertums von den wertvollsten Inschriften zu berichten weiß.

Nicht alles, was spätere Zeiten dem Druck anvertraut haben, fand schon damals den Weg in die Druckereien und damit in die Öffentlichkeit. Vorab blieben die dramatischen Werke vielfach ungedruckt, sie lebten nur auf den Brettern, die erst später die Welt bedeuten sollten. Was wir von den Schöpfungen der geistlichen und weltlichen Spiele des 15. Jahrhunderts und aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts kennen, sind meist nur die Verzeichnisse der Spiele oder ihre moralischen

Absichten, wie es bei dem reichhaltigen Verzeichnis der Lübecker Aufführungen der Zirkelschmiede der Fall ist. Andere sind nur handschriftlich bekannt wie die Sterzinger Passionsspiele. Nur selten hören wir dabei von Stoffen aus deutscher Sage und Geschichte wie in dem um 1510 gedruckten Urner Tellenspiel.

Bald wird nun auch unser Volkstum der Gegenstand deutscher Bücher. Deutsche Glossare beginnen vom Deutschen auszugehen und nicht mehr von den lateinischen Stichwörtern, und 1561 bearbeitete der Züricher Josua Maaler in seiner „Teutsch Spraach" das große lateinische Wörterbuch des Frisius, ein erstes deutsches Wörterbuch mit deutschen Stichwörtern. Es beginnen Sammlungen deutscher Sprüchwörter, die unsere alte Volksweisheit verzeichnen und sinnreich erläutern. Seb. Frank gibt eine Schilderung der deutschen Lande nach Sitte und Brauch, und mehrere Landschaften folgen im 16. Jahrhundert seinem Beispiel, wie denn auch die deutsche Geschichtsschreibung rasch zur Blüte gelangt. An diesem Betrieb deutschkundlicher Schriftstellerei hat die Wiedererweckung des klassischen Altertums einen Hauptanteil. Nachdem die Germania des Tacitus 1470 durch einen deutschen Drucker in Venedig und 1473 in Nürnberg und bald auch seine Geschichtswerke im Druck erschienen, erfüllte der Stolz auf die deutsche Vergangenheit unsere heimischen Humanisten. Die Anfänge unserer Geschichte, die heimische Eigenart und die Großtaten der Väter erweckten die Vaterlandsliebe und deutschkundliche Arbeit für alles, was unsere Vergangenheit betraf: schon 1571 erhält Deutschland seine erste Otfridausgabe.

Das sprachliche Erbe des ausgehenden Mittelalters waren die Schriftdialekte. Aber sie bewegen sich schon oft in Zugeständnissen und gegenseitigen Beeinflussungen, bei denen Kanzleien und Schriftwerke von Nachbargebieten vorbildlich wirkten; von einer Einheitssprache ist man weit entfernt. Niederdeutschland bewahrt seine Selbständigkeit und beweist sie mit zahlreichen Übersetzungen hochdeutscher Werke ins Niederdeutsche, wie sie 1550 die Regel sind, auch wenn es darin nicht an hochdeutschen Wörtern und Wortformen fehlt. In Mittel- und Süddeutschland hat der Bücherdruck sein einflußreichstes Gebiet, und so wird dem Hochdeutschen die wichtige Stellung gesichert, die es schon mit der höfischen Dichtersprache erreicht hatte. Aber über die hochdeutschen Literaturdialekte erhebt sich nun bald der große Führer, der Deutschlands sprachliche Geschicke für alle Folgezeit bestimmen sollte.

§ 44. Luthers Bibeldeutsch. Mit dem Neuen Testament vom September 1522 steht Luthers überragende Größe inmitten seines Volkes, das in ihm bereits seinen Führer erkannt hatte; mit der Ge-

Digitized by Google

samtbibel von 1534 schreitet er siegreich durch die kommenden Zeiten. In der Einsamkeit der Wartburg erfüllte den Flüchtling das Grundbuch der Christenheit mit des Heilands Leben und Lehre. In den ältesten Urkunden und Sendschreiben der frühen Jünger überzeugte sein Deutsch das einfache Volk unmittelbar in deutschem Wortlaut von dem Sinn und Wert des christlichen Lebens; zwischen dem deutschen Text und dem gläubigen Leser brauchte nunmehr kein Vermittler zu stehen. Die Wirkung für Herz und Bildung war im Hause des Reichen wie in der Hütte des Armen gleichmäßig durchschlagend.

Die Vollbibel folgte dem Septembertestament von 1522 mit innerer Notwendigkeit. Sie wurde für unser Volk das Hausbuch und war zugleich ein Weltbuch. Das Christentum, das sich aus dem Judentum heraus entwickelt hatte und nur der Abschluß aller großen Verheißungen der Vergangenheit sein wollte, umschließt die Weltgeschichte nach christlicher Auffassung, und dieses Buch der Bücher hebt an mit dem größten der Wunder, wie es ein altdeutscher Dichter um 800 erschaut hatte: als es keine Erde gab und keinen Himmel droben, keinen Baum und keinen Berg, als nur das Nichts war, da lebte der alleinige Gott. Und von der Weltschöpfung führt uns die Bibel zur Fülle der Zeiten mit den heiligen Tagen von Weihnachten, Karfreitag und Ostern. Das erschütternde Trauerspiel von Golgatha errichtet das Kreuz als Symbol einer neuen Zeit, die in diesem Zeichen siegen sollte. Wahrheit und Poesie, Leben und Seherträume, Dichterphantasien und Volksweisheit lagen ausgebreitet vor den suchenden und staunenden Augen der Gläubigen, und so konnte geistig reich werden, der zuvor arm war.

Der Würde und Heiligkeit der göttlichen Urkunde entsprach das durchsichtige, klare Deutsch mit seiner herzlichen Einfalt und ungekünstelten Sachlichkeit. So konnten die Schriftgelehrten und Pharisäer nicht zum Volke reden. Erfüllt von heiligstem Eifer für seine Sache lebte Luther dem Beruf als Dolmetscher der Schrift, um sein Volk dem reinen Christentum zu gewinnen, wie es 700 Jahre früher der Heliandsdichter versucht hatte. Und der deutsche Geist, der in ihm lebte, war stärker und erhebender als das Deutschtum, das 300 Jahre früher in Walther und Wolfram für die vornehmen Kreise wirken sollte und wirkte. Was Berthold von Regensburg mit seiner Predigt begonnen hatte, das vollendete Luthers Feder in größerem Umfang und mit dauernder Wirkung durch seine deutsche Bibel.

Mit dem Neuen Testament hatte Luther dem Volke ein Buch in die Hand gegeben, das die Masse bisher nur vom Hörensagen kannte. Aber der mächtige Erfolg bahnte der deutschen Gesamtbibel den Weg zu dem größeren Erfolg für die ganze Zukunft. Sein Volk war an

Digitized by Google

sein Wort gewöhnt. Waren früher die deutschen Bibeln, die in vierzehn verschiedenen Drucken und Ausgaben vorlagen, ohne buchhändlerischen Erfolg geblieben, so sicherte jetzt der beispiellose Erfolg von Luthers Neuem Testament Verbreitung auch dem ganzen Bibelwerk: nie wieder hat ein deutsches Buch des gleichen Umfangs eine solche Verbreitung erlebt. Und damit erhielt es auch für unsere Sprache und ihre Geschichte eine Stellung, wie sie weder vorher noch nachher je ein deutsches Buch auf die Dauer gehabt hat.

Luthers Schriftstellerei, soweit sie nicht auch im herkömmlichen Latein blieb — als Augustinermönch hatte er natürlich mit dem Latein begonnen und seine Wittenberger Thesen 1517 waren auch lateinisch — beharrte von Anfang an in dem ostmitteldeutschen Literaturdialekt der obersächsischen Lande und hat sich von dem benachbarten Niederdeutsch abgewandt, das sich von Wittenberg an nach Norden erstreckt. Wie er unser Deutsch dem Latein vorzog, so blieb er auch dem Hochdeutschen treu und sicherte dessen Machtstellung dem Niederdeutschen gegenüber. Unter beiden Gesichtspunkten steht er auf seiten der Zukunft, die er als Führer einleitet.

Aber sein obersächsisches Hochdeutsch mildert er allmählich durch Zugeständnisse an die kaiserliche Kanzlei und den österreichischen Schriftdialekt. Hatte er anfänglich nach ostmitteldeutscher Weise gleuben, teufen und Heupt gesagt, so bekehrt er sich bald zu den oberdeutschen glauben, taufen und Haupt. Für die Endung -chen, die die ostmitteldeutsche Mundart verlangt, braucht er bald -lein in Kindlein, Mägdlein, Büchlein. Aber immer zeigen seine Schriften, wie sie von Wittenberg aus Deutschland eroberten, statt des oberdeutschen ů aller Druckereien Süddeutschlands das schlichte u-Zeichen von Buch und gut (oberd. Bůch und gůt), und dieses u wurde dann das äußere Kennzeichen der späteren Schriftsprache. Zwar schreiben wir handschriftlich noch die altoberdeutschen ů, insofern der Haken über dem u die Fortführung des alten o über dem u ist; aber unsere Schriftsprache hat in der heute allgemein anerkannten Aussprache den unumstößlichen Beweis, daß das östliche Mitteldeutschland an der Entstehung unserer Schriftsprache auch für die Aussprache den entscheidenden Anteil hat. Gilt doch das Gleiche auch für die Fortsetzung der mhd. Doppellaute ie und üe, die in Oberdeutschland durch alle Jahrhunderte in der Volkssprache Doppellaute geblieben sind. Wenn wir dagegen in der heutigen Schriftsprache bieten und büßen mit langem î und û aussprechen, so ist das frühe Eigenart des Ostmitteldeutschen, die sich für die Schriftsprache durchgesetzt hat. Für mhd. ie brauchten Luther und seine Wittenberger Drucker noch gern ie (bieten), aber indem er auch sieben

Digitized by Google

und siegen (mhd. siben sigen) schrieb, bezeugt er für sich und seine Landschaft die heutige Aussprache, die fortan schriftsprachliche Geltung erlangte.

Der ostmitteldeutsche Schriftdialekt besaß anfänglich eine auffällige Eigenart im genitivischen -is für -es (Gottis Freundis), das meißnische Kanzleien des 14./15. Jahrhunderts geschrieben hatten, und das den Weg auch in das obersächsische Schrifttum fand. So hatte auch Luther anfänglich geschrieben und gedruckt. Es war ein Zugeständnis an die oberdeutschen Kanzleien, wenn er sich bald für die Endung -es (Gottes Freundes) entschloß.

Indem Luther mehrfache Zugeständnisse an die Sprache der süddeutschen Gebiete machte, milderte er die äußere Gewandung seines Deutsch für die südlichen Landschaften. Aber sein Wortschatz machte doch für Süddeutschland den Eindruck des Fremdartigen. Wer sich unter der Herrschaft der Literaturdialekte als Schriftsteller betätigte, konnte sich immer nur in heimatlichen Wörtern eines beschränkten Bereichs bewegen. Gelegentlich greifen Schriftsteller über diesen Bereich hinaus und verkoppeln ein Heimatswort mit der Entsprechung einer anderen Landschaft, z. B. beiten und harren oder fangen und haschen. Auf diese Weise trachtet man nach der Wirkung in die Ferne. Solche Zwiespältigkeit hat Luther gemieden. Sein Wortschatz hat im wesentlichen ostmitteldeutsches Gepräge.

Luthers Neues Testament mit seiner großen und starken Fernwirkung nach Nord und Süd, Ost und West hat den Zeitgenossen keinen Zweifel gelassen, daß der Wortschatz unserer Mundarten auch im Schrifttum das Haupthindernis beim Verständnis der neuen Übersetzung war. Über Rechtschreibung und Lautgebung konnte der Leser einer anderen Landschaft sich hinwegsetzen, indem er stillschweigend die eigene Sprechweise unterschob. Aber der heilige Text verlangte ein sicheres Wortverständnis, und der große Unterschied unserer Mundarten erzeugt immer und überall Schwierigkeiten und Mißverständnisse, die auch heute noch bestehen, wenn sie jetzt auch durch die Schriftsprache gemildert sind. Die Gegensätze im Wortschatz beleuchtet ein Glossar im Basler Nachdruck des Neuen Testaments, das der Buchdrucker Adam Petri 1523 dem Buch vorgesetzt hat. Sein Vorwort dazu lautet: „Lieber Christlicher Leser, So ich gemerckt hab, das nitt yederman verston mag ettliche wörtter im yetzt gründtlichen verteutschten neuwen testament, doch die selbigen wörtter nit on schaden hetten mögen verwandlet werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch außlegen und ordenlich in ein klein register wie du hie siehst, fleißlich verordnet." Dieses kleine Wörterverzeichnis veranschaulicht

den Unterschied von Obersächsisch und Schweizerdeutsch oder, vielleicht besser gesagt, von Wittenberg und Basel, aber es beweist zugleich, daß die starken Gegensätze später durch die Zeit gemildert worden sind. Hier muß eine kleine Probe genügen, wir wählen die Wörter des Buchstabens H: „Hall, vorlaub, ingeng, fürschopff. — Harre, wardt, beytte. — Haschen, erwischen, fahen, ergreiffen. — Hauchen, blosen, wehen. — Helfft, halb. — Hermeten sich, bekümmerten sich, waren engstig. — Heuchler, gleißner, trügner. — Heyradten, mannen, eelichen. — Hönen, spotten, schenden, schmähen. — Hügel, gipffel, bühel."

In den zwei Jahren, die auf das Septembertestament von 1522 folgten, sind in Wittenberg vierzehn neue Auflagen, in anderen deutschen Städten sechsundsechzig Nachdrucke erschienen. War die Höhe der Durchschnittsauflagen, wie man annimmt, 3000 Exemplare, so kann man den Erfolg von Luthers Septembertestament als das größte Ereignis der gesamten Weltliteratur bezeichnen. Kein Werk der Neuzeit hat so in ein paar Jahren eine gleich große Massenverbreitung erfahren. Und das vollzog sich in einer Zeit, als die Kunst des Lesens noch nicht durch den Schulzwang Gemeinbesitz des deutschen Volkes war. Luther sprach nicht zum ganzen Volk, aber das ganze Volk hörte ihn. Wir haben eine zeitgenössische Schilderung seines Erfolges, die um so wichtiger ist, als sie von einem Gegner stammt. Luthers Gegner Cochläus schildert zum Jahre 1522 in einem lateinischen Werk die Wirkung des Septembertestaments mit folgenden Worten: „In wunderbarer Weise wurde das Neue Testament Luthers durch die Buchdrucker vervielfältigt, so daß auch Schuster, Weiber und überhaupt jedwede Laien, welche einigermaßen deutsch lesen gelernt hatten, dasselbe, als ob es die Quelle aller Wahrheit wäre, aufs begierigste lasen, sofern sie Anhänger Luthers waren. Sie trugen das Buch in der Tasche mit sich und prägten seinen Inhalt durch häufiges Lesen dem Gedächtnis ein. Auf diese Weise erlangten sie in wenig Monaten so viele Kenntnis, daß sie sich herausnahmen, nicht nur mit Laien von der katholischen Partei, sondern auch mit Priestern und Mönchen, und sogar mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputieren. Ja, es fanden sich sogar Weiber, welche es von freien Stücken wagten, zum Streite herauszufordern, indem sie nicht nur Laien und Privatleute, sondern auch beliebige Doktoren und Lizentiaten der theologischen Fakultät und die ganzen Universitäten verhöhnten, ihnen Unwissenheit vorwarfen und ihre Verachtung bezeugten. Und da nun überall der bewegliche Volkshaufe mehr Neigung hat, Neuerungen zu verbreiten, als das Altgewöhnte

Digitized by Google

in seinem Zustande zu erhalten, so geschah es, daß die Schar der Lutheraner auf das Erlernen der von Luther übersetzten Heiligen Schrift mehr Mühe verwendete als das Volk der Katholiken, welche die Sorge darum wesentlich den Priestern und Mönchen überließ. Daher ist es vorgekommen, daß bei den Unterredungen von lutherischen Laien mehr Schriftstellen aus dem Gedächtnis angeführt wurden, als selbst katholische Presbyter und Mönche anzuführen imstande waren. Längst hatte ja schon Luther dem Haufen der Seinen die Überzeugung beigebracht, daß man keinem Satze glauben dürfe, der nicht in der Heiligen Schrift sich finde. Daher wurden von jenen die Katholiken, und wenn sie auch die gelehrtesten Theologen waren, für schriftunkundig gehalten, und Laien haben hin und wieder solchen sogar öffentlich vor dem Volke widersprochen, gleich als ob dieselben statt der reinen Lehre Lügen und menschliche Erfindungen gepredigt hätten."

Unberechenbar wurde denn auch die Fernwirkung von Luthers Septembertestament. Norddeutschland erhielt schon 1523 zwei niederdeutsche Bearbeitungen. Jetzt sollte auch England sein Neues Testament in der Volkssprache erhalten: ein Anhänger Luthers, der seines Glaubens wegen landesflüchtig gewordene Tyndall, hat im Jahr 1526 die ersten Ausgaben seines Neuen Testaments in Deutschland gedruckt. Köln und Worms waren die Druckorte. Aber deutsche Druckereien haben auch die Niederlande mit Bearbeitungen des Septembertestaments beschenkt: in Basel erschienen 1525 und 1526 Ausgaben in niederländischer Sprache. Im Jahre 1524 erschien in Leipzig ein Testament in dänischer Sprache, das sich großenteils an Luther anschließt. Aber der Segen von Luthers Vorbild wirkt noch weiter in die Ferne: Schweden erhält sein Neues Testament 1526, Island 1540. So wirkt Luther rasch über die ganze Welt des Germanentums.

Überall arbeiten jetzt Volkssprache und Volksbildung zusammen. Aber für die Folgezeit und die Nachwelt gab es noch ein zweites literarisches Ereignis von vielleicht noch nachhaltigerer Wirkung als das deutsche Septembertestament von 1522: das Erscheinen der Vollbibel im Jahre 1534. Mit diesem Werk in der Hand geht Luther durch alle kommenden Jahrhunderte. Damit beherrscht er fortan die deutsche Sprache und die sprachlichen Geschicke Deutschlands, wie niemand vor oder nach ihm. In keiner romanischen Literatur hat es die Bibelübersetzung jemals zu einer so klassischen Sprachleistung gebracht. Die heute in England übliche Gesamtbibel in der Volkssprache, die mit dem Neuen Testament von 1526 begonnen hatte, fand erst im Jahre 1611 ihren Abschluß, und mehrere Hände sind an ihr tätig gewesen. Die dänische Bibelübersetzung von 1550, auf der sich die

Digitized by Google

dänische Schriftsprache aufgebaut hat, ist das Werk verschiedener Gelehrter, aber sie beruht ganz auf Luthers Bibelübersetzung, wie auch die schwedische Vollbibel 1540/41 ganz auf Luther beruht. Luthers Leistung war unübertrefflich und als vorbildlich schnell anerkannt, einzig in ihrer Art.

Fortan fehlten die Lutherbibel und das Lutherdeutsch in keiner protestantischen Familie. Die Poesie ihrer Psalmen und das Trauerspiel von Golgatha war für alle Protestanten der Inbegriff der höchsten Dichtung. Aus Luthers deutscher Bibel lernte man die Weltgeschichte von den Anfängen des Menschengeschlechts bis zur Fülle der Zeit, als Gottes Sohn die Menschheit erlöste. Die Bibel lehrte zugleich alles Wissenswerte aus dem Gebiet der Weltkunde, indem sie das Morgenland und seine Wunder in den Mittelpunkt stellte. Und dieses Buch der Bücher war zugleich Gottes Wort.

So ist es für den Entwicklungsgang der deutschen Sprache von der entscheidendsten Bedeutung gewesen, daß Luther deutsch schrieb und was er deutsch schrieb. Aber ebenso wichtig ist es für uns geworden, wie er deutsch schrieb. Wie niemand vor ihm, hat er Sprache und Stil in unermüdlicher Arbeit und zugleich mit dem feinsten Verständnis gepflegt. Er hat mit dem Ausdruck gekämpft, wie er mit seinen Gegnern kämpfte. Die Weihe seiner Sendung beseelte auch seine sprachliche Arbeit an der deutschen Bibel. Mit seinen Freunden berät er sich mündlich wie brieflich um Worte und Wendungen. Aber noch lieber steigt er unmittelbar zu den echten Quellen des Sprachlebens, indem er die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen Mann auf dem Markte belauscht. Aus der Volkssprache hatte sein guter Genius ihm Sprachgefühl und Wortgewalt beschert, aus der Volkssprache schmiedet er sich immer von neuem wieder sein sicheres und starkes Rüstzeug.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und seinen lieben Deutschen gebot dem Bibelübersetzer Luther Treue gegen die Sprachen des Urtextes, aber zugleich auch Treue gegen den Geist der Muttersprache. Beiden Forderungen hätte kein Zeitgenosse so gerecht werden können wie Luther. Das sprachliche Verständnis der Muttersprache war weder vor noch neben ihm bei irgendeinem Schriftsteller gleich stark und sicher entwickelt. Es gab kein ideales Deutsch, solange die Literaturdialekte noch herrschten. So mußte er sich sein eigenes Deutsch erst schaffen, und er schuf es aus dem Sprachstoff seiner engeren Heimat, aus der thüringisch-obersächsischen Mundart. Da gab es kein literarisches Vorbild, dem er hätte nacheifern können. Die gesunde Volkskraft seiner Familie war in dem Augustinermönch Martinus durch die

Digitized by Google

Lateinschule und durch die gelehrte Bildung nicht gebrochen: als reifer Mann — er war 39 Jahre alt, als sein Neues Testament erschien — besitzt er so viel Überblick über die Sprachzustände neben ihm, daß er die Einseitigkeit seiner engeren Mundart durch Rücksichtnahme auf Niederdeutschland wie auf Oberdeutschland mildert; denn er hat nicht obersächsisch schreiben wollen, sondern deutsch. Und so bahnte sein Neues Testament sich schnell den Weg durch ganz Deutschland. Zum erstenmal hat hier ein Deutscher mit vollem Bewußtsein an seiner Sprache gearbeitet, und in den Bibelkonferenzen zu Wittenberg, in denen der Wortlaut der Gesamtbibel durchgesprochen wurde, können wir noch heute in den Protokollen Luther im Gespräch mit seinen treuen Helfern belauschen, wie ihnen die Muttersprache am Herzen lag. Tagelang konnte man über einzelne Stellen verhandeln, bis der endgültige Wortlaut gefunden war. Wortgebrauch und Wortstellung, Tonfall und Satzbau wurden mit sicherem Urteil erwogen und geprüft, und bei aller Klarheit im einzelnen erwuchs ein Werk mit einheitlichem Gesamteindruck.

Einen Blick in die Werkstatt unseres Bibelübersetzers läßt uns Luther werfen im Sendbrief vom Dolmetschen 1530. Wir sehen seinen heiligen Ernst und seine mühselige Arbeit, seinen klaren Sprachverstand und sein feines Empfinden: alles ist Nachdenken und Arbeit. Er will nicht bloß übersetzen, er will zugleich erklären und gewinnen:

„Nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern; Läufft einer ytzt mit den augen durch drey, vier bletter und stost nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken und klötze da gelegen sind, da er ytzt uber hin gehet wie uber ein gehoffelt bret, da wir haben müssen schwitzen und uns engsten, ehe den wir solche wacken und klötze aus dem wege reumeten . . . denn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch kriegisch reden wöllen . . . Als wenn Christus spricht: ‚Ex abundantia cordis os loquitur'. Wenn ich den Eseln sol folgen, die werden mir die Buchstaben furlegen und also dolmetzschen: ‚Auß dem uberflus des hertzen redet der mund.' Sage mir, Ist das deutsch geredt? Welcher deutscher verstehet solchs? Was ist ‚uberflus des hertzen' fur ein Ding? Das kan kein deutscher sagen, Er wolt denn sagen, es sey, das einer allzu ein gros hertz habe oder zu vil hertzes habe, wie wol das auch noch nicht recht ist, denn ‚uberflus des hertzen' ist kein deutsch, so wenig, als das deutsch ist: ‚Uberflus des hauses, uberflus des kacheloffens, uberflus der banck', sondern also redet die mutter ym haus und der gemeine man: ‚Wes das hertz vol ist, des gehet der mund uber', das heist gut deutsch geredt, des ich mich geflissen und leider nicht all wege erreicht noch troffen habe, denn die lateinischen buchstaben hindern aus

Digitized by Google

der massen seer, gut deutsch zu reden . . . Item da der Engel Mariam grüsset und spricht: ‚Gegrüsset seistu, Maria vol gnaden, der Herr mit dir', Wolan, so ists bißher schlecht den lateinischen buchstaben nach verdeutschet; sage mir aber, ob solchs auch gut deutsch sey? Wo redet der deutsch man also: ‚du bist vol gnaden'? Und welcher Deutscher verstehet, was gsagt sey ‚vol gnaden'? Er mus dencken an ein vas vol bier oder beutel vol geldes. Darum hab ichs vordeutscht: ‚Du holdselige', da mit doch ein Deutscher dester meher hin zu kan dencken, was der engel meinet mit seinem grus . . . Wie wol ich dennoch da mit nicht das beste deutsch habe troffen. Und hette ich das beste deutsch hie sollen nemen und den grus also verdeutschen: ‚Gott grusse dich, du liebe Maria' (denn so vil wil der Engel sagen, und so wurde er geredt haben, wan er hette wollen sie deutsch grüssen) . . . Wer deutsch kan, der weis wol, welch ein hertzlich fein wort das ist: ‚Die liebe Maria, der lieb Gott, der liebe Keiser, der liebe fürst, der lieb man, das liebe kind.' Und ich weis nicht, ob man das wort ‚liebe' auch so hertzlich und gnugsam in Lateinischer oder andern sprachen reden müg, das also dringe und klinge yns hertz durch alle sinne, wie es thut in unser sprache . . . Ah, es ist dolmetzschen ja nicht eines iglichen kunst; es gehöret dazu ein recht frum, treu, vleisig, forchtsam, Christlich, geleret, erfarn, geübet hertz."

Das Sendschreiben vom Dolmetschen ist nicht bloß das Ergebnis von Luthers eigenster Arbeit, sondern zugleich auch der Niederschlag mancher mündlichen Vorverhandlungen im Freundeskreise. Trug er selber auch die Verantwortung für den Bibeltext, so stützte er sich doch zugleich auf Hilfe und Rat seiner Getreuen. Besonders in den dreißiger Jahren wiederholten sich die Bibelkonferenzen für neue Übersetzungen und für neue Auflagen. Außer den neuerdings wieder aufgefundenen Protokollen dieser Verhandlungen belehrt uns der Prediger Mathesius, Luthers Biograph in einem eingehenden Bericht (Mathesius, Ausgew. Werke, III. Bd. Luthers Leben in Predigten, herausgegeben von Loesche, 13. Pred. S. 316) über die gemeinsame Arbeit im Freundeskreise:

„Wenn nun Doctor zuvor die außgangen Bibel übersehen und darneben bey Juden unnd frembden sprachkündigen sich erlernet und sich bey alten Deutschen von guten worten erfragt hatte, Wie er jhm etlich Schöps abstechen ließ, damit jn ein Deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennete, Kam Doctor inn das Consistorium mit seiner alten Lateinischen und newen Deutschen Biblien, darbey er auch stettigs den Hebreischen text hatte. Herr Philippus bracht mit sich den Greckischen text, Doctor Creutziger neben dem Hebreischen die

Digitized by Google

Chaldeische Bibel. Die Professores hatten bey sich jre Rabinen, D. Pommer het auch ein Lateinischen text für sich, darinnen er sehr wol bekant war. Zuvor hat sich ein jeder auff den text gerüstet, davon man rathschlagen solte, Greckische unnd Lateinische neben den Jüdischen außlegern ubersehen. Darauff proponirt diser Presidents ein text und ließ die stimm herumbgehen und höret was ein jeder darzu zu reden hette, nach eygenschafft der sprache oder nach der alten Doctorn außlegung. Wunder schöne unnd lehrhafftige reden sollen bey diser arbeit gefallen sein, welcher M. Georg etliche auffgezeichnet und die hernach als kleine glößlein und außlegung auff den rand zum text gedruckt sein."

Aber bedarf es der Beweise, daß Luther sich den Ruhm für seine ernste Arbeit an seiner deutschen Bibel im Schweiß seines Angesichts mühselig errungen hat? Die Liebe aller Protestanten hängt noch heute ungemindert an dem vierhundertjährigen Wortlaut, als wenn er aus der Zeit Schillers und Goethes stammte. Wir alle sind mit Luthers Bibel aufgewachsen, wie sie für so viele Geschlechter im protestantischen Deutschland das wichtigste Schulbuch im deutschen Unterricht gewesen ist. So konnte die Weisheit des göttlichen Worts in der vom Reformator geprägten deutschen Formel zu unserer eigenen Volksweisheit werden, wenn mancher kerndeutsche Spruch aus Luthers Bibel stammt. Wer Sprüchwörter verwendet wie: Bleibe im Lande und nähre dich redlich (Ps. 37), Recht muß doch Recht bleiben (Ps. 94), Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein (Spr. 26), Unrecht Gut gedeiht nicht (Spr. 10), Hochmut kommt vor dem Fall (Spr. 16), Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um (Sirach 3), Das Werk lobt den Meister (Sir. 9), Wer Pech angreift, besudelt sich (Sir. 13), Gewalt geht vor Recht (Hab. 1), Ehre, dem Ehre gebührt (Röm. 13), Den Reinen ist alles rein (Tit. 1) — wer ein Sprüchwort solcher Art verwendet, der weiß oft nicht einmal mehr, daß der Kernspruch Luthers Prägung ist. Manche sprüchwörtliche Redensart ist ein Bibelwort Luthers: Bis hierher und nicht weiter (Hiob 38), Mit fremdem Kalbe pflügen (Richt. 14), Im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen (1. Mose 3), Seinen Mut an jemandem kühlen (2. Mose 15), Ein Dorn im Auge (4. Mose 33), Sein Herz ausschütten (1. Sam. 1), Ein Kind des Todes (1. Sam. 26), Wider den Strom schwimmen (Sir. 4), Jemandes guter Engel sein (Tob. 5), Sein Licht unter den Scheffel stellen (Matth. 5), Herrlich und in Freuden leben (Luk. 16).

Luther ist nicht nur der Begründer und Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache durch sein Bibeldeutsch geworden. Auch manche Wortschöpfung trägt seinen Namen und seinen Geist: das

Wort Feuereifer im Septembertestament von 1522 ist für Luther bezeichnend. Wörter wie Bubenstück, Lästermaul und Mördergrube sind mit Luther aufgekommen; Wörter wie Linsengericht und Sündenbock herrschen mit Luthers Bibel in unserem Sprachgebrauch. Und können wir es da noch für Zufall erklären, daß das Wort Muttersprache durch Luthers deutsches Schrifttum hochdeutsch geworden ist?

Für die Muttersprache hat Luther gekämpft und gelebt, indem er für das Wort Gottes lebte und kämpfte. Seine Muttersprache war vom elterlichen Haus aus die thüringisch-obersächsische Mundart gewesen. Mit dem Sieg des Septembertestaments übernimmt sein Literaturdialekt die Aufgabe der Schriftsprache für ganz Deutschland. War das obersächsische Wittenberg nun der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden und zog es die studierende Jugend aus allen deutschen Gauen an, so mußte fortan das Lutherdeutsch von dort aus ganz Deutschland durchströmen. Die jungen Wittenberger Theologen führen das obersächsische Lutherdeutsch in Niederdeutschland ein. Da tritt das alte Plattdeutsch zurück; durch das 16. Jahrhundert erobert das Hochdeutsch Luthers die Kirche und die Literatur Niedersachsens. Seit 1621 verzichtet Niederdeutschland endgültig auf plattdeutsche Bibeln, und seitdem ist auch in Norddeutschland das Hochdeutsche die Literatursprache.

Auch im deutschen Südwesten tritt der da herrschende Literaturdialekt zurück. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts überwiegt die neue Schriftsprache in den Druckwerken von Freiburg, Basel und Zürich. Aber auch die bayrisch-österreichischen Gebiete haben schließlich nicht zurückbleiben können, und so haben sich alle Landschaften an Sprachnormen angeschlossen, die in Luthers Bibelsprache wurzeln.

Der Sieg der neuen Schriftsprache, die mit Luthers Bibeldeutsch zusammenfällt, gründet sich auf den Ruhm, den das Lebenswerk des Reformators erst im Anschluß an das Neue Testament von 1522, dann an die Vollbibel von 1534, gefunden hat. Auch seine Feinde waren gezwungen, in das allgemeine Lob einzustimmen. Witzel, ein heftiger Gegner Luthers, bedient sich in seinem „Betebüchlein beide dem Alter und der Jugend nutzbar" (Leipzig 1537) der lutherischen Bibelübersetzung, „weil dieselbe itzt jedermann bekannt und ohne diese niemand bei unsern Laien Glauben hat." In Wahrheit bewundert Witzel die Sprache des verhaßten Reformators: „Es kitzelt fein, sein Deutsch, und fesselt den Leser" — so urteilt er 1533 über die neue Bibelübersetzung; sie sei an sich selbst leicht und verständig, auch gut; ihr Autor sei darauf bedacht gewesen, wie seine Arbeit den deutschen Ohren wohlklinge.

Digitized by Google

Gewiß hat sich Luther keiner Selbsttäuschung hingegeben, wenn er schon im Sendbrief vom Dolmetschen selbstbewußt von seinen Gegnern sagt: „Das merkt man wohl, daß sie aus meinem Dolmetschen lernen Deutsch reden und schreiben und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt. Es tut mir sanft, daß ich auch meine undankbare Jünger, dazu meine Feinde reden gelehrt habe." Die Sprache altgläubiger Schriftsteller ist ihm um so verhaßter, als sie ihn abschreiben, seine Sprache lernen und bald sein Deutsch meistern wollen. Aber „wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Worte Matthäus 1 ‚Liber generationis' sollte verdeutschen, so hätte keiner gewußt gack dazu zu sagen." Das Wort Geschlechtsregister, auf das Luther hier anspielt, war eine glückliche Wortbildung; aber im Entwicklungsgang unserer Sprache hat es sich nicht behauptet. Im 16. Jahrhundert fehlte das neuere Wort Stammbaum völlig. Unsere Sprache hat sich über den Reformator hinaus weiterentwickelt.

Luther war sprachlich der modernste Schriftsteller, als sein Neues Testament alle deutschen Lande in schnellem Siegeslauf eroberte. Bald erschien jede abweichende Sprachart rückständig, die in einer andern Mundart wurzelte, wie das Schweizerdeutsch der Züricher Bibel, die den schweizerischen Reformator Zwingli zum Verfasser hatte, und wie Ecks katholische Bibel mit ihrem bayrischen Literaturdialekt. Aber ist die Sprache, die im Verlauf des 16. Jahrhunderts das modernste Deutsch darstellte, auch für die Geschlechter nach Schiller und Goethe noch ebenso modern wie damals? Oder würden wir nicht rückständig erscheinen, wenn wir altmodische Wörter und Wendungen der Lutherbibel im alltäglichen Leben und in der heutigen Buchsprache anwenden wollten? Allerdings hat unser Deutsch, das in der Lutherbibel seine starken und unverrückbar festen Wurzeln hat, in wechselvollen Schicksalen an unheilvollen wie segensreichen Einflüssen von außen wie von innen so vielerlei erfahren, daß unsere Schriftsprache wie unsere Volkssprache heute nicht mehr das gleiche Bild zeigt wie in der Lutherbibel. Aber wenn Luthers Deutsch uns heute auch nicht mehr in allen Dingen modern erscheint, so fühlen wir noch immer darin den Herzschlag der großen Zeit, in der die Geister erwachten und es eine Lust war zu leben, und den Herzschlag des großen Mannes, der die gesunde Volkskraft des Deutschtums durch Gottes Wort zu einer Wiedergeburt des deutschen Geistes und Lebens steigerte.

§ 45. Das Jahrhundert der Sprachgesellschaften. Das „Lutherdeutsch" ist ein wesentliches Erbe aus dem 16. Jahrhundert, und so tritt uns die Bezeichnung früh im 17. Jahrhundert entgegen: freilich zunächst wieder auf Latein, wenn Opitz 1628 einem elsässischen

Digitized by Google

Freunde schreibt: „Hoc tamen nunc habe, veluti ego Silesiaca dialecto non utor, ita neque vestra Alsatica uti te posse. Est quoddam, quasi Atticum apud Graecos, genus quod Lutheranum vocitare per me potes: hoc nisi sequaris, erres necesse est." Aber eben dieses Lutherdeutsch, das sich jetzt zum Schriftdeutsch entwickelt, hatte von der Sprachlehre bereits die Geltung für Schule und Schrifttum erlangt und behauptete ihre Anerkennung für das ganze 17. Jahrhundert und darüber hinaus, es ist die Luthergrammatik des Claius vom Jahre 1578: Grammatica Germanica ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta. Der obersächsische Literaturdialekt beansprucht mit der Lutherbibel Vorrang und Herrschaft über ganz Deutschland. So groß war das Ansehen von Luthers Übersetzung, daß seine Sprache zur Richtschnur für alles Schrifttum wurde. Und diese Grammatik bleibt im 17. Jahrhundert mit sieben neuen Auflagen wirksam — zum elften und letztenmal erscheint sie 1720 — obwohl sie in einem Punkt längst überholt war: sie war lateinisch abgefaßt, aber der deutschen Sprachlehre hätte die deutsche Sprache geziemt, deren Ruhm in gleichem Maße stieg, als die deutsche Reformation das Ansehen des deutschen Namens in weiten Kreisen gehoben hatte. Man rühmte sie seit den Tagen Fischarts, der die Formel 1575 in der Geschichtsklitterung wohl als erster gewagt hatte, als „Haupt- und Heldensprache", die auch hinter Latein und Griechisch nicht zurückzustehen brauchte.

Unser Deutsch durfte jetzt auf sein Recht pochen, vor dem Volk und für das Volk eine Rolle zu spielen und forderte dieses Recht in der deutschen Schule. Hatte Luther das Deutsche in der Kirche durchgesetzt, so verlangte Ratichius 1612 auf dem Frankfurter Reichstag unser Deutsch als die Sprache der Schule: nur die Muttersprache kann und darf Trägerin der Bildung in der Schule werden. Aber hinter allen Forderungen für die Muttersprache blieb die Wirklichkeit zurück. Es ist die Aufgabe des 17. Jahrhunderts geworden, den Ruhm der Muttersprache gegen alle Feinde zu sichern.

Im Jahre 1617, als der junge Opitz sein Büchlein Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae in herkömmlichem Latein veröffentlichte und Fürst Ludwig von Anhalt in Weimar die Fruchtbringende Gesellschaft vom Palmenorden gründete, begann der Kampf gegen sprachliche Ausländerei. Nicht erst der Dreißigjährige Krieg hat die deutschen Lande mit französischen Modewörtern heimgesucht. Was schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts begonnen hatte, das drang mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts mächtiger vor und setzte sich so bedrohlich fort, daß zwischen 1640—1650 kein

Digitized by Google

Jahr verging, in dem nicht der Kampf gegen die Fremdwörterei an allen Ecken und Enden in ganz Deutschland aufloderte.

Das Zeitalter der Reformation war nur scheinbar fremdwortfrei gewesen. Unter der Herrschaft des Lateins, die sich vom Mittelalter in die Neuzeit hinzieht, hatten Kirche und Staat an der Einmischung von lateinischen Wörtern in die Volkssprache keinen Anstoß genommen. Für manche Gelehrten und Kanzlisten war Latein zur zweiten Muttersprache geworden, und das Ansehen des Lateins wuchs seit dem Bücherdruck, der zunächst hauptsächlich dem Latein zugute kam (oben S. 311), als der Humanismus die Pflege der römischen Klassiker neu belebte. So konnte man im 16. Jahrhundert an den vielen Fremdwörtern, die überall herrschten, keinen Anstoß nehmen. Und so gehört unser ältestes Fremdwörterbuch — Simon Roth 1571 — noch in das Reformationsjahrhundert; aber es bekämpft das Fremdwort nicht, sondern verdeutscht es nur. Latein und Deutsch waren keine Gegensätze, sie vertrugen sich geschwisterlich.

Doch mit dem Ende des 16. Jahrhunderts zeigte sich vorerst in der Sprache deutscher Höfe und deutscher Heere manches französische Wort. Seit dem Absterben des in Frankreich geborenen, in französischem Geist lebenden Rittertums, das im 12./13. Jahrhundert vorgeherrscht hatte (oben § 38), war keine allmächtige Mode dem Französischen förderlich und dienstbar gewesen. Jetzt beginnt von fürstlichen Höfen und Heeren aus der französische Einfluß, und indem die Bildungsreisen junger adliger Herren nach Paris und Bologna gingen, gesellte sich zum Französischen das Italienische, und von Wien aus kam noch besonders der spanische Einfluß hinzu.

Vor dem 17. Jahrhundert hat Deutschland keinen Kampf für die Reinheit seiner Sprache erlebt; der Kampf um unser Deutsch, den Luthers Auftreten und Vorbild überall entfesselte, galt der Gleichberechtigung der Muttersprache neben dem Latein. Luther selbst war mehr für die ererbte Volkssprache als gegen die Einmischung von lateinischen Fremdwörtern eingetreten.

Aber nun erscheinen um die Wende dieses und des nächsten Jahrhunderts Fremdwörter aus den romanischen Sprachen, die Simon Roth 1571 noch nicht gekannt und gebucht hatte. Von den fürstlichen Höfen und Heeren drangen Ämter mit fremden Titeln vor: Prinz, General, Kapitän, Leutnant und Offizier werden schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu deutschen Wörtern, und bald verraten Kriegsschriftsteller den Umfang des fremden Einflusses in ihren Fachschriften mit Wörtern wie Artillerie, Infanterie, Kavallerie, Armee, Truppe, Garnison, Muskete, Pistole und Kanone. Und wenn dann Opitz 1617

Digitized by Google

über brav und Caval er als neue Modewörter spottet, so ist schon die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege für das Eindringen mancher Fremdwörter französisch-romanischer Herkunft verantwortlich zu machen.

Nunmehr wurde es klar für jeden, der sich belehren lassen wollte, daß an der sprachlichen Ausländerei das Latein in gleichem Maße beteiligt war wie das Französische. Und da mußte jeder Freund des Volkes und unserer Sprache erschrecken über den Umfang ihrer Verunstaltung durch Fremdwörter. Man fühlte da, wo man über unser Deutsch nachdachte, daß hundert Jahre früher unsere Volkssprache in Luthers Bibel ein höheres Ideal für Sprachreinheit aufgestellt hatte. Vor Luthers Deutsch einen Maßstab für sonst und jetzt, so war das östliche Mitteldeutschland der gegebene Sammelplatz für den Kampf gegen die Verwelschung, gegen sprachliche Ausländerei. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der 1617 die Fruchtbringende Gesellschaft in Weimar begründet hatte, war bis zu seinem Tode 1650 Mittelpunkt und Seele aller Bestrebungen; sein Eifer und Verständnis in sprachlichen Dingen, sein Ansehen und Gewicht im Kreise der Adligen und Gelehrten sicherte den Einfluß und Erfolg so mancher Leistungen, die die große Sprachgesellschaft zeitigte, ehe sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts langsam abstarb.

Es war vor allem die Gesellschaftssprache der vornehmen Welt, die von der Fremdsprachigkeit der Höfe angesteckt wurde, um dann schnell die natürliche Volkssprache zu vergiften. Jeder Beobachter konnte sehen, wie neumodische Wörter sich einlebten, die noch vor einem Menschenalter gefehlt hatten. Überall wird gewarnt vor Wörtern wie Cavalier und Gentilhomme, Dame und Demoiselle, Courtoisie und Mode, Pläsir, brave, noble und nett, caressieren. In die vornehmen Häuser schlichen sich jetzt auch Onkel und Tante, Papa und Mama ein, um nicht wieder aus der heimischen Häuslichkeit zu verschwinden.

Wie das alles schon im 17. Jahrhundert aufgefallen ist, hören wir auch nur zu oft über die Fremdwörterei in der Heeressprache. Ganz allgemein ist die Klage, „daß wier fast kein einziges Ding, so zu unserer Kriegs-Kunst und Wissenschafft gehöret auff guht teutsch mehr können hervor bringen, besonder uns immer mit welschen und französischen Wöhrtern und Nahmen schleppen und dadurch ein sonderbares Ansehen machen wollen." Das veranschaulicht Rist (1642 in seiner Rettung der edlen teutschen Hauptsprache S. B VII b) mit guten Beispielen: „Die Hauffen müssen uns Trouppen heissen, arbeiten travailliren, die arme Leute plagen tribuliren. Essen und Trincken nennet man Vivres,

Digitized by Google

die Hülffe oder Beystandt Assistentz, das grobe Geschüß, Feuerwerck und was sonst mehr dazu gehöret Artillerie, die freywillige Soldaten Aventoureurs, die Feldschlangen Serpentinen, das Wachthauß Corps de garde, die Flucht nehmen oder (welches ein wenig höflicher lautet) etwas zurücke weichen reteriren, das herzu graben approchiren, die Fahnen Standarten, das erquicken refraichiren, dem Feinde entgegen kommen recontriren, die Bündtnüssen alliancen, das Vornemen Desegno, den Paßzettel Contrasegno, die Festungen schleiffen demoliren, die Schlacht-Ordnung Bataille, den Feind angreiffen chargiren, die Besatzung Guarnison, die ordentliche Bezalung Gage, die Futterung Fourage, das ausrüsten montiren, das kriegen militiren, das einnehmen occupiren, das befehlen commendiren, das Geleit conduict, das untergraben miniren, das sprengen mit Feuerwercken pedardiren, den Vorzug Avantgarde, den Nachzug arriere garde, das lösen rançonniren, sich rechen revengiren, das verzeihen perdonniren, mit Gewalt etwas ausrichten forciren, herzu nahen avanciren. Und wer kan doch alle unteutsche Wörter, derer man sich heut zu tage so wol im reden als schreiben gebrauchet, zu Papier bringen?"

Wie hier bei Rist, so war man überall stolz auf den ererbten Reichtum unserer Sprache und ihre Bildsamkeit. Man schämte und empörte sich über die Geringschätzung, mit der unser Deutschtum durch die Ausländerei gefährdet wurde. Der modische Unfug der alamodischen Ausländerei, die in Französisch und Latein einen vorbildlichen Sprachstoff suchte und aufnahm, rief die Vaterlandsfreunde Mittel- und Norddeutschlands, auch des deutschen Westens, zu den Waffen, man scharte sich um die Schriftsteller und geistigen Führer der Zeit zum Kampf gegen die Gefahr der Ausländerei.

Auf den Palmenorden von 1617 folgte die Aufrichtige Tannengesellschaft Straßburg 1633, Zesens Deutschgesinnte Genossenschaft Hamburg 1643, der Nürnberger Pegnesische Blumenorden 1644 und Rists Elbschwanenorden 1658. Aber ihre eigentliche Höhe erlebt die Sprachreinigung in dem Jahrzehnt von 1640—1650 in mehreren Kampfschriften: Rist, Rettung der edlen teutschen Hauptsprache 1642, Der Unartig Teutscher Sprachverderber 1643, Teutscher unartiger Sprach-, Sitten- und TugendVerderber 1644, Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz 1644, Neue außgeputzte Sprachposaun 1648.

In dem Kampf für Sprachreinheit und Sprachreinigung beansprucht — bewundert viel und viel gescholten — Philipp von Zesen einen besonderen Platz. Mit- und Nachwelt hat sich böse Scherze erlaubt, Zesen mit Wortschöpfungen zu belasten, an denen er nicht den geringsten Anteil gehabt hat. Für Nase soll er Gesichtserker gesagt

Digitized by Google

haben, aber dieses Wortgebilde tritt vor 1800 nirgends auf; damals wurde es zur Verunglimpfung Zesens eigens erfunden. Löschhorn soll er auch für Nase aufgebracht haben, aber es ist ein Wort aus den Fastnachtspielen von Hans Sachs. Mit Entrüstung hat Zesen es von sich gewiesen, daß er Windfang für Mantel aufgebracht habe; das war vielmehr ein rotwelsches Wort der Landsknechte des 16./17. Jahrhunderts. Willkürlich ist auch noch die Behauptung, für Kronprinz habe er königlicher Fürst gesagt, vielmehr tritt das Wort Kronprinz selber erst nach Zesens Tode auf. Die Umschreibung pelzene Mausefalle für Katze ist keine Leistung Zesens und auch bei ihm nicht nachzuweisen.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß Zesen in den Jugendromanen, die er als Fünfundzwanzigjähriger geschrieben hat, Wortübersetzungen gebraucht, die schlimmer nicht gedacht werden können: Jungfernzwinger für Nonnenkloster, Tageleuchter für Fenster, Zeugemutter für Natur. Aber dem ganzen Zeitalter fehlte noch die Einsicht in den Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort, wie denn allgemein die Deutung von Wörtern wie Katze und Maus, Nase und Ohr Schwierigkeiten ergab, die erst seit Jacob Grimm gelöst werden konnten.

Aber es gibt auch gute Wortschöpfungen, für die Zesen wohl verantwortlich ist. Dahin gehören lustwandeln für spazieren, Nachruf für Nekrolog, Vollmacht für Plenipotenz, Sinngedicht für Epigramm. Zesen hat durch ein langes Leben seine ganze Kraft und Arbeit für die Deutschheit unserer Sprache eingesetzt. Es ist auch nicht zu unterschätzen, daß er und die von ihm gegründete Deutschgesinnte Genossenschaft für das Hochdeutsche als Schrift- und Umgangssprache das Ideal der hochdeutschen Schriftsprache Luthers schützte und für Norddeutschland befestigen half und daß er am Ausbau der Sprache in Rechtschreibung und Wortgebrauch mitarbeitete. Der große Leibniz hat Zesens wortschöpferisches Können gerühmt, und die zahlreichen Anhänger Zesens im 17. Jahrhundert sprechen für den ernsthaften Eindruck, den sein Wollen und Vollbringen überall machte.

Vor und neben Zesen hat das 17. Jahrhundert viele Kämpfer für Sprachreinheit an der Arbeit gesehen; wir erkennen sie an ihren Früchten. Erfolgreiche Ersatzwörter für langsam vordringende Fremdwörter kommen allmählich auf und bürgern sich ein wie Augenblick für Moment, Bittschrift für Supplication, Briefwechsel für Korrespondenz, Entwurf für Projekt, Gegenstand für Objekt, Gesichtskreis für Horizont, Jahrbücher für Annalen, Jahrhundert für saeculum, Milchstraße für via lactea, Mundart für Dialekt, Ober-

Digitized by Google

fläche für lat. superficies, Schriftsteller für Autor, Trauerspiel für Tragödie, Unstern für frz. désastre, Weltbürger für Kosmopolit. Freilich vermögen wir, wenn wir den Beweis ernst nehmen, die Wortschöpfer und die Geburtsjahre der Neuschöpfungen nicht mit Sicherheit zu bestimmen, dafür müßte der Wortschatz des Jahrhunderts erschöpfend aufgenommen sein. Das ist er aber noch nicht, und wird er auch nicht so bald sein. Aber darauf kommt es für unsern sprachgeschichtlichen Überblick nicht an. Wir freuen uns festzustellen, daß das Jahrhundert der großen Sprachgesellschaften sich durch eine Fülle von glücklichen Ersatzwörtern im Kampf um Sprachreinheit und Sprachreinigung als berechtigte Ideale bewährt hat.

Viel wertvolles Wortgut stammt somit aus dieser Zeit, aber nur sprachlicher Sinn und guter Wille sind zur Beurteilung befähigt. Wer die auf Gueinz, den Vorläufer Schottels, zurückreichende Neuschöpfung Mundart vorurteilslos prüft und nicht von Dialekt als dem Ausfluß des klassischen Altertums befangen ist, hat von der Erkenntnis auszugehen, daß wir mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts noch immer in den Anfängen unserer Schriftsprache stehen. Nun hat jede Kultursprache zwei Arten des Auftretens: eine schriftliche oder Schriftsprache, die man damals auch Schreibart nannte, und eine mündliche oder Mundart. Man redete also naturgemäß von einer Schreibart und einer Mundart der Sprache. Und wenn man Schreibart (der Sprache) und Mundart (der Sprache) abkürzte, so ist das eine Weglassung, wie sie sich im Leben jeder Sprache wiederholt. Der Stempel der Geschichtlichkeit gibt unserer Wortschöpfung einen großen Vorzug gegenüber dem nichtssagenden Dialekt, das für unser deutsches Sprachgefühl ganz inhaltslos ist.

Aber an einer Seite der Sprachreinigung dürfen wir hier doch nicht vorübereilen. Die deutsche Sprachlehre wurzelt für das 16. Jahrhundert ganz und gar in der Vorherrschaft des Lateins, das seit alters feste Begriffe und Kunstwörter besessen hat. Die Loslösung aus den Fesseln des Lateins ist aber der ganzen Neuzeit nie gelungen, und noch heute besitzen wir keine deutsche Kunstsprache. Aber das Streben danach tritt im Zeitalter der Fruchtbringenden Gesellschaft kräftig hervor und zumal in ihren Kreisen. Dem Vorgang des Hallischen Rektors Gueinz hat sich der Wolfenbüttler Schottel angeschlossen mit Einführung und Durchführung von Schlagwörtern, die im 16. Jahrhundert noch nicht geläufig waren. Neuerungen dieser Zeit waren — neben Mundart für Dialekt — Sprachlehre für Grammatik, Wörterbuch und Sprachschatz für Lexikon, Hauptwort für Substantiv, Zeitwort für Verb, Zahlwort für Numerale, Mittelwort für Partizip, Beiwort

Digitized by Google

für Adjektiv, Endung für lat. terminatio, Geschlecht für Genus, Wurzel für Radix, Doppelpunkt für Kolon, Strichpunkt für Semikolon, Fragezeichen für lat. signum interrogationis.

Das ganze 17. Jahrhundert hat in unermüdlicher Arbeit die Forderung von Sprachreinheit und Sprachreinigung erhoben und durchgeführt. Die Begeisterung für die Muttersprache hat dem redlichen Wollen ein schönes Vollbringen gesichert. Den reichen Anregungen aus der Zeit des furchtbaren Krieges, in der auch Moscherosch und nach ihm Grimmelshausen wurzeln, sollten bald bedeutende Leistungen für die deutsche Sprachwissenschaft folgen. Jedenfalls ist Schottels Hauptwerk „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache" (Braunschweig 1663) nach Umfang und Inhalt, nach Geist und Absicht die größte Leistung deutscher Sprachwissenschaft vor Jacob Grimm. Die Sprache der Gegenwart wie die Sprache der ganzen Vergangenheit durchforscht und beobachtet Schottel gründlich und allseitig wie niemand vor ihm. Leben und Wachstum, Bau und Erscheinungsformen der Muttersprache werden seinem Scharfsinn zu reichen Quellen der Erkenntnis, und überall sehen wir ihn gehoben von der Vaterlandsliebe, die dem deutschen Volk in schwerer Zeit Verständnis für die Muttersprache erstrebte. Noch immer bedurfte die Muttersprache der sicheren Führung aus den Einflüssen der Mundarten zur Höhe der Schriftsprache. Obwohl in Niederdeutschland geboren und erzogen, sichert er dem Hochdeutschen die Stellung, die auch alle nord- und mitteldeutschen Sprachgesellschaften vertraten. Und neben Schottels Hauptwerk von 1663 darf auch Stielers „Deutscher Sprachschatz" von 1691 hervorgehoben werden als das erste deutsche Wörterbuch der aufblühenden Schriftsprache. Die Heimat der Schriftsprache war auch Stielers Heimat. Und er wie Schottel gehören in den Bereich der Anregungen, die von der Fruchtbringenden Gesellschaft ausgingen. So wird aus den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges der Geist geboren, der unsere Schriftsprache in Pflege nahm, indem fortan die deutsche Sprachforschung ihre Begleiterin wurde.

§ 46. Die neuhochdeutsche Schriftsprache. Sie ist Endziel und letzte Höhe unseres sprachlichen Entwicklungsgangs, ein dauernder Gewinn unserer klassischen Literatur und ein heiliges Vermächtnis für kommende Geschlechter. Ihre Keimzelle ist das Schlagwort deutsch oder besser dessen lateinische Vorstufe lingua theodisca im lat. Schrifttum der Karolingerzeit (oben S. 224). Dieses Schlagwort hebt die sprachlichen Gegensätze auf, die sich durch den Zwiespalt von Niederdeutsch und Hochdeutsch mit dem 6. Jahrhundert eingestellt hatten. Dem fortschrittlichen Hochdeutsch gegenüber war das Niederdeutsche

Digitized by Google

lautlich immer rückständig geblieben, und eine Aussöhnung der großen Gegensätze war eine Dringlichkeit. Das Wort deutsch sollte allmählich diese sprachliche Aussöhnung der Gegensätze Deutschlands in unserer Schriftsprache bringen.

Unsere Schriftsprache bedeutet aber in dem vorliegenden Buch die schwerste Aufgabe. Hier kann nur mit wenigen Strichen ihre Stellung gezeichnet werden. Noch hat es niemand vermocht, sie in ihrer Allseitigkeit zu ergründen und zu begründen: unlösbar wäre ein Versuch, die Schriftsprache mit der Volkssprache aller Mundarten zu vergleichen, um die Eigenart von beiden in ihren vielfachen Abstufungen und Spielarten zeitlich zu verstehen. Denn sie ist das Ergebnis von Vergangenheit und Gegenwart und wird in eine ferne Zukunft reichen. Wer sich bemühen wollte, eine Geschichte der nhd. Schriftsprache zu schreiben, wie es Heinrich Rückert 1875 in einem zweibändigen Werke getan hat, das leider unvollendet geblieben ist — es endet mit dem Zeitalter Gottscheds — der würde während der Arbeit sehen, daß die Schriftsprache nie an ihr Ziel gelangen kann, und so würde er selbst sein Ziel nie erreichen. Aber wir sind von einer ernsten Lösung der Frage jetzt weiter entfernt als je, und so können die wenigen Seiten, die wir hier noch zur Verfügung haben, nur das Wesentlichste bieten.

Die Schriftsprache will dem Schrifttum dienen wie die Volks- und Umgangssprache dem mündlichen Verkehr. Aber die Berührungen zwischen schriftlichem und mündlichem Verkehr sind vielgestaltig und unfest in Ort und Zeit. Die Schriftsprache jedoch muß nach Festigkeit und Sicherheit streben, während der unmittelbare Verkehr von Mund zu Mund der größtmöglichen Bewegungsfreiheit bedarf, wo der Augenblick gebietet. Aber die Schrift verleiht dem Augenblick Dauer und räumliche Fernwirkung; dem unüberlegten Wort des Augenblicks steht das Beharren auf dem Papier schroff gegenüber. Zu den Forderungen des Stils kommen Ausdruck und Wortwahl in ihrer Wirkung auf die Volksgenossen aller Berufe und Landschaften. Solche Rücksichtnahme führt zu einem steten Ausgleich im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen. Nun denke man sich einen solchen Ausgleich durch mehrere Jahrhunderte fortgesetzt, und man erkennt die Verworrenheit, deren Spiegelbild die Schriftsprache werden muß.

Von einem eigentlichen Anfang unserer Schriftsprache kann nicht wohl geredet werden; beginnt doch auch Rückerts Werk gleich mit der Römerzeit, und das gleiche gilt von dem Werk A. Socins, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen (Heilbronn 1888), das wesentlich auf die Begründung unserer Schriftsprache abzielt. Aber auch seit

Digitized by Google

dem Zeitalter Karls des Großen läßt sich eigentlich noch nicht von Schriftsprache reden, sondern nur erst vom deutschen Schrifttum überhaupt. Wir können mit unserem Schlagwort „neuhochdeutsche Schriftsprache" eigentlich nur auf die Neuzeit unseres Schrifttums abzielen, wie es sich langsam aus dem mittelalterlichen Schrifttum heraus entfaltet hat, um diejenige sprachliche Einheit zu kennzeichnen, wie sie durch die letzten vier Jahrhunderte gewachsen und gereift ist.

Gern hält eine weitverbreitete Ansicht Luther für den Schöpfer unserer Schriftsprache. Und diese Anschauung enthält so viel Recht und Unrecht, wie sie derjenige begeht, der Bismarck für den Schöpfer des Deutschen Reichs hält. Das Wort „Schöpfer", wie wir es im religiösen Sinne von Gott gebrauchen, kann in beiden Fällen natürlich nicht in Betracht kommen. Die Tat beider Männer in ihrer erschütternden Größe verträgt aber recht wohl einen Vergleich religiöser Weihe, und so darf man getrost auch Luther als Schöpfer unserer Schriftsprache bezeichnen, wenn sich Ehrfurcht und Verständnis richtig paaren. Alle Größen unseres Volkes haben durch das letzte Jahrhundert davon Zeugnis abgelegt, daß niemand ohne Luther von unserer Schriftsprache überhaupt reden kann. Aber dem Geschichtsschreiber unserer Muttersprache steht das Zeugnis Jacob Grimms so hoch, daß es hier seine Stelle haben muß: „Luthers Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte" (1819 Deutsche Grammatik I Vorrede S. XI).

Das Lutherdeutsch erhöhte den Ruhm des Obersächsischen: durch zwei Jahrhunderte, von 1550 bis 1750, war das Ansehen des Meißnischen dauernd im Steigen begriffen; im Reden wie im Schreiben verpönte Theorie und Praxis für viele Schriftsteller das Abweichen von diesem Ideal. Schon im Zeitalter Jesens bezeichneten schwäbeln 'schwäbisch reden oder schreiben' und schleseln 'schlesisch reden oder schreiben' für die Schriftsprache etwas Ungehöriges. Aber Gottscheds Ansehen war dem Schlagwort „meißnisch" abhold, weil es selber doch einen mundartlichen Inhalt hatte, und so bevorzugte man seit Gottscheds Zeit im 18. Jahrhundert zunächst lieber „hochdeutsch" zur Kennzeichnung der Schriftsprache, wie schon Schottel die neue Schriftsprache nicht mit

Digitized by Google

der Meißner Mundart gleichsetzte (er war ja ein geborener Niederdeutscher, der aber dem Hochdeutschen sein Recht ließ). So wußte auch Gottsched, daß das Meißnische der Schriftsprache zunächst steht, aber er wollte daneben den besten Schriftstellern der Zeit Vorbildlichkeit für die schöne Literatur zuerkennen. Er wußte, daß vieles aus Luthers Bibel veraltet ist und die neuere Sprache fortschrittliche Besserungen hat. Aber das Übergewicht des Meißnischen steht auch ihm fest, und die Zeitgenossen hielten ihn für dessen Vorkämpfer. So denkt Goethe an ihn im 6. Buch von Dichtung und Wahrheit, wo er bei der Schilderung seiner Leipziger Studienzeit davon redet, daß „die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat" (Werke 27, 58).

Indem Niederdeutschland sich während des 17. Jahrhunderts der aufstrebenden Schriftsprache bemächtigt hatte, vermochte Obersachsen im Bunde mit Schriftstellern und Sprachlehrern des ndd. Gebiets durch Gottsched auf die südlichen Gebiete einzuwirken. Noch immer hielt sich in Oberdeutschland und zumal in seinen katholischen Gebieten die Eigenart der südlichen Kanzlei- und Reichssprache, wie sie seit dem Bücherdruck und Kaiser Maximilian bedeutende Vertreter gehabt hatte. Indem aber Gottscheds starke Erfolge, die das alte Lutherdeutsch weiterbildeten, im Süden und besonders auch in Wien wirkten, mußte ein altes Kennzeichen des oberdeutschen Schriftdialekts verschwinden. Seit dem 13. Jahrhundert kennt Oberdeutschland Kürzungen zweisilbiger Wörter und Wortformen. Die mitteldeutschen Literaturdialekte und als ein Hauptvertreter besonders auch Luther und die unter seinem Einfluß stehenden Gebiete halten an der älteren Zweisilbigkeit von Sprache Sache für oberd. Spraach Sach fest. Gegen dieses Endungs-e sträubt sich Oberdeutschland in der Furcht vor einer Anbahnung protestantischer Kultureinflüsse. Im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts wird gegen „das lutherische e" und überhaupt gegen „das protestantische Deutsch" gekämpft, man wehrt sich damit gegen die Einflüsse, die von Gottsched und Obersachsen ausgingen. Aber mit dem gleichzeitigen Aufstieg der schönen Literatur, die von Mittel- und Norddeutschland herkam, siegte „das lutherische e" und „das protestantische Deutsch". An diesem Siege bildet sich Jacob Grimm die Überzeugung, daß unsere Schriftsprache der protestantische Dialekt sei (oben S. 333).

Das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts sichert die Grundfesten unserer Schriftsprache durch die Fortdauer von Gottscheds sprachlichen Erfolgen. Klopstock und Lessing, Schiller und Goethe sind die Erben der sprachlichen Erfolge, die von Luther über die Sprachgesellschaften

Digitized by Google

des 17. Jahrhunderts zu Gottsched geführt hatten, und sie werden die großen Vertreter und Vorbilder unserer Schriftsprache für die Folgezeit.

Aber die Schriftsprache erlebt gleichzeitig einen Wandel ihrer Forderungen. Ursprünglich auf das geschriebene Wort beschränkt, hat sie allmählich ihre Bedeutung auf das gesprochene Wort ausgedehnt: auf die Festsetzung der Schriftsprache folgt allmählich die Festsetzung der schriftsprachlichen Aussprache. Zwar kennt das 18. Jahrhundert noch kein Einheitsideal der Aussprache. Aber Gegensätze wie gebildet und ungebildet, Stadtsprache und Bauernsprache mußten schon frühzeitig jedem klar machen, daß die Schriftsprache eine Anwendung auf den mündlichen Sprachgebrauch vertrug. In den hochdeutschen Gebieten kam das vielleicht nicht so schnell zum Bewußtsein, aber für Niederdeutschland trug der Begriff „Schriftsprache" doch unter allen Umständen die Ausdehnung auf die Aussprache in sich. So hat Niederdeutschland von jeher ein Anrecht daran, daß man sein Hochdeutsch in lautlichen Dingen für richtiger halte als das von Mittel- und Oberdeutschland. Ein Niederdeutscher wie Klopstock wird ein besseres Hochdeutsch gesprochen haben als etwa Schiller und Goethe, von denen ausdrücklich eine stark mundartliche Färbung ihrer Aussprache berichtet wird.

So verschieben sich die Lebensbedingungen der Schriftsprache: für das Papier geboren, gerät sie in den mündlichen Verkehr und wird zur Umgangssprache auf Kosten von Volkssprache und Mundart. So stark und zäh von jeher die Lebenskraft der Mundarten war, sie wurden durch die Schriftsprache beeinträchtigt und gefährdet. In der Neuzeit beherrschte die Mundart den mündlichen und die Schriftsprache den schriftlichen Verkehr, und jeder Gebildete war natürlicherweise zweisprachig mit Schriftsprache und Volksmundart. Es kann im 18. Jahrhundert kaum vorgekommen sein, daß jemand ohne Mundart aufgewachsen wäre. Mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber verfügen ungezählte Volksgenossen von Kindesbeinen an nicht mehr über eine angeborene Mundart, an ihre Stelle ist vielfach die Schriftsprache getreten. Das können Sprachforscher und Volksfreunde bedauern, aber der Rückgang der Mundarten ist wenigstens für die größeren Bereiche der Städte nicht zu leugnen, wenn auch das Landvolk hoffentlich immerdar dem Erbe der Väter treu bleibt. So wird die Schriftsprache für die Zukunft ihren Machtbereich immer weiter ausdehnen: Schule und Bildung, Handel und Wandel, Freizügigkeit und Seßhaftigkeit geben die Gewähr für die Fortdauer der Schriftsprache bis in ferne Geschlechter.

Digitized by Google

Wird somit die Schriftsprache zur Volkssprache auf Kosten der Mundarten, so droht ein Verfall der natürlichen Lebensquellen, aus denen die Schriftsprache von jeher geschöpft hat. Immer waren sie der Jungbrunnen für Ergänzung und Erneuerung ihrer Lebensmöglichkeiten. Wem das Wohl der Schriftsprache am Herzen liegt, der muß um das Wohl der Volksmundarten besorgt sein, und die Pflege aller ländlichen Mundarten ist eine ernste Pflicht für alle, die berufen sind, über die Zukunft der deutschen Sprache und des deutschen Volkstums zu wachen.

Hier übernimmt die deutsche Sprachforschung Pflichten und Rechte. Seit Jacob Grimm sein Leben der Muttersprache gewidmet hat, kennen wir den Zusammenhang von Volkstum und Sprachart. Aber schon vor ihm wuchs mit dem Aufblühen der Schriftsprache die Freude an den bedrohten Mundarten. So stellt sich mit dem Sieg der Schriftsprache auch die Mundartenforschung ein. Schlesien, das an der Literatur und der Schriftsprache im 17. Jahrhundert stark beteiligt ist, hat nicht nur in der Dornrose des Gryphius 1660 eine dichterische Leistung aufzuweisen, es bietet zugleich auch den frühsten Versuch eines Dialektwörterbuchs. Aber die wertvollste Leistung des 18. Jahrhunderts ist der Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, das in fünf Bänden zwischen 1767—1771 einen großen Reichtum zugleich mit geschichtlichen Belegen aus der Vergangenheit aufgespeichert hat. Die größte Leistung des 19. Jahrhunderts blieb aber auf lange hinaus Schmellers Bayrisches Wörterbuch (4 Bände 1827 bis 1837), bis neuerdings die noch nicht vollendeten großen Wörterbücher der Schweiz und Schwabens einen unerschöpflichen Reichtum der Gegenwart wie der Vergangenheit gesammelt haben. Alle diese Werke reden laut von der Lebenskraft der Volkssprache und von den Wurzeln ihrer Kraft zugleich auch für unsere Schriftsprache.

Was unsere großen Dichter aus klassischer Zeit ererbt haben, trägt das Kleid der Schriftsprache: sie ist die Hüterin des Edelsten und Schönsten, das der deutsche Geist hervorgebracht hat. Sie ist zugleich ein wunderbares Kleid für Gestalten und Gedanken, die noch für viele Jahrhunderte Leben darstellen und wecken werden. Neben der Schriftsprache kann die mundartliche Dichtung nie die gleiche Anziehung und Wirkung ausüben, weil ihr Lebensbereich enger und beschränkter ist. Und doch sind wir glücklich, daß unsern Mundarten der Einzug in unsere Dichtung nicht verwehrt worden ist, seit die Schriftsprache an Geltung zugenommen hat. Laurembergs Scherzgedichte von 1652 geben sich als die letzten Regungen eines absterbenden Literaturdialekts, sind aber zugleich auch die ersten Regungen der Stimmungen, aus

Digitized by Google

denen heraus Johann Heinrich Voß, später Fritz Reuter und Klaus Groth unsere Dichtung bereichert haben. Aber der höchste Erfolg auf diesem Gebiet war den „Alemannischen Gedichten" von Hebel 1803 beschieden.

Die Mundartenforschung deckt die Quellen unserer Schriftsprache auf. Seit Schottel und Gottsched wissen wir, daß diese zwar auf obersächsischem Grunde beruht, aber sich auch aus anderen Mundarten bereichert und erneuert. Die Zusammensetzung unseres heutigen Wortschatzes deutet keineswegs ausschließlich oder überwiegend nach Obersachsen. Alle deutschen Lande haben zu dem Ausbau unserer Schriftsprache beigetragen, indem Schriftsteller aller Gegenden aus ihrem sprachlichen Mutterboden Gewächse in den Garten der Schriftsprache verpflanzt haben.

Zu dem alten Erbgut an urdeutschen und altdeutschen Wörtern übernimmt die Schriftsprache Lehn- und Fremdwörter für den Bedarf des Lebens und der Literatur. So stammt in der Neuzeit Sommerfrische aus Tirol, Eigenbrötler aus Schwaben, Machenschaften aus der Schweiz, Schnaderhüpfel aus Bayern, Schmetterling aus Obersachsen. In die Mundarten der schweizerischen Berge gehören anheimeln und Heimweh, Föhn und Gletscher. Nicht weniger bezeichnend sind für den neuzeitlichen Wortschatz unserer Schriftsprache niederdeutsche Seemannswörter wie Abstecher Flagge flott leck lichten Takel Tau Topp.

Die Mundartenforschung klärt uns aber auch gleichzeitig auf über den Ursprung unserer Schriftsprache aus Obersachsen. Mit den Mitteln des Wortschatzes wären wir nicht so leicht in der Lage, Obersachsen als die Heimat der Schriftsprache festzustellen, weil die Wechselwirkung zwischen allen deutschen Landschaften in dieser Richtung stets jedes einheitliche Sprachbild aufhebt. Aber das lautliche Gesamtbild der Schriftsprache macht doch im wesentlichen den einheitlichen Eindruck der Mundart des obersächsischen Gebiets. Das beweisen wir mit dem û von Gut und Blut gegenüber dem oberdeutschen ue (Guet Bluet) und dem ü-Laut von Güte und Hüte gegenüber oberdeutsch üe (Güete Hüete), endlich mit der î-Aussprache von bieten und lieben, wo Oberdeutschland den Doppellaut ie spricht. In allen diesen Fällen scheidet Niederdeutschland für die Entstehung unserer Schriftsprache völlig aus. So steht die Schriftsprache auch auf dem Boden des östlichen Mitteldeutschland mit der Zweisilbigkeit von Wörtern wie Seele und Sünde.

Aber es gibt einen Bereich, der uns beweist, daß die Schriftsprache über allen Mundarten steht, indem sie sich von allen gleich weit ent-

Digitized by Google

fernt. Einzig und allein in der Schriftsprache fallen Schriftbilder und Aussprache bei den Vertretern von mhd. î-ei, û-ou, û-öu völlig zusammen, während alle Landschaften dafür streng geschiedene Fortsetzungen haben. Nhd. weit und breit, gleich und weich, Bauch und Rauch, laufen und saufen, Leute und Freude zeigen in ihren mundartlichen Vertretern immer und überall verschiedene Tonvokale. Hier ist die Schriftsprache eigene Wege gegangen. Mit dem Ausgang des Mittelalters und dem Bücherdruck hatte sich eine eigene Rechtschreibung aus altem Herkommen herausgebildet unter Mißachtung landschaftlicher Lautungen, zunächst in Obersachsen, und langsam übertrug sich im 17./18. Jahrhundert auf Grund der herrschenden Schreibung die neue Aussprache. Hier sehen wir eine neue Bedeutung der Schrift für die Sprache: war und ist die Schrift im wesentlichen ein Spiegel der Sprache, so kann sie auch die lebendige Aussprache beeinflussen. So hat seit dem 17. Jahrhundert ein altes Epheu (mhd. ëbehöu) eine schulmeisterliche Rechtschreibung Efeu angenommen, die heute zugleich die schriftsprachliche Aussprache ist, während oberdeutsche Mundarten noch immer an der Aussprache Ep-heu festhalten. So greift die Schrift neuerdings vielfach verhängnisvoll in das Leben der gesprochenen Sprache ein. Es sind ungehörige Übergriffe, wenn Abkürzungen, die zunächst nur auf dem Papier eine Berechtigung haben, schließlich gesprochen werden können. Das war am Ende des vorigen Jahrhunderts vereinzelt und selten, was wir seit dem traurigen Weltkrieg erleben mußten, daß aus den Schreibstuben der Behörden Kürzungen wie Uboot für Unterseeboot, kv für kriegsverwendungsfähig, Flak für Flugabwehrkanone sich in Umgangssprache und Schriftsprache einbürgerten, und Wörter wie Hapag, Bugra gab es auch schon vor dem Kriege als Vorboten eines papierenen Deutsch. Heute aber beherrschen Kurzwörter, die von dem Telegraphenstil den Weg auf Postkarten und Briefe und schließlich in das ganze Schrifttum gefunden haben, die Sprache aller Gesellschaftsklassen und verunstalten das neueste Sprachleben gegen Natur und Zweck der Sprache, die dazu berufen ist, offen und ehrlich dem Gedanken zu dienen.

Hoheit und Ernst der Muttersprache, die sich an und mit Luthers Bibeldeutsch zur Schriftsprache entwickelte, stehen oft genug auf dem Spiel, wo Pflege und Fürsorge unzulänglich sind. Nur im Kampfe wird auch das Ideal der Sprachreinheit geschützt gegen die Verunstaltungen, wie sie das alte Erbübel der Ausländerei in der vornehmen und gelehrten Welt immer von neuem wieder zeitigt. Hatte schon Gottsched die Forderung erneuert, die in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts verkündigt war, so beseelt sie auch die

Digitized by Google

neuen Geschlechter, und die Dichtersprache unserer Klassiker wird zum Beweis, daß das Fremdwort dem Geist edler Dichtung widerstrebt. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts fordert die Sprachreinigung Beachtung, bis vor allem Campe in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch eine Fülle von glücklichen Neuschöpfungen wie Fallbeil Festland Stelldichein Zartgefühl Zerrbild die angestammte Bildsamkeit der Muttersprache erfolgreich vertritt. Unter dem Druck der Napoleonischen Zeit fühlte man das Unrecht der Muttersprache auf Sprachreinheit, wie nach dem Kriege von 1870/71 voll Stolz auf unser Deutschtum der 1885 gegründete Allgemeine Deutsche Sprachverein in segensreicher Tätigkeit der Muttersprache die Pflege zuwandte, die in dem Grundsatz gipfelt: „Kein Fremdwort für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann." Und die Not des Vaterlands erhebt heute diese Forderung lauter, damit wir alle uns immer darauf besinnen, welches Kleinod wir an unserer Schriftsprache besitzen.

Die Erfolge unserer klassischen Dichtersprache haben für unser Deutschtum noch Höheres zugleich erzielt, indem sie die geschichtliche Sprachforschung erweckten. Mit der Entdeckung und Veröffentlichung mittelalterlicher Dichtungen, von denen Otfrid (1571), das Annolied (1639) und das Nibelungenlied (1782) flüchtig genannt seien, waren Vorarbeiten für das Lebenswerk Jacob Grimms geleistet: Grundlage und Mittelpunkt der deutschen Sprachforschung blieb auf lange hinaus seine bahnbrechende, an Entdeckungen reiche „Deutsche Grammatik" (4 Bände 1819—1837), wodurch die deutsche Sprachforschung zum Range einer vaterländischen Wissenschaft erhoben wurde. Er stellt darin die deutsche Sprache in den geschichtlichen Zusammenhang mit allen ihren Verwandten und lehrt vergleichende und geschichtliche Auffassung unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Seitdem ist unendlich viel für deutsche Sprachgeschichte geleistet, aber niemand hat Jacob Grimm an Gründlichkeit und Vielseitigkeit, Tatkraft und Leistungen wieder erreicht. Er wollte die Muttersprache nicht meistern, wie seine Vorgänger, sondern geschichtlich verstehen, und ungeahnte Zusammenhänge schlossen sich ihm auf, die er in einer unabsehbaren Fülle weiterer Arbeiten noch fruchtbarer machte. Für das große „Deutsche Wörterbuch" schuf er vier starke Bände und gab damit für alle modernen Kultursprachen ein bedeutendes Vorbild, unter dessen Nachwirkungen wir auch heute noch stehen. Die reich gesegneten Arbeiten seines Lebens, die durch Mitforscher und Nachfolger durch mehrere Geschlechter hindurch gesteigert worden sind, haben dem vorliegenden Buch Richtlinien und Ziele

Digitized by Google

gewiesen, die uns einen langen Weg durch manche Jahrtausende führen konnten.

Zehn Jahrtausende und mehr hat sich die Lebensgeschichte unserer Sprache erstreckt. Das Erbe der Väter, das sich stets befestigt und gemehrt hat, bleibt uns ewig treu wie des Himmels Licht. Es hat uns in Zeiten voll Macht und Herrlichkeit gezeigt, wie angestammter Reichtum an innerem Besitz uns in den Mittelpunkt der Weltgeschichte begleitet hat. Es hat uns vom Tiefstand notvoller Zeiten auf die Höhe der Menschheit geführt, wo deutscher Geist in hellem Glanz für uns und für andere strahlt. Ein großes Volk findet große Führer, und unsere Weltstellung bestimmt auch unsere Sprache. Beides entfaltet sich zur höchsten Höhe nur selten. Aber unsere Sprache ist das herrliche Gefäß, in dem Volk und Führer sich und ihre völkische und persönliche Eigenart spiegeln.

Unser Volkstum war Germanentum und ist Deutschtum; das ist die Einheit des Bluts und des geschichtlichen Erlebens. Aus diesen beiden Quellen ist unsere Sprache gewachsen und zu selbständiger Bedeutung unter den Völkern herangereift. Den Urkräften alles Seins dient die Muttersprache immer und ewig. Aber ihre heiligen Aufgaben erschließen sich jedem, der ihr treu dient. Dichter und Denker lehren uns, sie zu lieben und gebieten uns, ihr zu dienen. Sie verheißen uns über Nachbarn Ruhm und Weltherrschaft im Geist und in der Wahrheit. Das sind keine Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde, aufbaut auf betrüglichem Grunde.

Die deutsche Geschichte, die uns Luther und Bismarck, Schiller und Goethe geschenkt hat, verheißt dem Deutschtum noch neue große Tage, wenn deutsche Arbeit in alter Treue ihre Pflichten übt und mehrt. Nichts fordert unsere Zeit gebieterischer von uns allen als ernste Pflichterfüllung gegen Deutschtum und Muttersprache. Wem es damit ernst ist, der ehrt auch jede Spracharbeit, die unserm Deutschtum gilt. Die geschichtliche Sprachbetrachtung, deren Ergebnisse dieses Buch zusammenfaßt, zeigt auf jeder Seite die Einheit von Sprache und Volkstum, wie sie uns Jacob Grimm gelehrt hat. Ehren wir alle die Muttersprache, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!

Wer für unsere Sprache arbeitet, kämpft für unser Deutschtum. So mühen wir uns um eine heilige Sache, wenn uns das Wohl des Vaterlands am Herzen liegt, indem wir für Pflege und Reinheit der Muttersprache eintreten. Die Verwelschung wäre viel tiefer eingerissen, die Pflege des Deutschen wäre nicht so erfolgreich betrieben, hätte nicht im Dreißigjährigen Krieg Deutschlands Not die Herzen so vieler Vaterlandsfreunde zu den Waffen gerufen. Ohne Kampf

Digitized by Google

auch kein Sieg für unser Deutsch, kein Sieg über die Widersacher, die die Pflege und Reinheit der Muttersprache mit verhaltenem oder offenem Grimm erfüllt.

Die Schwere der Zeit, die wir zu durchleben haben, stellt hohe Anforderungen an uns, wenn uns Hoffnung und Mut nicht schwinden sollen. Was einst in hoffnungsvolleren Tagen von jedem Deutschen verlangt wurde, kündet der Dichter auch dem Geschlecht von heute:

Einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Digitized by Google

Sachverzeichnis.

Von Ernst Ochs.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten.

A.

ä (germ.) 73. 152 f.
Ablaut 24 ff. 72. 74.
Abstrakta 54. 77. 177. 191.
Ackerbau 42. 47. 116. 155. 218.
ä-Deklination 167. 177.
Adjektivdeklination 78 f. 208. 250.
Affrikata 211. 234.
ai 173. 223. 235. 280.
Akkusativ 17. 177. 254.
Alemannisch 268. 291. 306.
Althochdeutsch 249 ff.
Altnordisch 153 f.
Angelsächsisch 223 f. 230 f. 242.
Annolied 225.
Anrede 285.
Arbeit 34.
Arianer 179. 242.
Arier 41.
Artikel 205. 287.
Arzneikunde 244.
au 173. 223. 235.
Augment 17. 75.
Aurora 35. 91.
Auslautgesetze 170 ff. 190. 192. 206. 266 ff.

B.

b (germ.) 56 f. 232.
Baukunst 32 f. 95 f. 135 ff. 15
Baumnamen 36. 43. 47.
bayerisch 184 f. 291. 298 ff. 306.
Bedeutungswandel 87. 286 f.
Benediktinerregel 241.
Beowulf 195 ff.
Berig 49. 175. 182.
Betonung 26—28. 59 f. 66. 166. 170. 243 f. 269. 280.
Bibel 176. 311. 314 f. 318 f. 322.
Bonifatius 225.
Bücherdruck 306 f. 309 ff.

C.

c 233. 243.
Cäsar 119. 130. 134.
Campe 339.
centum-Sprachen 41.
Christentum 160. 179 ff. 186 ff. 240 ff. 259.
Clavis 325.

D.

d (germ.) 56 f. 192. 230 f.
Dativ 168.
Deutsch 221 ff. 249. 272.
Dichtung 93. 195 ff. 286 ff.
Diminutiva 207. 274. 315.
Diphthongierung 300.
Doppelkonsonanten 73 f. 189 f. 211 ff.
Drama 312 f.
Dreigliedrigkeit 257.
Durativa 45 f.
-dûths, Suffix 45.
Dutzend 69.

E.

e 163 f. 166. 235. 288.
ê 163. 177.
Eigenschaftsworte 10 f. 46. 78. 140. 151. 264. 283.
Einhard 236 f. 260.
Endreim 66 ff. 237 ff. 277. 287 ff.
Erkenntnis 10. 35.
Erec 276.
eu 163.
europäischer Wortschatz 42.

F.

f 16. 52. 234. 288.
Faktitiva 76 f.
Familiennamen 292 ff.
Farben 11. 46. 96 f. 117. 217.
Feuer 34. 89.
finnisch 52. 60. 63. 115. 149 ff.
Fische 47. 96. 155.
flämisch 274.
Flußnamen 52. 83. 111 f. 114. 165.
Fragesatz 22.
fränkisch 215. 298 f.
französisch 137. 157. 215 ff. 232.
Frauennamen 49. 100. 248. 259 ff.
Freidank 290.
Fremdwörter 326 ff. 339.
Fugenvokale 73. 149. 152.
Fürwörter 81 f. 150. 203. 205. 208.

G.

g (germ.) 57.
ga-, Präfix 45. 298.

Garten 47. 95. 136. 244.
Gefäße 89. 132.
Geographie 48. 73. 108 f. 111. 210 f. 255.
Germanen 106 f. 119.
Geschichtsschreibung 305. 313.
Geschlecht 22—24. 263.
Getränke 35. 88 f.
Gleichnisse 201.
Glossen 185. 216. 241.
Gotisch 130 f. 149 f. 153. 174 ff.
Götter 52. 66. 91 f. 94. 105. 122. 125 ff. 185 f.
Gottfried von Straßburg 277 f.
Gottsched 333 f.
Grammatischer Wechsel 56. 60. 75 f.
Griechisch 6. 25. 27. 29. 54. 72. 101 f.
Grimm 339.
Großhundert 70.
Gutenberg 310.

H.

h 162. 220. 234. 238.
Handel 132 f. 273. 278. 303.
Handwerk 33 f. 139.
Hansa 303.
Hartmann v. Aue 275 f.
Haus 32. 96. 135. 155.
Hebel 337.
Heilige 259. 264 f.
Heimat der Germanen 95. — der Indogermanen 36 f.
Heldensage 63 f. 104. 183. 260.
Heliand 195 ff. 238 f. 253.
Himmelsrichtungen 97. 111.
Hochdeutsch 307.
Homer 195. 201. 237.
Hugo v. Trimberg 301 f.

I.

i 266 f. 271 f.
i 300.
i-Deklination 177 ff.
Imperativ 19.
indisch 26 f. 41. 43 f. 54.
Indogermanen 7 ff. 30 ff. 40 ff.
Inschriften (lateinisch-germanische) 64. 127 ff. 131. 168. 312.
Instrumental 205. 252.
interpretatio Romana 126. 185.
irisch 63.
Isidor 212. 241.
isländisch 70.
italienisch 181 f. 206 f.
iu 300.

J (j).

j 232. 253.
Jagd 34. 97. 217.
Jahreszeiten 7. 97. 121.
Jordanes 178. 207.
jo-Stämme 45. 84.

K.

k 233.
Karl der Große 236. 260.
Kelten 45. 48—51. 101. 114. 143 f. 161.
Klabautermann 182.
Kleidung 33. 88 f. 155.
Klöster 160. 242.
Komparativ 81.
Königtum 196 f.
Konsonantenverbindungen 53—55.
Konsonantische Stämme 165.
Körperteile 8 f.
Kosenamen 263. 296 f.
kretisch 177.
Krieg 34. 97 f. 103 f. 134. 197. 216 f. 326 ff.
Küche 89. 132. 135.
Kultur 32 ff. 88 ff. 154 f.

L.

Ländernamen 112. 219.
Latein 6. 25. 29. 45. 68. 79. 81. 99.
Lauremberg 336.
Lautverschiebung, germanische 53 ff. 163. —, hochdeutsche 209 ff. 232.
Lehnsuffixe 206. 280.
Lehnworte, germanische im Finnischen 52. 115. 149 ff. 166. 303. —, — im Französischen 216 ff. —, — im Keltischen 114. —, — im Latein 156. 224 f. —, — im Litauischen 69. 174 f. 303. —, — im Slavischen 175.
Lehnworte im Deutschen, angelsächsische 242. — — —, flämische 274 f. — — —, französische 276 ff. — — —, gotische 179 ff. 210.
Lehnworte im Germanischen, dunkle 51 f. — — —, finnische 52 f. — — —, griechische 179 ff. 184. — — —, keltische 50 f. 114. — — —, lateinische 59. 130 ff. 145 f. 157 ff. 190. 208. 210. 214. 229 f. 241. 243 ff. 257 f.
Lehnworte im Nordischen, niederdeutsche 303.
Liquida 16. 39. 44. 72.
Litauisch 27. 41. 69. 174 f.
Literaturdialekte 306 f.
Luther 313 ff. 333.

M.

Männernamen 64 f. 99 ff. 165. 207. 218 f. 248. 294.
Matronen 128.
Maximilian 307. 309. 311.
Mehrzahl 191. 271.

Digitized by Google

Metalle 96. 114.
Minnesänger 281.
mitteldeutsch 213. 298. 301. 306. 315 f. 337.
mittelhochdeutsch 266 ff.
Monatsnamen 236 f.
Monophthongierung 301.
Mundarten 291. 298 ff. 330. 335 ff.
Münzen 133. 139. 141. 312.
Musik 93. 277 ff. 290.
Muspilli 238 f. 247.

N.

Nahrung 34. 89. 136 ff.
Nasale 16. 39. 44. 72. 167. 172. 251.
Nasalierung 75.
Naturerscheinungen 7 f. 36. 94.
Nebenton 268.
Neidhart 260. 274.
neuhochdeutsch 267. 273. 331 ff.
Neutrum 24. 191.
Nibelungen 260. 277. 289.
niederdeutsch 209. 221 f. 252 f. 275. 292. 303. 323. 335. 337.
niederländisch 221. 224. 283. 303.
Nominativ 17. 19.
Notker 225. 304.
n-Stämme 80. 82 f. 169. 171. 178.

O.

o 167.
ô 73.
oberdeutsch 315. 334.
Obst 136.
ô-Deklination 177.
oi 279.
Opitz 324 f.
Ortsnamen 59. 95. 124. 141 ff. 207. 210 f. 248. 254 ff.
Ostern 188. 246.
Otfrid 225. 238. 243. 247.

P.

p (germ.) 55. 164. 279.
Partizipium Perfekti 54. 76 f. 85. 223.
— Präsentis 86.
Passiv 177. 203. 205.
Perfekt 74—76.
Pergament 309. 311.
persisch 43. 67. 115 f.
Personennamen f. Frauennamen, Männernamen.
Pfingsten 188. 241.
Pflanzen 42 f. 47.
ph 158. 182. 235.
Pikten 62.
Prahlnamen 109 f.
Präpositionen 21. 205 f. 222. 269.
Präsens 75.
Präteritum 77.
Pronominaldeklination 78 f.
Prosa 304 f.
Puck 183.
Punier 62.

R.

Rätsel 67.
Recht 32. 34 f. 36. 50. 90. 122. 134. 180. 206. 217. 247. 305.
Recke 220. 278. 290. 294.
Reduplikation 75.
Reibelaute 54—56.
Reitkunst 87. 155.
Relativum 22.
Religion 35 f. 91 ff. 129. 245.
Rittertum 273 ff. 295.
Rolandslied 199. 219. 276. 285.
Rückbildung 258.
Runen 63. 147 ff. 154. 227 ff. 262 f.

S.

s 16. 21. 56. 155. 158. 162. 166. 172. 190. 208. 288.
satem-Sprachen 41.
sch 270. 279. 308.
Schiffahrt 33. 47. 97. 140 f. 145 f. 155. 200.
Schilde 97. 104. 198.
Schottel 330 f.
Schrift 1. 176. 227 ff. 311. 338.
Schriftsprache 2. 323. 331 ff.
schwache Verba 77. 82. 86.
schweizerisch 306. 324. 337.
Schwerter 199 f.
Schwundstufe 26. 28. 76.
Sinne 10.
sittliche Begriffe 35. 91.
slavisch 41. 175.
spanisch 180. 182.
Spiel 36. 136. 138 f. 197 f.
Sprachgesellschaften 325. 327 f. 339.
Sprichwort 67. 313. 322.
Staat 134. 196 f.
Stabreim 61 ff. 125. 154. 164. 196. 202. 238 f. 289.
Städte 142 ff.
Stammbäume 62. 65. 324.
starke Verba 77. 86.
Sterne 7. 94. 184. 329.
Strophe 67. 288.
Superlativ 81. 200 f.
Synkope 193. 268 f.

T.

Tacitus 120 ff. 126. 313.
Tageszeiten 7. 97.
Tannhäuser 284.
Tanz 277 f.
Taufnamen 248. 264.
Tendenzen in der Sprache 173. 194 f. 223 f.
th 161 f. 215. 220. 299.
Theoderich 165. 176. 181. 183.
Thomasin 284.

Digitized by Google

Thrakisch 52.
Tiere 12. 32. 36. 46 f. 86. 96. 115. 121. 133. 138.
Titel von Werken 202.
tocharisch 40 f.
Töpfer 33. 133.
tsch 279.
Turnier 277.

U.

u 232. 267.
û 300.
u-Deklination 164 f.
Ulfilas 176. 181.
Umgangssprache 335.
Umlaut 223. 235. 251. 254. 270 ff. 287.
umschreibende Formen 203 ff.
Universitäten 312.
Urkunden 231. 256 ff. 292. 294 ff. 305.

V.

v 233. 243. 280.
Vaterunser 178. 228. 246.
Verbaladjektiva 78. 85.
Verschlußlaute, gehauchte 17. 39. 44. 54. 56 f.
—, harte 55.
Verschlußlaute, weiche 56.
Verwandtschaftsnamen 11. 90. 327.
Viehzucht 13. 32. 42. 51. 89. 155.
Vögel 32. 43. 96.
Vokaldehnung 243. 301.
Vokalkürzung 267.
Vokativ 18 f.
Völkernamen 49. 59. 80 f. 105. 107 ff. 119. 123. 169.
Vulgärlatein 156 ff. 167. 203 f. 207. 215 f.

W.

w 220. 238. 278.
Waffen 34. 97 f. 134. 155. 198 ff. 219. 277.
Wagen 32. 133.
Walahfrid Strabo 179. 244. 295.
Walther von der Vogelweide 277.
Weihnachten 246 f.
Weiler 256 ff.
westgermanisch 188 ff.
Wochentage 128 f. 157. 180 f. 184 ff.
Wolfram von Eschenbach 277 f. 280. 282. 285.
Wörterbücher 313. 326. 336.
Wortschatz 7 ff. 42. 46. 84 ff. 177. 193 f. 224. 273 ff. 316 f.
Wortschöpfung 322 f. 329 f.
Wortstellung 198 f. 246.
Wortübersetzung 186. 218. 246. 280 f.
Wurzeln 18. 20.

Y.

y 158. 231.

Z.

z 212 ff. 232. 308.
Zahlworte 11 f. 13 f. 32. 43. 58. 68—71. 88.
Zauberspruch 237 ff.
Zeitrechnung 7. 97. 121. 187.
Zesen 328 f.
Ziffern 311.
Zusammensetzungen 28 bis 30. 112. 150. 198 ff. 213. 256 f.
Zweisprachigkeit 207. 219 f.
Zweizahl 18. 68. 81 f. 202 f. 291. 299.

Digitized by Google

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Prof. Dr. Friedrich Kluge

Wortforschung und Wortgeschichte

Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. 191 Seiten. In Originalleinenband M. 10.50

„In gründlicher, weitausgreifender und tiefgrabender Forschung wird die Entwicklung von Form und Begriff dieser Worte ermittelt und mit bekanntem Geschick dargestellt. Kluge haben wir es ganz besonders zu danken, wenn auch die Sprachforschung, die man in Laienkreisen so gern als Ausbund der abschreckendsten Langweiligkeit betrachtet, als scienta amabilis gelten darf . . . Freunde der deutschen Sprache werden ebenso wie die Fachleute um die vorliegende Sammlung um so froher werden, je mehr sie sich hinein vertiefen." Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

„Auch hier wiederum reichen sich Wort und Sache, Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte eng die Hand. Zum Zeichen, wie mannigfaltig und lehrreich die Abhandlungen sind, geben wir die Überschriften wieder: Kneipe, Philister, Heimweh, Anheimeln, Aar, Bittsteller, Badener oder Badenser?, Kater und Katzenjammer, Mastkorb, Teerjacke, Sauregurkenzeit, Salamander, Umwelt, Burschikos, Unser ältestes Christentum. Namentlich der letztgenannte Aufsatz faßt in großzügigem Überschlag die interessantesten Wortprobleme zusammen." Literarisches Zentralblatt f. Deutschland.

Von Luther bis Lessing

Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. 5., durchgesehene Auflage. 318 Seiten. Gebunden M. 15.—

„Das Buch ist bereits seit zwanzig Jahren nicht nur den Erforschern der deutschen Sprache und Theologen eines der vertrautesten Hilfsmittel, sondern auch für jeden Gebildeten, der für die Geschichte der deutschen Schriftsprache und für ihre Mundarten sich erwärmt, eine ungemein anregende Fundgrube belehrender und anregender Tatsachen und Erscheinungen unserer Muttersprache. Es behandelt die großen Fragen unseres neueren Sprachlebens im Zusammenhang mit der Entwicklung unseres neuzeitlichen Volkstums ... Diese neue Auflage ist dankbar zu begrüßen. Sie ist nicht nur durchgesehen und nach dem neuesten Stand der Forschung ergänzt, sondern auch um zwei Abhandlungen über Schiller und Goethe in ihrem Verhältnis zur deutschen Sprache sowie durch Zeittafeln zur neuhochdeutschen Sprachgeschichte vermehrt. Es dürfte kaum nötig sein, diesem neuen Beweis der unermüdlichen Schaffenskraft des Meisters deutscher Sprachforschung gute Wünsche mitzugeben."

Tägliche Rundschau.

Digitized by Google

Digitized by Google